Hist. 3014

Ueber das

Intereſſanteſte

der

Schweiz.

Aus dem Franzöſiſchen
frey überſezt, — berichtigt und vermehrt.

Erſter Band.

Leipzig, 1777.
in der Weygandſchen Buchhandlung.

Staatl. Bibliothek
Regensburg

Dem

Hochwohlgebohrnen Herrn,

Herrn

Chriſtoph Siegmund

von Holzſchuher,

Herrn von und zu Harrlach,

Veſtenbergsgreuth, und Thalheim.

Hochwohlgebohrner,

Hochgelahrter Herr,

Höchſtzuverehrender Gönner!

Ihre ſchäzbare Gewogenheit iſt mir Bürge, daß Sie dieſe Zuſchrift nicht ungeneigt aufnehmen werden. Beurtheilen Sie dieſe Arbeit mit eben der Nachſicht, die Sie meinen übrigen litterariſchen Be-

ſchäftigungen gönnen. Es wird Ehre für mich ſeyn, wenn Sie fortfahren, mir mit Wohlgefallen zugethan zu bleiben, und ſich verſichert zu halten, daß ich ehrfurchtsvoll Zeitlebens verharre

Ew. Hochwohlgebohrnen

Berlin,
den erſten Oktober 1777.

gehorſamſter Diener,
Der Herausgeber.

Vorrede
des deutſchen Herausgebers.

Ich darf mich hier nicht weitläuftig über die Herausgabe dieſes Werks erklären. Im deutſchen Muſeum iſt der Plan einem jeden zur Einſicht und Prüfung vorgelegt worden. Man wird freilich die Delices de la Suiſſe in dieſer deutſchen Ueberſezung ganz umgearbeitet und geändert finden. Bald habe ich frey überſezet; — bald nur das Weſentlichſte und Intereſſanteſte für allerley Arten von Leſer geliefert; — bald habe ich ganze Schilderungen, — Auseinanderſezung mancher *Factorum* der Schweizerhiſtorie, — Reflektionen, — allgemeine Raiſonnements, — und gelegenheitliche, zwekmäßige Beobachtungen hereingeſchoben, — kurz, ich bin bemüht geweſen, dem deutſchen Publikum ein Werk zu liefern, welches nach Maßgebung der Umſtände eine Art von Handbuch über eine der ſchönſten Provinzen Europens abgeben kann.

Es wäre lächerlicher Stolz, läugnen zu wollen, daß ich manche Stücke aus dem Gruner, — Andreä, — Hirſchfeld und andern mehr eingerückt habe. Das war zur Vervollkommnung des Werkes nothwendig, — und ich hoffe, die Einkleidung, in welche ich dieſe Brochüren eingehüllt habe, — ſoll dem Leſer nicht ganz übel gefallen.

Die eigenen hie und da eingeſtreueten Reflektionen wird ein jeder billig denkende Leſer auf der Waage der Unpartheilichkeit, und der ſtreng-

ſten Wahrheitsliebe gehörig abzuwägen wiſſen. Es iſt nun einmal meine Mode, ungezwungen und mit offner Stirn die Wahrheit laut zu ſagen; wenn ſie auch in den Ohren der loſen Zunft, die ſie nicht hören mag, noch ſo viel unangenehme Erſchütterungen verurſachen ſollte. Der Geiſt der Freiheit wohnt in mir ſo tief, daß, wenn ich ihn auch austreiben wollte, er ſiebenfältig ſtärker werden würde. Daher wünſche ich, meiner Gedanken wegen, die ich in dieſem Bande eingeſtreuet habe, und in den folgenden noch einſtreuen werde, aus dem rechten Geſichtspunkt beurtheilt zu werden. Geſchieht dieſes, ſo wird man nirgends anſtößige Dinge, — nie Religions-Irthümer. — und nie perſonale Beleidigungen gewiſſer Stände und Orden finden. Kommt aber ein faules, — giftſaugendes, und träges Menſchengeſicht über meine Anmerkungen, beſonders die, welche über Geiſtlichkeit und Religionsweſen gehen, — ſo ſehe ich voraus, daß man in jedem Worte Häreſien und gewagte Gedanken finden werden.

Zufrieden mit dem Beifall der Kenner, werde ich indeſſen dem Geſumſe der Weſpen um dieſes Werk mit lächelndem Muthe zuſehen, und nicht einmal dran denken, mich durch Kappe und Handſchuhe gegen ihre Stacheln zu ſichern.

Noch muß ich bemerken, daß ich auch in der Wahl des Titels frey geweſen bin. Da das ganze Werk eine ſo ſichtbare Umänderung erfahren hat; — ſo konnte — ja ſo mußte der Titel auch anders lauten, als im Franzöſiſchen.

Ich wünſche übrigens dem Buche eine geneigte Aufnahme unter den Deutſchen, und empfehle mich dem günſtigen Wohlwollen meiner Leſer.

Geſchrieben in B**, den 26 Sept. 1777.

Vorbericht.

„O! fortunatos nimium, ſua ſi bona norint!

Die Neugierde iſt eine Neigung, die die Natur ſelbſt dem Herzen des Menſchen eingedrückt hat. Sie iſt die Quelle des ſo allgemeinen, als eifrigen Wunſches, außer unſerm Vaterland auch unſre Nachbaren, und außer dieſen auch die entfernteſten Nationen, ihren Charakter, ihre Sitten und Gebräuche kennen zu lernen.

So lange die Welt ſteht, hat die Neugierde ihre Herrſchaft allgemein und zum Vor-

theile der Menſchheit behauptet. Sie hat Menſchen mit Menſchen, — Nationen mit Nationen verkettet. Dem Beobachtungsgeiſt giebt ſie Nahrung und Stoff zu intereſſanten Entdeckungen. Sie macht uns mit dem menſchlichen Herzen bekannt, und gewährt das anmuthigſte Vergnügen.

Daher iſt ſie auch von je her die mächtige Triebfeder geweſen, daß Völker unter einander die engeſte Verbindungen aufgerichtet haben. Alle europäiſche Nationen haben ſie zum Leitſtern ihrer Bekanntſchaften unter einander gewählt; ihr haben ſie ihre gegenſeitige Vortheile zu verdanken.

Kein Staat in Europa war indeſſen ſo lange in Nacht und finſtre Wolken der Unwiſſenheit eingehüllt, als die Schweiz. Kaum wußte man, daß er exiſtire, — mit dem Innren ſeiner Verfaſſung, — mit der Situation, — dem National-Charakter, — den Sitten, — und den Gebräuchen der Schweizer wollte man ſich nicht bekannt machen. Nach und nach fiel man erſt auf die Idee, dies Land einer genauern Betrachtung zu würdigen.

Der Franzoſe, — der Engländer, — der Holländer u. ſ. w. ſahe zwar den Schwei-

zer mit keinen gütigeren Blicken an, als ſeinen Afrikaner und ſeinen-Weſtindier. Er wollte ihn aber doch mit dem Wilden jener Welttheile zugleich auf ein Poſtement ſtellen, um beide gegen einander zu halten, und ſeine Figur, — ſeinen Kopf, — ſeine Sitten mit des Mexikaners und Marokkaners Kopf und Sitten zuſammen zu vergleichen, um am Ende, — wie es ſein Stolz nicht anders zugab, — zum Vortheile der policierten Europäer zu entſcheiden. Ein Schweizer, der von ohngefähr in andere Gegenden Europens kam, ward mit ebem dem Erſtaunen angeſtarrt, mit dem man ein fremdes Thier aus Lybiens Wüſten bewundert.

„Der Ausländer, “ ſagt der Verfaſſer der Annehmlichkeiten der Schweiz „kennt un„ſer Vaterland, entweder gar nicht, oder, „wenn er ja von demſelben etwas gehört hat, „ſo kennt er es aus den froſtigen und hirn„loſen Erzählungen ſeiner Landsleute. Er „hält es für eine öde Wüſteney, wo Wölfe „und Bären wohnen; — wo man die Son„ne nur durch eine Oefnung erblickt, — für „ein Land, wo ſich ein ungeheures Gebürge „an das andre kettet, — wo Felſen, — un„frucht-

„fruchtbare ſteile Klippen, ſich in den Wol-
„ken verlieren, — wo der Fuß an einen
„Abgrund nach dem andern ſchwindelt; für
„ein Land deſſen Einwohner plumbe und
„grobe Viehhirten, ganz unwiſſend und
„roh, — ungeſchlachtig und von dem Wil-
„den kaum der Geſtalt nach verſchieden wä-
„ren, denen ſo gar der geſunde ſchlichte
„Menſchenverſtand fehle, u. ſ. w.

Hierzu kommt, daß man in andern Län-
dern, beſonders in Frankreich einen ſo groſ-
ſen Unterschied zwiſchen allen europäiſchen Na-
tionen und der Schweiz macht, daß man wohl
noch gar daran zweifelt, ob ſie ſo leben, wie
andre Menſchen; ob ſie nakt, oder bekleidet
gehn; — ob ſie rohes oder gekochtes Fleiſch
eſſen; — ob ſie in Häuſern oder in Höhlen
wohnen; — ob ſie wie Menſchen reden,
oder unvernehmlich, gleich den Thieren auf
dem Felde ſchreyen und heulen.

Von je her haben Fürſten und große Her-
ren die Schweizer dazu gewählt, daß ſie,
gleich dem Hirtenhunde, der die Heerden be-
hütet, ihre Perſon und ihren Pallaſt bewa-
chen ſollten. Das hat nun allerdings ſehr
viel beygetragen, dies Volk als ungeſittet
grob,

grob, und fühllos zu verſchreyen. Nichts ſezt überhaupt den Menſchen in den Augen andrer ſo tief herunter, als der Wahn, daß er eine niedrige Seele, und einen unedlen Charakter habe. Menſchen, die zu ſo geringen Geſchäften gebraucht wurden, waren alſo in den Augen andrer Völkerſchaften nicht nur verächtlich; — noch weit unanſtändiger urtheilten ſie von ihren Landsleuten, die ihr Vaterland nie verlaſſen hatten. Man ſprach ihnen Fähigkeiten, — Application zu gemeinnüzigen Geſchäften, Edelmuth und Redlichkeit ab. Ein National-Schweizer, der nicht aus ſeinem Dorfe gekommen war, — und das Thier in der Höhle, waren bey ihnen gleichbedeutende Ausdrücke.

Der Geſchmack an Fehde und Zwiſt, — die Streitbarkeit, — und der tapfre männliche Muth, der ſeit Julius Cäſars Zeiten den Schweizer überall auszeichneten, mußten nothwendig ein Vorurtheil verſtärken, das ohnedem ſchon allgemein genug ausgebreitet war. Faſt alle Geſchichtkundige ſchildern ſie als ein Volk zum Kriege gebohren, von der Natur zu den Waffen ſelbſt angeführt, — das dem Gefechte froh entgegen eilet, —

helden=

heldenmüthig ſtreitet, — das keine Gefahr ſcheuet, — welchem Angſt, Todesfurcht, und Flucht unbekannte Namen ſind! Ein ſolches Gemälde war andern Völkern, denen Herz und Muth fehlte, beſonders dem weichlichen verzärtelten Franzoſen, und dem furchtſamen Italiäner zu ſchön und ungewohnt, als daß ſein Original hätte gefallen können. Sie verwechſelten Tapferkeit und thieriſche Wuth, — Heldengröße und Grauſamkeit.

Noch in unſern Tagen wird es Mühe koſten, manchem Franzoſen den Irthum zu benehmen, daß die Schweizer, Menſch und Thier zugleich wären, — daß viele von ihnen Hörner — und Ziegenfüße hätten, — daß ſie mit dem Raubthier Wälder und Gebüſch durchſtrichen, ſich mit ihnen vermiſchten, — und ſich mit Wurzeln und Graß ernährten. So unſinnig denkt nicht nur der Pöbel in Frankreich; — auch der Vornehme und der verfeinerte Marquis, denen man doch mehr Erleuchtung zutrauen ſollte, verfallen in ein ſo lächerliches als abgeſchmacktes Vorurtheil.

— Ich will es gern eingeſtehen, daß in verſchiedenen Gegenden der Schweiz, beſonders

nahe

nahe an den Alpen die Sitten noch ſehr an das Unkultivirte und Bäuriſche gränzen, und daß es noch hie und da Ueberreſte der roheſten Einfalt und ungeſchliffenen Denkungsart gebe, wodurch ſich unſre Vorfahren von uns unterſchieden. Die Sitten haben ſich indeſſen ſo merklich geändert, daß, wenn ſie wieder zurückkehren könnten, ſie weder ihre Wohnſize, noch ihre Nachkommen kennen würden. Aus Hütten ſind Palläſte, — — aus Häuſern ganz nach antiken Geſchmack erbaut, ſind andre nach der neueſten Bauart errichtet. — Der Geiſt des jezigen Jahrhunderts herrſcht überall.

Es ſey fern von mir, eine Veränderung anzupreiſen, die der Luxus und der Stolz der Nachbaren verurſachet hat. Ich beklage vielmehr mit manchem Patrioten den Verfall der alten ehrlichen Simplicität, die den ächten und unverfälſchten Geiſt der Freyheit und Rechtſchaffenheit ſo ſicher urkundete. Wir würden ohne Zweifel in einer weit glücklicheren Situation ſeyn, und der Ausländer würde weit frohere Tage bey uns haben, wenn wir unſern alten Sitten treu geblieben wären.

Luxus

Luxus und Verdorbenheit der Sitten ſind vornehmlich aus der Gewohnheit entſtanden, fremden Fürſten im Kriege zu dienen. Im Anfang hatten freylich die Schweizer lediglich ihren Vortheil zur Abſicht. Nach und nach gewöhnten ſie ſich an ausländiſche Sitten, — wurden freier, — billigten ihre Gebräuche und ahmten ihnen blindlings nach. Der Gift fremder Laſter ſchlich ſich unvermerkt in unſre Geſellſchaften ein, vergiftete das Herz, und ward nach und nach die traurige Quelle vieler Ausſchweifungen. Geiz, — Wolluſt, — Stolz, — Ehrſucht, — und ein Gefolge andrer, aniezt nicht mehr ſeltener Laſter haben ſich auch bey uns niedergelaſſen. So haben die Schweizer das Joch der Tyrannen abgeſchüttelt, und ſich den Sitten und Gewohnheiten dieſes Jahrhunderts unterthänig gemacht, — zwey Tyrannen, die um ſo viel furchtbarer ſind, weil ſie alle Herzhaftigkeit in Entſchließungen und Vorſäzen erſticken und zulezt alle eigene Thätigkeit vernichtigen.

Doch; was ſoll ich die Fehler meiner Landsleute noch länger rügen? Dergleichen Sittenurtheil kleidet mich überdem nicht im

gering-

geringſten. Eben die Urſachen, warum man die Schweizer für eine ganz anders policirte Nation, als die übrigen Europäer, hielt, erregten vielfältig den Wunſch, eine genaue und richtige Beſchreibung ihres Vaterlandes, und ihrer Sitten zu haben. Lange genug blieb dieſer Wunſch unausgeführt. Endlich bemühten ſich verſchiedene Gelehrte ihn zu erfüllen. Tschudi, — Simler, — Rhan, — Stumpf, — Guilliman, — Stetler, Plantin, — die beyde Hottinger, — Wurſteiſen, — Haſner, — Waldkirch, und andre mehr verſuchten, eine Geſchichte der Schweiz überhaupt, und der dreyzehn Kantons insbeſondre zu liefern.

Zwey Gelehrte dieſes Jahrhunderts befolgten eben dieſen Plan, und ſezten ihn weiter fort. Der eine iſt der Verfaſſer der Annehmlichkeiten der Schweiz, der Profeſſor Abraham Ruchat, der ſich unter dem angenommenen Namen Gottlieb Keyſeler von Münſter verborgen halten wollte. Die erſte Ausgabe ſeines Werks ward bey van der Aa in Leyden 1714 in vier Duodezbänden veranſtaltet. Dieſer Schriftſteller, den man aller ſeiner Verkappung ohnerachtet gar bald demaſkir-

maſkirte, konnte eine ſehr richtige Nachricht von der Schweiz liefern. Er war ein gebohrner Schweizer, — wohnte daſelbſt, — hatte das Meiſte, das er beſchreibt, ſelbſt geſehen, und in dieſer Abſicht, wie er in ſeiner Vorrede verſichert, eine beſondere Reiſe unternommen. Er verwaltete in ſeinem Vaterlande überdem auch ein anſehnliches Amt, und ſtand durchgängig in dem guten Rufe eines ehrlichen Mannes, der weder lügen, noch nachläßig ſeyn könnte *. Die Erwartung der Leſer iſt auch völlig befriedigt. Die vier Bände, die er liefert, ſind voll von intereſſanten und angenehmen Beyträgen zur Geſchichte und zur anderweitigen Kenntniß dieſes Landes. Ihre Lektüre wird keinen gereuen, weil man auf ſeine Zuverläßigkeit rechnen kann.

Der andre, den ich meyne iſt Herr Stanian, ein engliſcher Lord. Bey dem Mangel einer richtigen Schilderung des gegenwärtigen Zuſtandes der Schweiz glaubte er durch die Herausgabe der Beobachtungen, die er während ſeiner Anweſenheit in der Schweiz, über

* S. Hiſtoire Critique de la Republique des Lettres Tome VI. p. 55.

über mannichfaltige merkwürdige Gegenſtände ſammlete, einen merklichen Nuzen zu ſtiften. Dabey hatte er eine doppelte Abſicht. Seinen Landsleuten die Schweiz bekannter zu machen, und das ungegründete Vorurtheil gegen dieſen Staat zu widerlegen.

„Mein Amt machte eine ſorgfältige Un„terſuchung der eigentlichen Verfaſſung die„ſes Landes nöthig, ſagt er in der Vorrede *. „Ein Aufenthalt von mehr als acht Jahren „konnte mir Gelegenheit genug geben, mir „hinreichende Bekanntſchaft mit den Quel„len meiner Nachrichten, und mit den Sa„chen ſelbſt zu erwerben, welche ich be„ſchreibe.“

Sein Werk hat den Titel: Etat de la Suiſſe, traduit de l'Anglois. Amſterdam 1714. bey den Brüdern Wittſtein. Die Beyträge zur Geſchichte ſcheint er aus dem Simler und Plantin, und die Materialien zur Politik und Statiſtik aus Privatunterredungen mit den Einwohnern dieſes Landes, und geſchriebenen Nachrichten entlehnt zu haben.

Beyde

* Stanian war Geſandter des Königs von England.

Beide Werke machten ſich ſelten. Man wünſchte von beiden indeß eine neue Ausgabe. Es machte indeſſen nicht wenige Mühe, ſie beſonders drucken zu laſſen. In gewiſſer Abſicht handelten ſie beyde eine Materie ab; — und ſo hätte der Leſer zwey Bücher kaufen müſſen, da er nur eins kaufen wollte. Auf der andern Seite hätte der Verfaſſer der Delices de la Suiſſe viel Wichtiges und Intereſſantes angemerkt, der Verfaſſer des Etat de la Suiſſe hingegen nicht nur viel weggelaſſen, ſondern auch zum öftern Unrichtigkeiten und Irthümer niedergeſchrieben.

Anfänglich wollte ich den Text laſſen, wie er war, und ihn nur mit Anmerkungen bereichern. Dieſe ſollten die dunkelſten Stellen erläutern, die untergeſchlichene Irthümer und Unrichtigkeiten verbeſſern, das, was vergeſſen war, nachholen, — überhaupt glaubte ich, durch ſie das Werk ſelbſt zu dem höchſten möglichen Grad ſeiner Vollkommenheit zu bringen. Nach genauerer Ueberlegung fand ich aber gar bald, daß ich dieſe Idee nicht gut zur Wirklichkeit bringen könne. Das Publikum, deſſen Vortheile die erſte Abſicht beym Schreiben und bey andern gelehrten Arbeiten

ſeyn

ſeyn ſollte, würde ganz gewiß merklichen Nachtheil gelitten haben, wenn ich ihm beyde Werke, und zwar mit Noten geliefert hätte. Freylich war die Ehrerbietung für zwey Männer, deren Verdienſte unläugbar ſind, immer noch groß genug, als daß ich nicht öfters ungewiß geworden wäre, ob ich mich auch an ihre Schrift wagen und ſie verbeſſern dürfe; — aber zulezt behielten die patriotiſche Geſinnungen gegen ein ganzes denkendes und leſendes Publikum den Vorzug. Ich entſchloß mich alſo überdem noch aus dem Grunde zur Umarbeitung, weil ich voraus ſahe, daß, wenn ich jene Werke unverändert ließ, eine ungeheure Menge von Anmerkungen und Berichtigungen nöthig wären, die nicht nur die Lektüre unangenehm machen, ſondern auch alle Augenblicke den Faden der Geſchichte unterbrechen, und den Leſer zu lange aufhalten würden.

Es ſchien mir alſo ziemlich entſchieden und gewiß, daß, wenn ich beyde Werke zuſammen verbände, und eins aus ihnen machte, der Leſer gewinnen müßte. Die Geſchichte mußte nämlich durch dieſe Verbindung gedrängter und anmuthiger, — aber auch ganz unfehlbar

fehlbar weit vollſtändiger und intereſſanter werden.

Ich ſehe freylich ſchon izt den Ausſpruch des bittern Kritikers über mein Unternehmen voraus. Ich rechne ſchon izt darauf, daß er es mißbilligen, und mir zum Verbrechen machen werde, zween berühmten Gelehrten, deren Werth im Publikum ſo ſehr entſchieden iſt, das Ihrige ſchmälern zu wollen. Allein ich wünſchte, man möchte nur bedenken, daß im Gebiete der Wiſſenſchaften weder Geburt, — noch Reichthum, noch Ehrenſtellen gegen gegründete Vorwürfe vernachläßigter Genauigkeit und Ordnung ſichern könnten; — — daß ein Mann, der auf den Namen eines Gelehrten und eines Schriftſtellers Anſpruch machen will, ſich dem Urtheile der gelehrten Welt freywillig unterwerfen müſſe; — daß alſo Hochachtung und Ehrfurcht des Publikums, gegen einen Gelehrten ſeine Fehler und Unrichtigkeiten ſelbſt nimmermehr gut machen könnten. Ich berufe mich außerdem auf die Rechtſchaffenheit, — auf die Einſichten, und auf die mir bekannte Gelehrſamkeit dieſer beyden Männer ſelbſt; und ich befürchte ihren Unwillen über mein Unterneh-

men

men uns ſo viel weniger, da ſie in der Vorrede zu ihren Werken ſchon eine Vorempfindung hievon gehabt zu haben ſcheinen. „Es iſt „ganz unmöglich, ſagt der eine, daß ein „Menſch alles ſehen und alles wiſſen könne.“ „Ich hoffe, ſagt der andre, „meine gegen„wärtige Arbeit werde wenigſtens den Nu„zen haben, daß irgendwo ein einſichtsvol„ler und gelehrter Mann das fehlerhafte und „unrichtige derſelben verbeſſern, und dem „Publikum eine gedrängtere Nachricht von „dieſem Lande liefern werde.“

Was die Anmerkungen betrift, die ich beygefügt, ſo verſichre ich mit aller der Ehrlichkeit, die man von einem Schweizer gewohnt iſt, daß ich ſie ganz frey von aller übertriebenen Liebe oder Haß gegen die Nation, — ganz unpartheyiſch und ohne alle Abſichten in Rückſicht auf die zwey Gelehrten verfertigt habe. Ich appellire an das Urtheil eines jeden denkenden und überlegenden Leſers, und an alle diejenigen, die die Schweiz nur einigermaßen kennen. Ich habe mich ſorgfältig befliſſen, in meinem Urtheile und Anmerkungen weder übertriebene Lobeserhebungen, noch weit weniger aber, bittre Satyre einzumiſchen;

weil

weil ich die Geſeze zu gut kenne, die dem Geſchichtkundigen obliegen, deſſen Beruf es iſt, die Sache ſo zu erzählen, wie ſie geſchahe, dem aber beiſſende Tadelſucht ſchlechterdings nicht geziemet.

Sollte aber demohnerachtet meine Arbeit getadelt werden, ſollte man an meinem gemachten Plane, — oder an der Ausführung deſſelben, — oder an dem åußeren Gewande des Werkes, ich meyne dem Stil etwas auszuſezen finden; — ſo wird mir dies weder unerwartet, noch unvollkommen ſeyn. Recenſionen und Urtheile ſind nun einmal das Verhångniß, dem ſich ein jeder Schriftſteller unterwerfen muß. Ich habe noch kein Buch geſehen, auf welches die Kritik keinen Anſpruch gemacht håtte. So wenig ich alſo untrůglich zu ſeyn glaube, ſo wenig will ich der einzige ſeyn, an welchem man hierunter eine Ausnahme machen můßte. Das geringſte Verſehen, das man mir mit Grunde zeiget, werde ich nicht nur als Verſehn anerkennen, ſondern auch öffentlich geſtehen, daß ich mich geirret habe. Ich weiß es aus eigner Erfahrung, und ein jeder, der die Sache nur einigermaßen verſtehet, wird mir Recht geben; —

daß

daß es ungemein viel Mühe koſte, die Geſchichte eines Landes, von dreyzehn Kantons, die in ihrer Situation, — Regierungsform, — in ihren Sitten, ſelbſt in der Religion ſo auffallend verſchieden ſind, — gut und intereſſant zu liefern.

Die hinzugekommenen Anmerkungen haben nicht einen Verfaſſer allein. Sie ſind eine Sammlung von Nachrichten, die mir verſchiedene berühmte Gelehrte zukommen lieſſen; und die ich in der Abſicht zuſammentrug, um das Werk deſto brauchbarer, — angenehmer, — und ſo der ſchmeichelhaften Aufnahme des Publikums deſto würdiger zu machen.

Die Sache genau überlegt, ſo ſcheint mir es unmöglich, daß ein Gelehrter die Geſchichte, — die Regierungsform, — die Geſeze, — und die Statiſtik der ganzen Schweiz gut abhandeln würde. Ich ſollte glauben, daß ein jedes Kanton ſeinen eigenen Geſchichtſchreiber verlange.

Was in monarchiſchen Staaten dem Geſchichtſchreiber leicht iſt, das wird dem ſchon ſchwer, der in Republiken ſchreibt, die frei-

lich alle zuſammen genommen ein Ganzes ausmachen, — die aber doch in ihrer Regierungsform ſo verſchieden ſind, als in ihren Siten und Gewohnheiten.

Schon lange habe ich der Schweiz einen Mann gewünſcht, der Geſchick genug hätte, ein ſolch gemeinnüziges Unternehmen auszuführen. Es iſt aber nicht die geringſte Wahrſcheinlichkeit, daß mein Wunſch werde erfüllet werden. So wird alſo ganz gewiß ewige Vergeſſenheit viele wichtige Begebenheiten in der Schweiz der Neugierde der Ausländer verbergen; — ſo werden die tapferſten Unternehmungen dieſer Nation, und die kühnſten Thaten ihrer Helden unbekannt, — und eine Menge edler Handlungen, die im Kriege und im Frieden der Bewunderung werth ſind, in der tiefſten Nacht eingehüllt bleiben — — — *carent quia Vate ſacro.*

Ohne den Inhalt des erſten Bandes, der vornehmlich von der Geſchichte der Schweiz in älteren Zeiten handelt, hier abzukopiren, will ich nur folgende Geſchichte in miniatüre voranſchicken.

Cicero und Cäſar ſcheinen der alten Schweizer unter dem Namen Helvetii am erſten erwähnt zu haben. Sie erwähnen aber ungemein wenig von ihnen. Sie machen uns mit ihren Namen bekannt, — und ſagen, daß die Schweiz in vier Kantons eingetheilet werde, — daß zwölfe ihrer Städte verbrannt worden wären.

Strabo, — Florus, — Tacitus, — Ptolomäus, — Ammianus, — Marcellinus und einige andre von den Alten, liefern gleichfalls nur ganz unbedeutende Beyträge zur ältern Geſchichte der Schweiz. Die alten Monumente, und Inſchriften die ſich der Verwüſtungen des Krieges und der Ungerechtigkeit der Zeit ohnerachtet bis auf uns erhalten haben, bleiben zwar ſchäzbar; ſie geben uns aber nicht mehr Nachricht als jene eben genannte Gelehrten.

Nach der Theilung des römiſchen Reiches, umzog eine ſo allgemeine Barbarey und Unwiſſenheit die ganze Welt, daß die Geſchichte der Schweiz nicht nur ganz und gar verſäumt wurde, ſondern daß wir auch, ſelbſt nach der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften,

die wenigen Fragmente der Geſchichte dieſes Landes, nicht National-Schriftſtellern, ſondern auswärtigen, beſonders deutſchen und franzöſiſchen Gelehrten zu verdanken haben. Sehr ſpäte fiengen die Schweizer an, die Geſchichte ihres Landes zu ſchreiben. Hottinger giebt uns davon folgenden Grund. Bipennem, ſagt er, felicius quam pennam verſare, pilum quam ſtilum frequentius vibrare didicerunt.

In dem mittleren Zeitalter verurſachte die große Verwirrung, die aus gewiſſen allgemeinen Namen etſtand, auch in der Geſchichte der Schweiz nicht geringe Dunkelheit und Ungewißheit. Da man die Schweizer nur unter einem mit andern Völkerſchaften gemeinen Namen kannte, ſo läßt es ſich faſt unmöglich ausmachen, was nun ein jedes dieſer Völker eigenthümliches hatte. Außer dem allgemeinen Namen Helvetii wurden ſie noch Gussetae, und in der Folge auch Alemanni genannt. Der Name Alemanni war aber eben ſo weit ausgedehnt, als der Name Celten, den mehrere Nationen zugleich führten.

So viel kann man mit Gewißheit behaupten, daß gegen Ende des zweyten Jahrhundertes die Schweizer ſich mit den Alemanniern verbanden. Im dritten und vierten Jahrhundert veranſtalteten die Römer eine Trennung dieſer beyden Völker: — ſie blieben indeſſen nicht gar lange in dieſer Verfaſſung. Die Burgundier unterjochten ſich einen anſehnlichen Theil Helvetiens; ſo daß ſie und die Alemannier die Herrſchaft theilten.

In der Folge fiel Attila auch in die Schweiz ein, und raubte hier ſo gut, als in andern Provinzen. Was ſich der Grauſamkeit und der Wuth dieſes Barbaren entziehen konnte, wurde hernach ein Raub für die Alemannier, welche in einem zweyten Ueberfalle den Theil, den die Burgundier beherrſchten, gänzlich verwüſteten.

Es ſollte alſo gar nicht auffallend ſeyn, daß ein ſchon ſeiner Natur nach rohes, unkultivirtes, — und entvölkertes Land, deſſen Städte und Dörfer entweder verbrannt, oder zerſtört waren, barbariſch wurde, und keine Geſchichtkundige hervorbrachte, da es kaum Arbeiter lieferte, die den Acker bauen konnten.

Nach

Nach dieſen grauſamen Verwüſtungen machten die wenigen Bewohner, die in dieſem Lande übrig geblieben waren, Veranſtaltungen, wodurch ſie ſich nach und nach aus den Ruinen wieder empor heben konnten. Die Könige von Frankreich ſchickten Stadthalter und Amtleute zu ihnen, denen es aufgetragen war, die zerſtreueten Einwohner wieder zu ſammlen, und ihnen zu verſprechen, daß alles nach ihren Wünſchen eingerichtet werden ſollte.

In dieſe Epoche ſezt man den Urſprung des Schweizeradels. Da nämlich einige alte Familien ſtolz auf ihr Vermögen, auf ihre Güter und auf das Anſehen, das ihnen ihre Geburt gab, ſich den neuen Stadthaltern und Amtleuten unwillig unterwarfen, ſo erhielten ſie gewiſſe Würden und Titel, welche hernach erblich wurden. Weil aber die Eingebornen des Landes dergleichen Vorzüge, die die Ausländer erhielten, mit Eiferſucht anſahen; ſo gaben ihnen die Könige in Frankreich, um ſie zu beſänftigen, eben dieſe Titel, und zwar in ſo groſser Menge, daß man in kurzer Zeit mehr Edelleute als Bauren aufweiſen konnte.

In dieſem Zuſtande blieben die Schweizer bis zu Carl dem Großen. Unter ihm fieng man deutſch zu ſchreiben an. — Er ſtiftete die erſten deutſchen Schulen; — und befahl, daß man alle öffentliche gerichtliche Schriften deutſch abfaſſen ſollte. — Vor ihm hatte man von keiner deutſchen Urkunde etwas gehöret.

Ludwig der Fromme, erhöhete die Freyheiten der Schweizer ungemein; — unter ſeiner Regierung machten ſich viele in ſeinen Dienſten berühmt.

Ueberhaupt ſcheinen bis auf Carl den Großen und Arnold keine erhebliche Veränderungen vorgefallen zu ſeyn. Da nahm aber die Schweiz eine ganz andere Geſtalt an. Rudolph, den man häufig einen Grafen von Strättlingen nennt, wollte die Gränzen ſeiner Grafſchaft erweitern; er that es auch mit ſo glücklichen Fortgang, daß er, aller Widerſezung Arnolds ohnerachtet, das Königreich des Transjuraniſchen = Burgundiens gründete.

Bis auf Konrad den Zweyten, den Salier genannt, beherrſchten die Burgundier die

die Schweiz. Laut des Teſtaments, welches Rudolph III. gemacht hatte, nahm Konrad Burgundien weg, und vereinigte es mit ſeinem Reiche. Weil aber einige Grafen in der Schweiz ihrer Anverwandtſchaft wegen, Anſprüche darauf machten; ſo ſchickte der Kayſer Landvögte dahin, unter denen die Berchtolde, Herzoge von Zärringen die berühmteſten waren. Dieſe Landvögte legten den Grund zu einer gewiſſen Anzahl von Städten, und baueten viele Feſtungen.

Die Schweiz würde ſich unter dieſen Landvögten recht gut befunden haben, wenn nicht der Adel ſo zahlreich geworden wäre, daß faſt ein jeder Bauer dazu gerechnet ſeyn wollte. Er ward ſtolz, uud behandelte das Volk mit vieler Härte und Tyranney. Daher mußten die Vögte ſich ihnen widerſezen, um ihre ſtolze Herrſchaft zu demüthigen; — und dies gab zu den vielen Fehden Veranlaſſung, die unter ihnen entſtanden.

Hier gieng gleichſam eine Morgenröthe in der Schweizer-Geſchichte auf. Seit Berchtold dem Vierten fehlen uns weder die

Quellen

Quellen der Geſchichte, noch ſichre Gewährsmänner der Begebenheiten ſelbſt.

Doch; ich will aufhören. Im zweyten Kapitel habe ich die ältere Geſchichte der Schweiz ausführlicher geſchildert. Ich habe dieſe kleine Ausſchweifung nur in der Abſicht gemacht, um das Vorurtheil gewiſſer Menſchen zu widerlegen, daß die Schweiz in alten Zeiten ganz unbekannt, — und unbevölkert geweſen ſey, und daß die älteſten Geſchichtſchreiber ihrer auch gar nicht erwähnten. — Der Jeſuite Dunod behauptet dieſe Meynung in einer beſondern Schrift, die er Decouverte entiere de la Ville *d' Antre* en Franche-Comté nennt.

Zum Schluß will ich noch bemerken, daß die Schweiz anizt in XIII Kantons eingetheilet werde, welche ſämmtlich ſo viele freye Republiken ſind, die ſich durch beſondre Geſeze und Gewohnheiten von einander unterſcheiden. Man hat davon folgende ſehr treffende Vergleichung gemacht: Eine fruchtbare Mutter hat dreyzehn Kinder in die Welt geſezt. Dieſe Kinder ſind ſich alle in ihrer Geſichts-

ſichtsbildung, — in der Figur, in den Sitten, — in der Religion, — am Vermögen, — und in der Aufführung unähnlich. Sehr glücklich könnten ſie demohnerachtet ſeyn, wenn ſie zuſammen hielten; — wenn Luxus, — Stolz, — Ehrſucht, — und Religions-Sektirerey den Saamen der Uneinigkeit und Zwietracht nicht ausſtreueten, und die engeſten Bande der Freundſchaft zerriſſen.

Ueber das

Intereſſanteſte

der Schweiz.

Erſter Band.

Erſtes Hauptſtück.

Urſprung der Schweizer. — — Ihr älterer und neuer Name.

Die Geſchichte der Schweiz hat allemal viel Aufſehen gemacht. Sie iſt daher von Auswärtigen und Eingebornen Schweizern gar bald beſchrieben worden. Die Unterſuchungen, die einige Gelehrte über die erſten Bewohner dieſes Landes angeſtellt haben, ſind indeſſen noch lange nicht entſcheidend und beruhigend genug, um es bey ihnen ganz bewenden zu laſſen. Ich glaubte alſo, wenigſtens keine ganz unnüze Arbeit zu unternehmen, wenn ich über einen ſo wichtigen Gegenſtand der Gelahrtheit, als die Schweizer-Geſchichte iſt, nähere Ueberlegungen machte; — wenn ich zu dieſer Abſicht bis ins graue Alterthum zurückgienge, die erſten Quellen, wo möglich, aufſuchte, — aus den bewährteſten Geſchichtſchreibern ſchöpfte, — die mannichfaltigen Nachrichten von der Schweiz gegen einander hielt, ſie nach hiſtoriſchen Geſezen beurtheilte, — um vielleicht nähere Aufſchlüſſe über

verwickelte Materien zu geben, und überhaupt mehr Licht und Klarheit über die Begebenheiten und Thaten der Schweizer zu verbreiten. Es konnte dabey nicht fehlen, daß ich hie und da auf ganz eigene Gedanken kommen, — daß ich bey dem Kontraſt von Meinungen und Zeugniſſen manche Konjektur wagen mußte. — Sie wird immer Konjektur bleiben, und ich gebe ſie für nichts weiter aus. Der Kenner der Geſchichte ſey zugleich der gültige Richter über meine Verſuche. Ihm ſtelle ich es anheim, den Werth dieſer Arbeit zu entſcheiden. Glücklich! wenn ſie nur einigermaßen brauchbar iſt. *

* Die älteſten Quellen, aus denen geſchöpft worden, ſind ſonder Zweifel folgende:

1) Joſias Simmler, vom Regiment der Eidgenoſſenſchaft.

2) Johann Baptiſta Plantin, *Heluetia antiqua et noua.*

3) Franciſcus Guillimannus, *de rebus Heluetiorum.*

4) Johann Heinrich Tſchudi, Glarner Chronik.

5) Martin Zeiler, *Topographia Heluetiae.*

6) Johann Jakob Hottinger, Eidsgenoſſiſche Kirchenhiſtorie.

Verſchiedene Gelehrte haben folgende Ableitung der Schweizer gemacht. Ein gewiſſer **Eructonus**, — oder **Eructo**, oder **Eructou**, hatte drey Söhne; **Sequanus**, — **Allobroges** — und **Helvetius**. Von dieſem letzteren ſtammen die Schweizer, welche ehemals

7) Vor allen andern iſt folgendes wichtiges Werk als ein Hauptbuch gebraucht worden.

„Memoires critiques pour ſervir d'eclairciſſements ſur divers points de l'hiſtoire ancienne de la Suiſſe et ſur les Monumens d'Antiquité qui la concernent.„ Lauſanne 3 Vol. 4. 1747-1749.

Ich habe in meinen Anmerkungen, die öfters in den Text hereingewebt ſind, obbenannte Hülfsmittel gleichfalls benuzt; — aber noch überdem bey einer jeden einzelnen Materie in dieſem Werke die beſondern Nachrichten zuſammen geſucht, und gebraucht. Sie werden an ihrem gehörigen Orte auch jedesmal genannt werden. Vorzüglich habe ich **Büſchings** Geographie als ein Hauptbuch angeſehen, aus dem ich nicht nur in dem, was nun eigentlich Geographie heißt, ſondern auch in ſtatiſtiſchen Sachen reichhaltigen Rath gefunden habe. Dieſer große Kenner der Geſchichte, Geographie und Statiſtik giebt manchmal in ſeiner Geographie mit zwey

Helvetier hieſſen, her. Wer ſind aber die alten Geſchichtſchreiber, die des Eructonus und ſeiner Söhne erwähnen ſollen? — Ich kann keinen auffinden. Andre geben den Helvetius für einen Sohn des Herkules aus. Wer iſt denn aber Herkules? Sehr viele andre Nationen haben auch die Eitelkeit, einen Herkules zum Stifter zu machen. Varro zählt 44 Herkuleſſe. Ein anderer berühmter Gelehrter findet die Schweizer ſo auſſerordentlich alt, daß er von ihrem wahren Urſprunge gar nichts gewiſſes ſagt. Er leitet ihn von Helvus color her, weil die Schweizer nicht roth, auch nicht weiß, ſondern fahl ausſahen.

Cäſar nennt ſie Helvii. Plinius, Helui. Strabo, der Cäſars Zeiten zunächſt lebte, überſezt den Namen Helui durch Ελουοί. Die

Worten ſo viel Stof zum Denken, als mancher anderer in zwey Bogen.

Es war durchaus nöthig, bey der Ueberſezung dieſes Werks alles zu benuzen, damit die Arbeit allgemein brauchbar würde. Die Folge mag entſcheiden, in wie fern mir es geglückt ſey.

Der Ueberſezer.

Celten ſprechen es Helou i aus. Helu iſt im Celtiſchen ſo viel, als Jagen. Heluuc heißt alſo ein Jäger, und Heluuir die Jäger.

Aſtruk in ſeiner Naturgeſchichte der Provinz Languedok leitet die Schweizer von dieſen Heluuirs ab.

„Es läßt ſich füglich gedenken,“ ſagt er daſelbſt im erſten Hauptſtück des dritten Theils, „daß die Alten durch die Helui (Jäger) eine „Nation bezeichnet haben, die in einem zum „Jagen beſonders der wilden Thiere ungemein „bequem eingerichteten Lande gewohnt haben. „Eine ſolche Provinz war ohne Zweifel Viva„rez, da die Gallier noch in dicken Wäldern „und Büſchen wohnten. Der Name Helvetii, „izt Schweizer, kommt wenigſtens zum Theil „von dieſem Worte her.“

Jedoch; das ſind alles ungegründete Vermuthungen, die auch nicht die geringſte Beſtätigung haben. Ich will meine Meinung hierüber ſagen.

So viel ich aus den Zeugniſſen der alten Geſchichtſchreiber urtheilen kann; — ſo hat man die Schweizer ehemals für eine celtiſche, oder galliſche Nation gehalten. Cäſar und Tacitus

bezeugen dieſes. Jener ſagt,* daß die Schweizer alle andre Gallier an ſtreitbarem Muth und Tapferkeit übertroffen haben. Dieſer nennt ſie Gens Gallica.** Ich gehe aber noch weiter herauf. Es iſt mir nämlich höchſt wahrſcheinlich, daß die alten Helvetii aus dem Narbonnenſiſchen Gallien nach Helvetien gekommen ſind.

Hier ſind die Gründe meiner Meinung.

Es iſt ziemlich allgemein angenommen, daß die älteſten Einwohner in Marſeille und des größten Theils des Narbonnenſiſchen Galliens aus Griechenland gekommen ſind. Vornemlich hatten die Phocenſer Kolonien dahin geſchickt; und es iſt ausgemacht, daß ſelbſt die Stadt Marſeille eine dergleichen Kolonie der Phocenſer ſey. Da nun dieſe Koloniſten ſich an der Zahl immer mehr und mehr vermehrten, ſo haben ſie ſich vermuthlich bis ins Narbonnenſiſche Gallien von beyden Seiten der Rhone ausgebreitet, und ſind mit der Zeit immer weiter vorwärts gegangen, bis ſie ſich endlich in Helvetien niedergelaſſen haben.

* „Fuit antea tempus, quum Germanos Galli „virtute ſuperarent, et vltro bella inferrent, „ac propter hominum multitudinem, agrique „inopiam trans Rhenum colonias mitterent.“ L. VI. c. 24.

** *Tacitus German.* c. 28.

Ich glaube, daß ich hiezu Grund habe. Die erſten Namen, die man Helvetien gab, waren griechiſchen Urſprunges. In den älteſten Zeiten wird es nämlich in Pagi (Kantons) eingetheilt. Dies Wort kommt aus dem Griechiſchen πηγαι,* welches Waſſer bedeutet. So nannte man ein Kanton, welches ein Volk, oder ein kleiner Theil einer Nation bewohnte, weil ſie ſich einer Waſſerquelle bedienten.

Als ſie ſich ſo ſtark vermehrten, daß ſie längs dem Ufer nicht mehr Plaz genug hatten, ſo mußten ſie ſich entſchlieſſen, auch das Gebirge zu bewohnen. Mit dieſer Veränderung des Wohnplazes war auch die Veränderung ihres Namens verbunden. Sie nannten nunmehro ihre Ländereyen, die in gewiſſe Kantons eingetheilt waren, Geuw und Goå, aus dem griechiſchen Worte γη, Erde. Die Befeſtigungen, die ſie auf den Gebirgen anlegten, hieſſen Burgen.** Man ſieht ſogleich, daß Burgen aus dem Griechiſchen πυργος herkomme.

*Im doriſchen Dialekt heißt πηγαι ſo viel, als das Quellwaſſer.

** Hieraus müſſen die Namen Burg-Grafen, — Burg-Richter, — Burg-Prediger abgeleitet werden.

Ueberdem ſagt **Cäſar** ausdrücklich, daß man auf dem Felde der Helvetier griechiſche Inſchriften fände, die er geſehen hätte. Wie ſollten nun dergleichen griechiſche Benennungen nach Helvetien gekommen ſeyn, wenn ſie nicht die Einwohner des Narbonnenſiſchen, ehemals von den Griechen bewohnten Galliens herüber gebracht hätten?

Dieſe meine Konjektur zwinge ich keinem auf. Der Leſer mag ſelbſt entſcheiden, ob ſie nicht unter allen andern* die beſte ſey.

Die fabelhaften Traditionen der alten Helvetier ſcheinen gleichfalls für die Ableitung dieſer Nation von den alten Galliern zu ſeyn.

* Schon im ſechszehnten Jahrhundert behaupteten **Peucer**, **Aventin** und **Peutinger**, daß die Helvetier von den Germaniern abſtammten. **Peter de la Ramé** in ſeiner Abhandlung de moribus Germanorum, der Vater **Lakkarry** in ſeiner Geſchichte der galliſchen Kolonien, und der Vater **Pezron** in ſeiner Abhandlung über die celtiſche Nation und ihre Sprache erwieſen im vorigen Jahrhunderte, daß Germanien von galliſchen Kolonien bevölkert worden ſey, daß alſo die Helvetier urſprüngliche Gallier waren.

Cocceji, — **Berger**, — **Spener**, — **Ditthmar**, — und der Kanzler **Ludewig** behaupten den Urſprung der Schweizer von den

Sie der Länge nach anzuführen, wäre zu weitläuftig. Nur ein paar Worte hievon. **Salodor**, ein naher Anverwandter des **Ninus**, hatte dem erſten Galliſchen Beherrſcher, dem **Celta**, ſukcedirt. Seine Nachkommen theilten die Länder. **Salodor** führte eine Kolonie nach Helvetien. Eine andre Kolonie führte **Thurikus** dahin, der zu **Thurikum**, oder den izigen **Zürch** den Grund legte. **Thurikus** war aber auch ein Celte.

Siehe *Bluntſchli* Memorabilia Tiguri.

Der izige Name der Nation, **Schweizer**, iſt eben nicht ſehr alt. Die Römer nannten ſie Helvetier, und das Land ſelbſt *Helvetia*. So benennen ſie noch izt die *Italiäner*. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß dieſer Name aus dem Celtiſchen **Hellen** und **Wette**, Kriegsbündniß, oder aus dem alten deutſchen Worte **Heldvetter** herkomme.

Germaniern. **Spener** beſtimmt indeſſen nichts gewiſſes hierinnen.

Altmann giebt die Griechen als die erſten Bewohner an. Siehe ſeine bey Uebernehmung der griechiſchen Profeßion gehaltene Rede de Antiqua Heluetia graeciſſante.

Anm. des Ueberſezers.

Andre erklären den Namen **Helvetii** (**Hellvetter**) durch die Nachkommen des **Gomer.** Gomer war der Stammvater der Gallier. Sie nannten ihren Stammvater auf Celtiſch **Dis.** Dieſer **Dis** war **Pluto,** der Höllen Gott. Die Hölle hieß in ihrer Sprache **Hell.** Ihr **Dis** war alſo Gott der Hölle. Da nun **Dis** und **Gomer** einerley waren, ſo bekam Gomer auch den Namen **Hell. Hellvetter** heißt alſo **Vettern** des Gomers (Nachkommen des Gomers.) **Hellvetter,** oder **Helvetier** wären alſo Nachkommen der Hölle.

Man vergleiche *Plantins* Helvetia antiqua et noua. C. XVI.

Eben die Ungewißheit findet ſich bey dem Urſprunge des neueren Namens. Die **lateiniſchen** Schriftſteller nennen ſie Suitenſes — Suitones — Suiceri; die **franzöſiſchen,** les Suiſſes — und die deutſchen, **Schweizer.** Alle dieſe Benennungen haben etwas Aehnliches unter einander.

Wie man aber behaupten könne, daß Karl der Große den Schweizern dieſen Namen gegeben habe, ſehe ich nicht ein. Es iſt weit natürlicher, wenn man annimmt, daß der Kanton Schwiz, als in welchem die Conföderation ihren Anfang nahm, zu dieſen Namen Gelegenheit gegeben habe. Seit dieſer Zeit iſt es ein allgemeiner Name fürs

ganze Volk geworden. So hieſſen, nach Konrings Zeugniß, alle, die in den Achaeiſchen Bund getreten waren, Achäer. So wurden alle Römiſche Bundesgenoſſen Römer genannt.

Der Kanzler Ludewig hält den Namen Helvetii für älter, als die Namen Sueicer, oder Suciter. Nach ſeiner Meinung haben die Römer zu dem Worte Suetius (Schweizer) das pronomen *hic* hinzugeſezt. Hel war aber in der Sprache der alten Schweizer ſo viel, als hic. Daher entſtand alſo Helſuetius — — Helvetius.

Zweytes Hauptſtück.

Verfaſſung der Schweiz in alten Zeiten, oder Helvetiens.

Cäſar giebt die ältern Grenzen Helvetiens an. Auf der einen Seite umgrenzt es der Rhein, und ſondert es von Germanien ab. Auf der andern wird es vom Berge Jura umgeben, der es von den Sequanern trennt; — und auf noch einer Seite von dem See Leman und der Rhone, die es von Italien trennten. Dieſſeits des Rheins gehörte es zu Gallien. Daher auch Tacitus, wie ich im vorhergehenden Kapitel bemerkt habe, die Helvetier eine Galliſche Nation nennt.

Julius Cäſar, — Strabo, — Plinius und Ptolomäus haben ihnen in dem celtiſchen Gallien einen Plaz angewieſen August hingegen, um die Provinzen gleich zu machen, verſezte ſie in das belgiſche Gallien.

Das ganze Land beſtand nur aus zwölf Städten, und vier hundert Dörfern. Zu Cäſars Zeiten verwüſteten ſie einander ihre Ländereyen, um in Gallien einen andern und beſſern Wohnſiz zu finden. Der römiſche Feldherr legte ihnen Zaum und Gebiß in den Mund. Sie mußten ihre alte Behauſung wieder ſuchen, und ihre Städte und Dörfer wieder aufrichten.

Helvetien, ich meine das Land, was *Heluetia* Ciuitas genannt wurde, war in vier Kantons,*

*Das Wort Kanton (Canton) wird von einigen mit Unrecht als ein lateiniſches Wort angeſehen. Es ſoll nämlich von Kanthi, welches das eiſerne um die Wagenräder gehende Band bedeutet, herkommen.

Weit richtiger können wir es als ein altes celtiſches Wort anſehen. Die alten Celten hatten nämlich für gewiſſe Diſtrikte eines Landes, oder Branchen eines Volkes ihre eigene Benennungen. Unter andern gaben ſie ihnen den Namen Kant oder Cant, auch Kanton. Dieſe Kantons waren gewiſſe Diſtrikte, die ihre eigene Obrigkeit hatten, und, wenn ſie unabhängig waren, ihren eigenen Staat ausmachten, — wenn ſie aber von einem andern abhiengen, ein Glied, oder ein Theil des Staats waren, deſſen Geſeze ſie annahmen.

So war auch das lateiniſche Wort *Pagus* nichts anders, als ein Theil eines Staats, er mochte nun aus Städten beſtehen, oder nicht.

Cäſar giebt von den helvetiſchen Kantons die älteſte Nachricht, — jedoch muß man, was ihre Anzahl betrifft, manches errathen.

»Is pagus, ſagt er, de Bello Gallico »L. I. C. 12. appellabatur Tigurinus. »Nam omnis ciuitas *Heluetica* in *quatuor* »pagos diuiſa eſt.«

Ueberhaupt iſt die ganze Unterſuchung über die Zahl der Kantone eine der ſchwereſten. Der

oder vier beſondre Völkerſchaften eingetheilet, welche zwar unter dem allgemeinen Namen **Helvetii** mit einbegriffen waren, aber doch einen eignen Namen, und einen beſondern Strich Landes hatten. Cäſar giebt uns hievon mehr Nachricht; — er nennt indeſſen nur zwey von dieſen Kantons, nämlich den **Tigurinischen** und den **Urbigenischen**. **Strabo** und die Geſchichtſchreiber des cimbriſchen Kriegs fügen die Namen der beiden andern Kantons hinzu. Wenn er von dem Siege des **Marius** über die Cimbrier ſpricht, ſo ſezt er die **Ambronen** und **Tugenen**, zwey andre Völkerſchaften Helvetiens unter ihre Bundesgenoſſen.

Mithin beſteht das alte **Helvetien** aus folgenden vier Kantons.

1) Aus dem **Urbigeniſchen**. (Pagus Urbigenus.)

alte **Glareanus** in ſeiner Deſcriptione Heluetica ſagt dies ſchon in folgenden Verſen:

„Quatuor Heluetiae coepi connexere pagos
„At res obſcura eſt, facit hoc longa vetuſtas,
„Annorumque acies, aeuique volubile tempus.

Anm. des Ueberſ.

2) Aus dem Ambroniſchen. (Pagus Ambronicus.)

3) Aus dem Tiguriniſchen. (Pagus Tigurinus.)

4) Aus dem Tugeniſchen. *

Die Urbigenen waren die nächſten Nachbaren der Italiäner. So wurden ſie von Urba, ohne Zweifel der älteſten und mächtigſten Stadt

* Hätte Cäſar die vier Kantons genannt, ſo würden manche Muthmaßungen unterblieben ſeyn, welche izt die Sache mehr verdunkeln, als erläutern.

Die zwey alten Schweizer, Tſchudi und Gulliman zählen auch vier Kantons: den Tiguriniſchen, — den Urbigeniſchen, — den Aventiſchen, — den Antuatiſchen.

Kluver, Plantin, und Cellarius ergänzen die zwey vom Cäſar ausgelaſſene Kantons durch den Tugeniſchen und Ambroniſchen.

Manche, wie Pochat, verwerfen den Ambroniſchen Pagus ganz, und ſezen an deſſen Stelle den Aventiſchen, ſo, daß zwar vier, aber ganz andre, und zwar folgende Kantons heraus kommen würden.

Pagus *Urbigenus.*
Pagus *Tigurinus.*
Pagus *Tuginus.* (Tugenus.)
Pagus *Auenticus.*

Anm. des Ueberſezers.

ihres Kantons, genannt. Sie blieb aber nicht lange ſo mächtig. Aventikum ward gar bald nicht blos von dieſem Kanton, ſondern in der Folge auch von ganz Helvetien die Hauptſtadt. Die Römer ſezten ſie auf dieſe ihre Höhe, weil ſie unter vielen andern Freyheiten auch daſelbſt eine Kolonie anlegten. Zu ihrer Zeit rechnete man folgende anſehnliche Städte zu dieſem Kanton:

1) Kolonia Equeſtris, oder Noiodunum oder Nevidunum.
2) Louſonna, oder Lacus Louſonius.
3) Minnidunum, oder Minodum.
4) Peneſtika, oder Peteniska.
5) Eburodonum, oder Kaſtrum Ebredunenſe.

Dieſe vier Städte haben anizt folgende Namen:

1) Nion, oder Nyon.
2) Lauſanne.
3) Milden. (Moulden.)
4) Die vierte iſt nicht genau genug beſtimmt; — man nimmt, jedoch ohne Grund, an, daß es Biel ſey.
5) Yverdon.

Die Ambronen,* ich ſeze voraus, daß ſie

*Die Ethymologie, die Aſtruk von dem Worte Am rones giebt, iſt nicht ganz unwahrſcheinlich.

würklich in der Schweiz exiſtirt haben, hatten nach dem Kluver nur zwey Städte: — Salodurum — und Vindoniſſa.

Von dem Alter der erſteren kann man nichts mit Gewißheit behaupten. Die älteſten Monumente, in denen ihrer gedacht wird, ſind die Theodoſianiſche Tafel, und das Reiſe-Journal An-

Das Wort Ambrones, ſagt er, kommt von den zwey Worten Amad und Bro her: Amad iſt ſo viel als ein Erdreich, das beſäet werden kann, und Bro das Land. Alſo iſt Amadbro, das die Römer in Ambro zuſammen zogen, ein Land, welches beſäet werden kann.

Die Meinungen fallen ungemein verſchieden aus, wenn man frägt, ob es würklich eins der vier alten Schweizer-Kantons ſey? Der Vater Oudin meynt, daß die Ambrones, die ſich mit den Cimbrern und Teutonen im Krieg wider die Römer verbanden, ſchon funfzig Jahre vor dem Julius Cäſar den Diſtrikt bewohnt hätten, den hernach die Sebuſienſer einnahmen; — und daß der Kanton, welchen ſie bewohnten, von den Sequanern, von der Rhone, und von dem Fluſſe Ains umgränzt wurde.

Auch neuere Gelehrten erwähnen ihrer. Maſkov in ſeiner Geſchichte der Deutſchen ſagt von ihnen: »Es iſt wahrſcheinlich, daß dieſe »Ambronen ein galliſches Volk geweſen, und

tonins, welche ohngefähr von gleichem Alter ſeyn können. So viel iſt gewiß, daß Soleurre ſo viel als Solodurum ſey. Das Alter der Stadt Vindoniſſa iſt ſchon etwas ſicherer, weil bereits Tacitus ihrer gedenkt. Man erblickt noch izt in dem Dorfe Windiſch im Kanton Bern und in der benachbarten Gegend die traurigen Ruinen dieſer Stadt.

Turikum, anizt Zürch, ſcheint eine der vornehmſten Städte des Pagus Tigurinus geweſen zu ſeyn; indeſſen erwähnt es kein einziger von den Alten. Im Jahre 1747 hat man daſelbſt eine Inſchrift, die ſie quadrageſima Statio Gallorum nennt, und andre Antiquitäten mehr gefunden. Wahrſcheinlicher Weiſe iſt ſie von den Helvetiern, als ſie ſich in Gallien niederlaſſen wollten, mit verbrannt worden. Die übrigen Städte dieſes Kantons ſind Forum Tiberii, — Arbor Felix, — Ad-Fines, — Vito-

„ſich erſt zu den Deutſchen während des Zuges „durch Gallien geſchlagen haben.“

Guilliman ſagt im dritten Buch: „Ex „Gallia quidem *Ambronibus*, ex Germania „Teutonis in foedus et ſocietatem adſum„tis . . . . Italiam adoriri conſtituerunt „(*Cimbri.*)“

Der Ueberſezer.

durum, — Ganodurum. Die vier erſteren ſollen die Städte Kayſerſtul, — Arbon, — Pfin und Ober-Winterthur ſeyn; für die lezte weiß man keinen Plaz. Der gelehrte Herr Schmidt will ſie nach Kulm verſezen, wo anſehnliche Ruinen liegen; es iſt mir aber wahrſcheinlicher, wenn man ſie nahe bey Eſchenz in die Gegend von Stein am Rhein hinbringt.

Strabo erwähnt des Pagus Tugenus unter allen andern allein. Die Stadt Tugium ſcheint ihm ſeinen Namen gegeben zu haben, welche noch izt die Hauptſtadt eines Kantons iſt. Die Deutſchen pflegten bey allen Städten der Römer, die mit einem T anfingen, das T in ein Z zu verwandeln. Aus Taberna machten ſie Zabern, — aus Tolbiakum, Zülpich, — ſo war es alſo leicht möglich, daß aus Tugium Zug entſtehen konnte. *

* Speciellere Unterſuchungen über dieſe Städte werden die folgenden Bände enthalten.

Anm. des Ueberſezers.

Drittes Hauptſtück.

Verfaſſung der Schweiz in neueren Zeiten.

Die Schweiz, ſo wie ſie izt iſt, zu welcher alſo die eigentlichen Schweizer, — die Graubündter, und ihre Eidgenoſſen gerechnet werden, liegt zwiſchen dem deutſchen Reich und Frankreich.

Gegen Morgen gränzt ſie mit Tyrol; — gegen Abend mit Bourgogne, oder die Franche-Comté; — gegen Mitternacht mit dem Theil des Elſaſſes, den man Sundgau nennet, mit dem Schwarz-Wald, und mit einem Theile von Schwaben; — gegen Mittag mit dem Herzogthum Savoyen, mit dem Gebürge von Aoſta, dem Herzogthum Mayland, und den Provinzen Pergamus und Breſcia.

Ihre gröſte Länge beträgt ohngefähr 46, und ihre gröſte Breite etwa 30 geographiſche Meilen, — der Flächen-Inhalt aber 1090 geographiſche Quadrat-Meilen.

Könnte man den Nachrichten trauen, die uns Julius Cäſar von der Schweiz in alten Zeiten giebt, ſo wäre die izige Schweiz ohne allen Zweifel gröſſer, als ſie jemals geweſen iſt. Denn er giebt ihr auf der einen Seite den Genfer-See, und die Rhone, — auf der andern den Berg

Jura zur Grenze an. Sie würde alſo freylich, wie izt, gegen Mittag von dem Genfer=See, von der Rhone, und von den Alpen, die ſie von dem Walliſer=Land und von Graubündten trennen würden, umgränzt werden; — gegen Abend würde ſie hingegen nur allein der Berg Jura umſchließen, der ſich von Süd=Oſt bis Nord=Weſt, von Genf bis Bözberg, (im lateiniſchen Vocetius) erſtreckt; ſo daß ſie jenſeit des Jura das Kanton Baſel, die Domainen=Güter des Biſchofs von Baſel, die zwey kleinen Diſtrikte, die man ſonſt als auſſer der Schweiz gelegen betrachtete, und deren Einwohner ehemals Rauraci hießen, zu Nachbarn hat. Gegen Morgen und Mitternacht wird ſie noch izt vom Rhein eingeſchloſſen, die Stadt und das Kanton Schafhauſen ausgenommen, welche jenſeit dem Rhein liegen und noch zu Schwaben gehören.

Die Schweiz, wenn man ſie im allgemeinen Sinn für das ganze helvetiſche Bündniß nimmt, kann folgendergeſtalt eingetheilet werden.

1. in die Schweizeriſche Eidgenoſſenſchaft.
2. in ihre Bundesgenoſſen.
3. in die Unterthanen der Schweizer.

4. in die **Unterthanen** ihrer Bundsgenoſſen.

I. Die ſchweizeriſche **Eidgenoſſenſchaft** wird in 13 **Kantons** eingetheilt, welche ſo viele freie Staaten ſind.

Kantons.

1. Zürch.
2. Bern.
3. Lucern.
4. Uri.
5. Schwiz.
6. Underwalden.
7. Zug.
8. Glaris.
9. Baſel.
10. Freiburg.
11. Soluthurn.
12. Schafhauſen.
13. Appenzell.

II. Die **Bundesgenoſſen** der Schweizer ſind:

Die Stadt **Biel**, die Abtey und Stadt St. Gall.

Man kann auch hiezu noch die **Graubündter**, die **Walliſer**, den Biſchof von **Baſel**, die Republik **Genf**, die Grafſchaft **Neufchatel**, und die Stadt **Mühlhauſen**, im Elſaß, rechnen; — ob ſie gleich bey den gewöhnlichen **Schweizeriſchen** Landtagen keinen Siz und Stimme haben.

III. Die **Unterthanen** der Schweizer beſtehen aus den italiäniſchen Landvogteien:

Hierunter verſteht man die kleinen Ländereien, die ehemals zum Herzogthum Mailand gehörten, die aber anizo unter der Herrſchaft verſchiedener Kantons ſtehen, welche ſie ganz beſizen. Sie heißen

1. Meinthal, oder Val-Magia, 4. Val-Brenne,
2. Bolenz, oder Riviëra, 5. Lugaro, (Lauis.)
3. Mendriſio, 6. Lokarno,
7. Bellizone.

Außer dieſen Landvogteien befinden ſich noch gewiſſe kleine Diſtrikte in der Schweiz, die nicht von einem Kanton allein abhängen, ſondern mehrern zugleich unterworfen ſind. Hieher gehören die Grafſchaft und die Stadt Baden, die obern und untern Freyen-Aemter, Turgau, Sargans, und noch einige kleine Oerter mehr, die wir gehöriges Orts genauer ſchildern wollen.

IV. Die **Unterthanen der Bundesgenoſſen** der Schweizer ſind folgende drey Kantons, die den Graubündtern gehören.

1. Bormio.
2. Chiarenne.
3. Das Val-Telline.

Hierzu kann man noch **Unter-Wallis**, — die Grafſchaft Toggenburg, — die Landvogteien Uznach, Gaſter, und andre Oerter mehr rechnen.

Zürch, — Bern, — Baſel, — Schafhauſen, mehr als zwey Drittheil von Glaris, und über die Hälfte von Appenzell ſind proteſtantiſch! Alle andre Kantons bekennen ſich zur Römiſch-Katholiſchen Religion.

Unter allen Kantons iſt Bern theils ſeiner Größe, theils ſeiner Macht wegen der anſehnlichſte. Er iſt auch größtentheils der fruchtbarſte.

Ihm folgt Zürch an Größe und Vermögen. Er iſt zwar nicht halb ſo groß als Bern, aber vielleicht an Ländereien ausgedehnter, als er, weil die Handlung daſelbſt ſehr ſtark getrieben wird, und verſchiedene Manufakturen angeleget ſind.

Die Kantons Baſel und Schafhauſen haben nur ſehr wenige Ländereien. Daher ernähren ſich ihre Einwohner mit dem Handel.

Lucern, — Freiburg, und Soluthurn ſind unter den römiſch-katholiſchen Kantons die mächtigſten. Der erſte ſeines weiten Umfangs wegen, alle drey aber, weil ſie vorzüglich guten Erdboden haben, ob gleich der Soluthurnſche der fruchtbarſte iſt.

Die ſechs andern Kantons, Uri, — Underwalden, — Zug, — Glaris und Appenzell heiſſen gemeiniglich die kleinen Kantons. Sie haben keine einzige Stadt, die mit Mauern umgeben iſt. Altorff und Schwiz ſind anmuthige Dör-

ſer; — Zug möchte allenfalls noch eher eine Stadt genannt werden können.

Die Schweiz wird durch eine lange zuſammengekettete Reihe Alpen von Italien getrennt; ſo daß man aus keiner Provinz in die andre kommen kann, ohne einen dieſer Alpen zu überſteigen. Nur über vier dieſer Berge kann man aus der Schweiz nach Italien kommen; wenigſtens ſind ſie diejenigen, wo die Wege gebahnt ſind, und worüber die Reiſenden gemeiniglich gehen.

Der erſte iſt der Berg **Cenis**, über welchem man durch **Savoyen** nach Piemont kommt: der zweyte der heilige **Bernard** zwiſchen **Unter-Wallis** und dem Thal **Aoſta**: der dritte heißt **Sampion**, oder Simplon, und liegt zwiſchen **Ober-Wallis**, und der Stadt **Oſſola** im Mailändiſchen. Der vierte iſt der **Gotthard**, der aus dem Kanton **Uri** nach **Belliſona** und andern Landvogteien führt, die in Italien liegen, und ehemals zu Mailand gehörten. Hievon werde ich in einem eignen Hauptſtück mehr ſagen.

Gewöhnlichermaßen hält man die Schweiz für die höchſte europäiſche Provinz. Hierzu hat man einen doppelten Grund. Einmal, weil die Luft daſelbſt ſehr fein iſt, hiernächſt, weil verſchiedene Flüſſe in dieſem Lande entſpringen. Man kann nun freylich nicht läugnen, daß die Luft hier weit

geiſtiger und feiner ſey, als in andern mitternächtlichen Ländern. Ob aber die natürliche Höhe des Landes, oder die ungeheure Schnee- und Eisberge in den Thälern hieran Schuld ſind, mag ich hier nicht entſcheiden.

Der zweyte Grund, der von der Menge der Flüſſe, welche auf dieſen Bergen entſpringen, hergenommen iſt, gründet ſich auf die bloße Hypotheſe, daß nämlich ein jeder Fluß in einem höheren Erdreich entſpringen müſſe, als das iſt, wodurch er fließet.

Zum Schluß will ich noch bemerken, daß in dem ganzen Schweizer-Lande, auf dem Gebürge ſo wohl, als im Thale viele Holzung, und an manchen Oertern ganze Tannen-Wälder ſind. Man würde ſie mit vielem Vortheil zum Schiffbau verkaufen können, wenn ſie dem Meere näher lägen. Eben dieſe Entfernung, und die außerordentliche Koſten, ſie zu Lande zu verfahren, ſind Schuld, daß die Schweizer dieſen Handel nicht benuzen können. Hie und da giebt es einige Eichen, — Buchen und Ulmen.

Das Holz iſt indeſſen durch das häufige Umreiſſen der Bäume ſo dünne geworden, daß es an vielen Orten nicht einmal mehr zum Bauen reicht. Wo ehemals dicke und undurchdringliche Wälder waren, da ſind izt Wieſen, — Saatfeld, — und

Auen. Dieſer Holzmangel macht, daß viel Steinkohlen gebrant werden, wovon ſich in dem Kanton Zürch, — Bern, — Baſel, u. ſ. w. bereits viele Schichten befinden. In den Moräſten der Abtey von Bellelay, — des Dorfes Roche, — und an andern Oertern wird man ohne Zweifel mit der Zeit noch weit mehr ſolche finden. Dieſe Moräſte verdienten wohl bearbeitet zu werden; die von Bellelay, weil in dem Bißthume Baſel viele Eiſenhammer, und die in Roche, weil daſelbſt viele Salzgruben ſind.

Viertes Hauptſtück.

Ueber die Alpen, — und die Schweizer-Gebürge überhaupt.

Die Schweiz iſt gerade das Land, das am höchſten liegt, und die ſtärkſten Befeſtigungs-Werke hat, die man in ganz Europa antrifft. Weder Tapferkeit noch Kunſt machen ſie unüberwindlich. — Die Natur ſcheint es ſich vorbehalten zu haben, ſie den Schweizern zur Schuzwehr gegen die leichtfertigen Angriffe neidiſcher Nachbarn zu geben. Man findet keine nach Fortifikationsgeſezen feſt gemachte Städte, — weder Bollwerke, — noch Baſtionen in der Schweiz; — Höchſtens würde man zwey bis drey Feſtungen im eigentlichen Sinn aufzählen. Unerſteigliche Berge, — Felſen, — wo das Auge ſchwach wird, wenn es in die Höhe ſcheint, — unermeßliche Seen und Flüſſe beſchüzen dies von der Natur geliebte Land.

Das druckt der groſſe **Haller** unnachahmlich ſchön aus, wenn er die Alpen Befeſtigungs-Werke nennet, die die Natur den Schweizern gegeben hätte, um ſie

— — — — von der Welt zu zäunen
Weil ſich die Menſchen ſelbſt die gröſten Plagen ſind.

Von allen Seiten haben ſich zwar von je her Hinderniſſe herzu gedrängt, richtige Nachrichten über die Alpen zu liefern. Ihre ſteile Höhe, der das Auge kaum folgen kann; — die Tiefe der dazwiſchen liegenden Thäler; — die Rauhigkeit und die Gefahr der Zugänge zu ihnen ſind Schuld, daß uns die Naturkundigen keine vollſtändige Beſchreibung hievon geben können.

Ich werde jedoch, ſo viel ich nur immer kann, das ſicherſte ſammlen, um daraus eine zuſammenhängende Erzählung zu liefern.

Gegen Abend iſt die Schweiz von Frankreich, oder, um noch genauer zu reden, von der *Franche-Comté* durch die lange Reihe von Bergen abgeſondert, die bey den Alten *Iuraſſus* hießen, und die von den Neuern der Berg *Iura*, im deutſchen Leberberg genannt werden. Dies Gebürge fängt jenſeit Genf an, wo nur zwiſchen der Rhone und den Bergen ein Weg offen iſt, den die Franzoſen durch eine angelegte Feſtung verſperren. Von da erſtrecken ſie ſich von Süd-Weſt bis Nord-Weſt, durch das Land Waat (le Pais de Vaud) Neufchatel, — Soluthurn, — bis nach Bözen, oder Bözberg hin. Dies entſezlichſte Schaugerüſte hat nach den Provinzen, durch welche es geht, verſchiedene Benennungen: —

die Nachbarn nennen ſie gewöhnlicherweiſe das Joch, (*Iugum.*).

Die merkwürdigſten Berge, die die Schweiz und Italien, Gallien, und Deutſchland von einander trennen, ſind die Alpen. Ein Name den ſchon Hannibal kannte! Es giebt verſchiedene Alpen. Einige liegen längs der See. Andre gehen durch Savoyen und durch die andren Staaten des Herzogs von Savoyen; – dieſe heiſſen die kottiſche und griechiſche Alpen.

Die Lepontiniſchen gehen durch Wallis, und verlieren ſich ſichelartig gegen Morgen nach dem Lokarner-See. Sie haben in ihrer Länge an 15 Stunden und beſtehn aus Höhen, mit vielen Gipfeln hintereinanderſtehenden Klippen. In ihrem Anfange ſind ihre Gipfel nicht immer mit beſtändigem Schnee bedeckt, in ihrem Fortgange bekommen ſie immer mehr und mehr, bis er ſich endlich nach und nach verliert; doch bleibt zwiſchen den Vertiefungen der Felsklippen beſtändiger, wiewohl am Fuß des Felſes unſichtbarer Schnee. In dem Maithale des Luggarner-Gebietes ſind die Berge *di Lavezzi*, wo der Lavez, oder Topfſtein gegraben wird. Dieſer Stein iſt ein weiß grauer feuerbeſtändiger Theil, von der Art des Speckſteins, oder der cimoliſchen Erde, die ſich etwas fettig angreiſt, und im Waſſer unauflöslich

iſt. Es werden daraus feuerbeſtändige Töpfe und andre Geſchirre in großer Menge verfertiget. Sie haben das beſondere, daß ſie eher heiß werden, und es länger bleiben, als die metallene. Man ſchreibt ihnen auch die Eigenſchaft zu, daß ſie kein Gift leiden, ſondern daſſelbe ſo gleich auswerfen.

Die Penniniſchen Alpen ſind ferner ſehr merkwürdig. Auch die Rhätiſchen in Graubündten.

Doch ich will mich mehr an diejenigen halten, die einen ſo großen Theil unſers Vaterlandes ausmachen.

Der ganze mitternächtliche Theil des Kantons **Bern** vom Gemfer-See an gegen Morgen zu; — die kleinen Kantons, **Uri**, **Schwiz**, — **Underwald**, — **Glaris**, — **Appenzell** und ein Theil von **Lucern**; — das ganze **Graubündten**, — iſt faſt ein zuſammenhängender Strich an einandergekette ter **Alpen**.

Die alten Geographen ſtimmen in ihren Beſchreibungen über die Höhe dieſer Gebürge nicht überein. Es iſt auch im Grunde betrachtet, wo nicht unmöglich, doch äußerſt ſchwer, ſie genau zu beſtimmen. Indeſſen wird ein einziger Blick auf eine Charte der Alpen, dergleichen man einige hat, uns überzeugen, daß ſie die höchſten in der Welt ſind. Man kann aus der großen Entfernung, in der man ſie entdeckt, und aus der wei-

ten Ausdehnung des Landes, das man von ihrem Gipfel überſchauen kann, auch auf ihre Höhe ſchließen. So habe ich z. B. von dem Berge **Suchet** zwey Seen in Bourgogne, und ſechſe in der Schweiz erblickt, unter welchen der eine ſechs deutſche Meilen davon liegt; und doch geht man vom Fuße des Berges bis auf ſeinen Gipfel nur zwey Stunden herauf.

Man kann daraus ſehen, was für eine weite Ausſicht man von den Spizen derjenigen Gebürge habe, welche noch ungleich höher ſind, und die man kaum in zwo Tagreiſen hinanklettern kann. Daher zeigte Hannibal, als er bey ſeinem Zug nach Italien mit ſeiner Armee die höchſten Berge erſtiegen, und dies Land entdeckt hatte, ſeinen Soldaten die anmuthige und fürtrefliche Lage deſſelben, und ſie zu ermuntern, daß ſie ihren Zug mit ſtandhaftem Muthe fortſezen, und alle Beſchwerden des Wetters und des Landes überwinden möchten.

Ich werde über die höchſten Gebürge einige Beobachtungen liefern.

Der **Grindelwald** iſt gerade die Gegend, die noch von Fremden am meiſten beſucht wird, weil die Wege hier nicht ſo gefährlich ſind, wie an andern Orten. Der Ort iſt ſehr anmuthig. Die

Waſſerfahrt auf der drey Meilen breiten See gehört unter die angenehmſten. Auf der einen Seite ſtellen ſich die fruchtbarſten Weinſtöcke dem Auge dar; — hinter dieſen ſteigen ſteile Gebürge in die Höhe; auf denen zahlreiche Heerden in ſtolzer Sicherheit weiden, und zwiſchen denen die fruchtbarſten Thäler liegen. An fünftehalb tauſend Stück Vieh finden hier des Sommers über ihre Nahrung; — die Weiderechte können von den Bauerhöfen nicht veräußert werden. Der See iſt fiſchreich, aber ungeſtüm. Auf der Seite des Sees wird die Beatus-Höhle den Fremden gezeigt, wo der Biſchof Beatus gewohnt haben ſoll, der die chriſtliche Religion zuerſt nach Helvetien gebracht hat.

Der **Grimſelberg** macht mit ſeinen Nebenbergen den Mittelpunkt der ſämtlichen Helvetiſchen Eisgebürge aus. Er iſt noch nicht der höchſte, und hat doch nach Michaelis Berechnung eine Höhe von 2539 franzöſiſchen Klafftern über das mittelländiſche Meer. Nichts iſt fürchterlicher als ihn zu beſteigen. Das dumpfe Getöſe der über wilde Felſen herunter ſchäumenden Aar, — der Dampf und der Geſtank, den die von der Aar zuſammen geſchleuderte Felsſtücken verurſachen, — die gegenüberſtehende Felſen, — der ſchreckliche Abgrund unter demſelben verſcheu-

chet viele Reiſende von dem Uebergang über dies Gebürge. Faſt auf der Mitte deſſelben iſt ein Gaſthaus angelegt, welches **Spital** heißt. Es wird von der Landſchaft Hasly, ein Spitalmeiſter hingeſezt, der in der ganzen Eidgenoſſenſchaft alle Jahre ſeine gewiſſe Steuer ſammlet, und einige Stücken Weiden daſelbſt zu benuzen hat. Dagegen liegt ihm ob, für die Sicherheit der Straſſe zu ſorgen, alle durchreiſende Arme umſonſt zu beherbergen, und bey einbrechender Nacht ſich auf den Weg zu machen wo er manchmal laut ſchreyen, und ſo ihm ein Fremder antwortet, ihm entgegen gehen muß. Im März zieht er dahin, und im November verläßt er das Spital; die übrige Zeit kann man über dieſen Paß nicht gehen. Wenn er den Ort verläßt, ſo muß er das Haus offen, und Wein, Brod, Käſe, Feuerzeug, Licht und etwas Stroh daſelbſt liegen laſſen.

Das **Wetterhorn**, welches einige auch das Jungfrauenhorn nennen, iſt ein ſteiles, hohes, abgeſchnittenes und rauhes Horn, mit ewigem Schnee bis in die Tiefe umhüllt, um welches ſich beſtändige Wetter zuſammenziehen, ſo daß es von weitem faſt gar nicht geſehen werden kann, gerade wie es **Haller** * ſchildert:

* Ueber den Urſprung des Uebels.

„Dort ſtreckt das Wetterhorn den nie beſtognen
Gipfel,
„Durch einen dünnen Wolken=Kranz.
„Beſtrahlt mit roſenfarbnen Glanz,
„Beſchaut ſein graues Haupt, das Schnee und
Purpur ſchmücken,
„Gemeiner Berge blauen Rücken.“

Herr Gruner bemerkt folgende Naturbegebenheit, die er im Jahre 1756 ſelbſt geſehen hat. Er hörte, als er bey dem Wetterhorn vorübergieng, ein grauſames Getöſe und Knallen in der Luft, welches dem Knall des Donners glich. Er ſahe hierauf oben auf dem höchſten Gipfel deſſelben, ganze Laſten von Schnee ſich losreiſſen, die über die ſteile Wand des erſten Stockes dieſes Berges hinunter fielen, und ſchleunig und in demſelben Augenblick zerſprangen. Theils löſeten ſie ſich in einem Rauch auf; theils ſtürzten ſie in einem Guß, gleich dem reiſſenden Strom, auf einen an der Mitte des Felſen hervorragenden Abſaz, und zerplazten daſelbſt in eine Staub=Wolke; — theils fielen ſie in ungeheurer Laſt mit der heftigſten Gewalt an den Fuß des Berges nieder, und zerknalten gleichfalls mit ſolcher Heftigkeit in den feinſten Staub, daß theils die Erſchütterung der Luft, theils der Staub ſelbſt mir und meinen Gefährden, die wir gleichwohl eine Viertelſtunde ſeitwerts von dem Berge entfernt waren, unangenehme Em=

pfindungen verurſachten. Unſre Führer nannten dieſen Auftritt Staubkavinen, und verſicherten, daß, wenn wir einige hundert Schritte näher, oder gerade gegen den Fall hinüber geweſen wären, die Gewalt der erſchütterten Luft uns würde zur Erde geworfen, und, wenn wir nicht ſchleunig von dannen geeilt wären, wohl gar erſtickt haben.

Hinter dieſem gegen Mittag liegt das noch höhere Schreckhorn, welches ſteil und wie eine Pyramide zugeſpizt iſt. Es hat über 2724 Klaftern über das Meer. Zwiſchen beiden iſt eine ungeheure Tiefe von aufgehäuftem Schnee und Eis, und eine Gegend, die einen gräßlichen Anblick gewährt.

Ehe ich noch zu den andern berüchtigten Alpen fortgehe, muß ich noch eines Waſſerfalles im Kanton Bern gedenken, der in ſeiner Art unter die Seltenheiten gehöret, und unter dem Namen Staub-Bach bekannt iſt. Er fällt bey dem Dorfe Lauterbrunnen von einer hohen Felſenmauer an 1100 Schuhe herab, verwandelt ſein Waſſer entweder in einen leichten Staub, oder zerſtöbert in der Luft in einen feinen Regen, ſo, daß man in dem unten liegenden Thale ſchon auf einige hundert Schritte weit von ſeinen Tropfen, wie vom Thau, benezt wird. Eine andre Waſſerſäule fällt auf eine nur wenige Schuhe hervorragende Felſenbank, auf der

ſie gänzlich zerſtöbert, ſich in einen dünnen Regen verwandelt, wegen des ſchiefen Abſazes aber weit vom Felſen hinaus getrieben wird. Der geringſte Wind treibt dies zerſtöberte Waſſer ſehr weit fort. Im Winter entſteht davon eine ſo greße Eisſäule, daß man beinahe zweifeln ſollte, ob ſie auch im Sommer wieder wegſchmelzen könne. Wenn er von übermäßigem Regen, oder geſchmolzenem Schnee anſchwillt, ſo führt er öfters große Steine mit ſich fort, die, indem ſie auf die hervorragenden Felſenbänke ſtürzen, oft ein ſo entſezliches Gepraſſel verurſachen, daß man einen Donner mit einem ſtarken Echo zu hören glaubt. Wenn die Sonnenſtrahlen in dies Staubwaſſer fallen, ſo ſtellen ſie in demſelben den ſchönſten Regenbogen mit den lebhafteſten Farben vor. Seinen Wiederſchein ſieht man oft doppelt an dem Felſen, oft auf dem Boden und in dem Staubwaſſer abgebildet.

Haller beſingt dieſen Waſſerfall fürtreflich: —

„Hier zeigt ein ſteiler Berg die mauergleichen Spizen,
„Ein Waldſtrom eilt hindurch, und ſtürzet Fall auf Fall.
„Der dick beſchäumte Fluß dringt durch die Felſenrizen,

„Und ſchießt mit jäher Kraft weit über ihren Wall.
„Das dünne Waſſer theilt des tiefen Falles Elle,
„In der verdickten Luft ſchwebt ein bewegtes Grau.
„Ein Regenbogen ſtrahlt durch die zerſtäubten Theile,
„Und das entfernte Thal tränkt ein beſtänd'ger Thau.
„Ein Wandrer ſieht erſtaunt im Himmel Ströme flieſſen,
„Die aus den Wolken fliehn, und ſich in Wolken gieſſen.“

Im Kanton **Uri** iſt unter allen der **Gotthard** der Höchſte, daher ihn ſchon Cäſar Summä Alpes nannte. Wenn man die ſteilen Anhöhen, mit denen er gegen Mittag abgeſchnitten iſt, heraufklimmet, ſo kommt man zu dem auf der oberſten wegſamen Höhe des Gotthards ſtehenden Kapuzinerkloſter. Man iſt alsdann in einem hohen Thale, welches zu beyden Seiten mit noch weit höheren, meiſtentheils unüberſteiglichen Felſen umgeben iſt. Der Weg durch dieſes Thal, welches beinahe anderthalb Stunden breit iſt, iſt ungemein angenehm. Auge und Ohr finden hier bewundernswürdige Gegenſtände. — Nackte wie Pyramiden aufgethürmte Felſen; — Waſſerfälle, die ſich mit auſſerordentlichem Gebrülle von dieſen Felſen herunterſtürzen; — die ſchönſten und

reichſten Weiden, welche von ſteilen Bollwerken von glänzendem Eiſe umzäumt werden; — ungeheure Felsſtücke, die durch Erdbeben von den Felſen herunter gefallen; — die anmuthigſte Ausſicht hinter ſich in Graubündten und Italien; und vor ſich in ganz Uri und einen guten Theil der benachbarten Landſchaften, die gleich einer Tafel vor Augen liegen, — das alles gewährt ſehr große Entſchädigung des mühſamen Aufſteigens. Er iſt zugleich das große Waſſerbehältniß der helvetiſchen und vornehmſten europäiſchen Gewäſſer.

Herr Andreä beſchreibt ſeine Reiſe auf den Gotthard ungemein artig.

In dem Kapuzinerkloſter ſind zwey Mönche, von denen der eine damals ſchon drey Jahre lang ſich daſelbſt aufgehalten hatte. An dem Dache des Wohnhauſes hiengen im September Eiszapfen. Es ward bereits damals ſchon ſehr frühe dunkel.

Donnerwetter ſind oben auf dem Gotthard nur ſehr ſelten; — wenn ſie aber kommen, ſo ſollen ſie ganz unbeſchreiblich furchtbar ſeyn. Der Der Kapuziner hatte in dem Jahre zwey erlebt. Bäume ſtehen gar nicht oben, und Gartengewächſe kommt auch nicht fort.

Schon um fünf Uhr überzogen ſich ein paar kleine Gewäſſer, die vor ein paar Stunden noch flüßig geweſen waren, mit Eis.

Der große Bernhardtsberg im Lande Wallis, beſteht aus vielen Felſen, die mit beſtändigem Schnee bedeckt ſind. Man kann zwar Sommer und Winter zu Fuß und zu Pferde über dies Gebürge reiſen: — von der oberſten Höhe thürmen ſich aber ganz auſſerordentlich hohe Schneeberge auf, die nicht können beſtiegen werden. Im Frühling pflegen ſie wohl herabzuſtürzen, und dies giebt einen ſolchen großen Knall, daß das ganze Thal Pennina erſchüttert wird.

Dieſer Berg hieß bey den Römern Peninus oder Penninus. Die älteſten Bewohner deſſelben verehrten auf ſeinem Gipfel den Genius des Orts, welchen die Römer, die alles nach ihren Sitten abzumeſſen pflegten, für den Jupiter hielten. Folgende in Stein gegrabene Inſkription gedenkt ſeiner:

Lucius. Lucilio.
Deo. Pennino.
Optumo.
Maxumo.
Donum dedit.

Daher nennen ihn auch die Italiäner il Monte Jove.

Die rhätiſchen Gebürge im Graubündter Lande machen ihrer großen Anzahl nach faſt die

Hälfte von allen andern aus. Ich will nur einiger der vornehmſten Gletſcher gedenken.

Der **Rheinwald** iſt ein von zwo großen Bergketten umſchloſſenes fürchterliches Thal, welches wegen der Eisſchollen, die ſich allda losreiſſen, ſehr gefährlich iſt. Es iſt daſelbſt ſo kalt, daß man auch in den Hundstagen erfrieren kann. Die Einwohner glauben, daß hier ehemals das Paradies geweſen, welches aber nach Adams Falle zu dem elendeſten Orte verflucht worden ſey. Der Name **Paradies**, den man dieſem Thale noch giebt, ſcheint aber mehr aus Spott, als wegen der ſchönen Gegend gegeben worden zu ſeyn. Die Bewohner dieſes Paradieſes, die ſich, wohl zu verſtehen, nur im Sommer daſelbſt aufzuhalten, ſind rauhe, ungeſchlachtige Schaafhirten, die mit dem **Grönländer** und dem Bewohner **Islands** viel Aehnlichkeit haben. Sie wohnen in elenden kleinen Hütten von zuſammen gelegten Steinen. Umgefallene Schaafe ſind ihnen Leckerbiſſen, und ein gewiſſes zuſammengeſeztes Brey ihre gewöhnliche Nahrung.

Der beträchtlichſte unter allen Gebürgen in dieſem Rheinwald iſt der große **Gletſcher**, dem man bisher den Urſprung des Rheins zugeſchrieben hat. Er beſteht aus lauter neben einander geſtellten Gletſcherbergen, welche durch und durch Eis

ſind; er iſt zwo Stunden lang, und eine breit. Ihre Höhe iſt, ſo wie bey allen andern Gletſcherbergen, nach den mehr oder weniger heiſſen Sommertagen, ungemein verſchieden. Die Wände dieſer Gletſcher ſind ſo ſteil, daß ſich nicht einmal die Gemſen hinauf trauen. Sie haben ungeheure große Spalten, in die man nur mit Zittern ſchauen kann. Gegen Mittag ſtehen ſie ganz frey; — gegen Mitternacht ſtüzen ſie ſich an die hinter dieſelben ſtehende gleichfalls mit beſtändigem Eiſe bedeckten Berge, ſo, daß ſie da, wo ſie mit denſelben zuſammen ſtoßen, ein hohes, aber ſehr kleines und enges Thal ausmachen, welches überall mit Eisſchollen umgeben iſt, die an verſchiedenen Orten gleich ſenkelrecht abgeſchnittenen viereckigten Thürmen hervorragen. Gegen Morgen erhebt ſich ein prächtiges von lauter Eis gemachtes Gewölbe in den Gletſcher hinein, durch welches man nach der Einwohner Ausſage eine ganze Stunde weit aufrecht ſoll fortgehen können. Aus dieſem Gewölbe fließt Sommer und Winter ein klares Kriſtallwaſſer hervor, das ſich aber im höchſten Sommer mit dem Gletſcherwaſſer vermiſcht, und ſeine Farbe verändert.

Gleich merkwürdig unter den Graubündtiſchen Eisgebürgen iſt das Gebürge **Bernina**. Der Hauptgletſcher beſteht gleichfalls in ſeiner Maſſe

aus lauter Eis, und hat keinen Felſen zum Grunde. Er hat zwo Stunden in ſeinem Umfange, iſt eine halbe Stunde breit, und ohngefähr eine halbe Stunde, oder 1000 franzöſiſche Klaftern hoch. Seine Geſtalt iſt wie ein runder Berg in die Höhe gethürmt, oben aber rund abgeſchnitten. Auf ſeinen Seiten ſind rauhe Furchen gezogen, und unten iſt er rings herum mit Eisthürmen gleichſam verſchanzt, die nach dem mehr oder minder heiſſern Sommer kleiner oder größer, insgemein aber ein Haus hoch ſind. Faſt in der Mitte an der Nordſeite hat er zween unerhört tiefe und drey Schuhe breite Spaltungen. Wirft man einen Stein in denſelben, ſo hört man ihn nicht zu Boden fallen. Da er alles unſaubere, Sand, Koth und Steine von ſich wegwirft, ſo kann man ſeine oberſte Höhe ganz ſicher erſteigen. Will man aber auf der andern Seite gegen Mitternacht weiter hinunter ſteigen, ſo hat man eine ziemlich gefährliche Reiſe vor ſich. Im Sommer fließt von dieſem Gletſcher ein milchweißes Waſſer heraus. Ohngefähr vor 40 Jahren befand ſich am Fuße dieſes Gletſchers eine Höhle, die ohngefähr 135 Schuhe lang, und 26 Schuhe hoch war, aus der gleichfalls ein ſolches Milchwaſſer hervorſtrömte. Innerhalb derſelben war der Auftritt der Natur ungemein prächtig. Sie ruhete auf Säulen von

blauem Spiegel-Eiſe. Die Decke war rund gewölbt, und die Wände von ſo ſchönem und hartem Eiſe, daß die kleinſten Stücke, die man davon abriß, in einem ganzen Tage kaum an der Sonne ſchmolzen. Die ungeheure Kälte aber, die in der Höhe herrſchte, verkürzte das Vergnügen, ſie lange zu betrachten. Drey Jahre nachher war dieſe ganze Pracht verſchwunden, und von der ganzen Höhle blieb nicht die geringſte Spur mehr übrig.

Auf der Morgenſeite dieſes Gletſchers zeigt ſich ein ſehr ſchöner Waſſerfall, der vielleicht in der ganzen Schweiz nicht ſeines gleichen hat. Das Waſſer fällt in einem großen Strom ſenkelrecht auf einen in der Mitte hervorragenden Felſen, machet daſelbſt ein ſehr ſtarkes Geräuſch, und fällt abermals ſenkelrecht ins Thal herunter.

Hinter dem genannten Gletſcherberge liegen ungeheure, unzugängliche Eisberge dichte an einander. Wer Muth genug hat, eine Stunde weiter zu gehen, und den hohen Berg Kurnicill zu beſteigen, der erblickt auf demſelben einen ganz andern Erdſtrich. Man glaubt aus dem warmen Italien nach Grönland verſezt zu ſeyn; — ſo ſchleunig iſt die Abwechſelung des heiſſeſten Sommers mit dem kälteſten Winter. Vier Stunden weit ſieht man weder Laub noch Gras; — nichts

als Schnee, und ein Eisgebürge nach dem andern, welche, wenn die Sonne ſie beſcheint, einen blendenden Glanz, wie ein Spiegel, von ſich werfen. Die ganze Gegend iſt in einer Länge von drey deutſchen Meilen völlig unfruchtbar und unzugänglich. Gehet man einige Stunden weiter fort, ſo verſchmachtet man beinahe vor Hize. Hier iſt das fruchtbarſte und geſegneteſte Land, da hingegen dort alles kahl und unfruchtbar iſt.

Doch, ich muß zu allgemeineren Betrachtungen über die Alpen und Eisgebürge kommen. *

Man muß bey der Beurtheilung der Alpen die Sache aus dem rechten Geſichtspunkt betrachten, und dann wird man am Ende finden, daß dieſe auſſerordentliche Bergketten nicht nur ein Wunder der Schöpfung, ſondern auch eine der mildeſten Segnungen ſind, womit der Schöpfer die Schweiz beglückt hat.

* Ich habe unter andern den **Gruner** über die Eisgebürge ſehr benuzt, um das Werk vollſtändig zu machen; auch manchmal die eigene Beobachtungen des Herrn Juſtizraths Hirſchfeld (der indeſſen die Delices und den **Gruner** gleichfalls vor ſich gehabt,) hie und da eingewebt.

Anm. des Ueberſezers.

Freilich ihre erſtaunliche Höhe, — das immerwährende, ewige Eis, der dicke Schnee, — die Unbequemlichkeit und das Fürchterliche der Wege laſſen auf der einen Seite nicht viel Reiz und Vergnügen hoffen. Dagegen lege man auf die andre Wagſchale die Vortheile der Alpen für den Schweizer. Man überlege, daß ſie eine mächtige Schuzmauer gegen die Angriffe benachbarter Völker ſind, — daß eine unzählige Menge kleiner und großer Seen, Flüſſe und Bäche auf ihnen entſpringen, — daß ſie die herrlichſten Kräuter hervorbringen, die gegen viele Krankheiten eine ſehr bewährte Heilungskraft haben, daß ſie dem Viehe die reichſten Weiden geben: — daß alle Arten von Wild auf ihnen herumläuft, — daß ſie unzählig viel Metalle in ihrem Schooße verborgen halten, und ſonſt noch viele andere Seltenheiten der Natur liefern; — und ich bin gewiß, daß man alsdann der Schweiz ſowohl ihres Nuzens, als ihrer Schönheit wegen einen großen Vorzug vor allen übrigen Ländern geben wird.

Es iſt wahr, daß die nach den Gebürgen Reiſende vielen Gefahren ausgeſezt ſind, ohne die Beſchwerlichkeiten zu rechnen, die ſie beim Auf- und Niederſteigen übernehmen müſſen. In den drey heiſſeſten Monaten des Jahres iſt daſelbſt

eine ſo ſtrenge grauſame Kälte, daß manchen Reiſenden öfters ganze Glieder, z. B. Hände und Füße erfrieren. Die reiſſende Orkane, die auf denſelben wüten, — — die Abgründe, an welchen man herumwankt, und der Schnee machen die größte Gefahr aus.

Was von den Alpen überhaupt gilt, das gilt auch noch weit mehr von den Eisbergen und Gletſchern. Ich will zuerſt von dem Namen derſelben das Nöthige ſagen. *

Eisgebürge ſind jene an einander gekettete Reihen von Bergen, die gleichſam dahin gegoſſen ſind, und mit ewigem Eiſe und Schnee bedeckt liegen. Sie ſind alſo der allgemeine Name aller andern Berge, und die Gattung der beſondern hieher gehörigen Arten derſelben. Eisberge

* Man ſieht hier ſogleich, daß ich ganze Hauptvorſtellungen und Schildereien in die Ueberſezung eingemiſcht habe. Ich glaubte es der Wichtigkeit der Sache und dem Vergnügen des Leſers ſchuldig zu ſeyn, ihnen das Werk ſo intereſſant und die Lektüre ſo angenehm zu machen, als möglich. Daher behandlte ich die wichtigſten Kapiteln auch ausführlich, — manches ließ ich weg, was uns Deutſchen nicht ſo viel werth iſt, als dem Schweizer, — manches kürzte ich ab, was in allen Geographien ſchon ſteht und alſo nur zum Ekel wiederholt werden würde.

ſind die aus dieſem Gebürge hervorragende und bis in die Wolken gehende koloſſaliſche Felſen, die gleichfalls mit ununterbrochenem Eiſe und Schnee bedeckt ſind. Die zwiſchen dieſen Felſen liegende mehr als andre erhabene, von Eis und Schnee volle Vertiefungen heißen **Eisthäler.** Ganze Flächen, die mit beſtändigem tiefen Schnee bedeckt liegen, von dem aus der Höhe herabträufelnden und ihrem eignen Schneewaſſer überſchwemmet, — in kälteren Jahreszeiten frieren, abermals mit Schnee eingehüllt werden, und ſo in wechſelsweiſen Lagen von Schnee und Eis liegen bleiben, nenne ich **Eisfelder.**

Gletſcher (im franzöſiſchen Glacieres) ſind die zwiſchen den Eisbergen und ihren Füßen angewachſene Eisklumpen, die ſich aus dem von den Eisbergen und Eisthälern hinunter gedrängten Schnee, und zuſammen geſchmolzenen Waſſer

Sollte mir der ökonomiſche Leſer etwa den Vorwurf machen, daß das Werk durch die Zuſäze theuer würde, — — Vergnügen des Geiſtes iſt doch wohl einiger Koſten werth, und — — ich hoffe, daß durch dieſe **Ausgabe** dem Liebhaber der Schweiz manches ſonſt eben nicht wohlfeile Werk entbehrlich werden ſolle, weil er hier das Wichtigſte beyſammen findet.

Anm. des Ueberſezers.

in verſchiedenen Formen zuſammengehäuft, zu Eiſe verhärtet, und ſich gleich Thürmen in die Luft geſchwungen haben. **Gletſcherberge** ſind ſolche, die ſich zwiſchen den hohen Eisgebürgen über die Oberfläche in Form eines Berges erheben, deren Klumpen aber nicht aus Felſen, ſondern durch und durch aus Eis beſteht.

Man ſehe dieſe ewige Kette von ungeheuren Felſen an, und man wird zurück zittern; — man beſchaue ſie aber näher, und das Auge wird ſich in Entzücken und Freude verlieren.

Hier ſehe ich auf einander gethürmte ungeheure Koloſſen, — ſteile und hängende Felſen, abgeriſſne in einander geſchlungene Geripne ſich in finſtre Thäler hinunter neigen, und den fürchterlichſten Umſturz drohen. — Dort ſilberfarbene Thürme mit Laſten von Schnee umhüllet, — ſie ruhen auf dem Himmel, und die Wolken ſind ihre Stüze, * — gleich ſtolzen Mauern ſchneiden ſie

* — — clauſas niuibus, rupes, ſuppoſtaque
Coelo Saxa.

— — — — — — — —
— — — — — — — —

» Quantum Tartareus regni pollentis hiatus
» Ad manus imos, atque aſtrae ſtagna palludis,
» A ſupera tellure patet, tam longa per auras
» Erigitur tellus, et Coelum intercipit vmbra.

Länder und Provinzen entzwei: — der Abgrund der Hölle ſteht weit von der Erde ab, — aber noch höher ragen ſie über die Wolken empor. — Sie umſchatten die Wolken, und ſchwängern ſie mit Regen und Schnee, — ewiger Winter hat da ſeine Wohnung, und Frühling und Sommer werden von ihm verſcheucht. — —

Wie ſchleunig iſt aber die Abwechſelung der Furcht, des Schreckens und des Entſezens, mit ſanfter, entzückender Freude! Hier winken jähe Klüfte und ungeheure Thäler den Sinnen Schrecken und Verzweiflung zu: — dort wirft die Sonne ihre Strahlen auf dies glänzende Eisgerüſte, — tauſend mannigfaltig gewölbte Regenbogen ſpielen mit den ſchönſten Farben unter einander, blenden mit ihrer Pracht das Auge, und füllen die Sinnen mit Erſtaunung an. Das Ohr wird durch den ſchäumenden Fall des von allen Seiten herunter ſtrömenden Waſſers betäubt. In dem

„Nullum per ysquam, nullique Aeſtatis honores,
„Sola iugis habitat diris. ſedesque tuetur,
„Perpetuas deformis hiems, illa vndique nubes
„Huc atras agit, et mixtos cum grandine nimbos.“

Silius Italicus.

höchſten Sommer iſt faſt gar keine Nacht daſelbſt, und Morgen- und Abenddämmerung erblickt man beinahe in gleicher Stunde. Faſt kann man den Himmel mit der Hand berühren, ſo hoch ſteigt man über die Wolken hinauf. Den Plazregen hört man unter ſich hinfallen, und den Donner tritt man mit Füßen.* Oft ſieht man alle vier Jahreszeiten an einem Berge vereinigt. Der oberſte Gipfel iſt mit ewigem Eiſe bedeckt; — in der Mitte ſchauet das Auge die herrlichſte Weiden, und die blumenreichſte Wieſen; — unten im fruchtbarſten Thale Saaten, die ihre mit Segen ſchwangre Aehren tief zur Erden hinab neigen, — Reihen von Bäumen, deren Zweige für das reife Obſt faſt zu ſchwach ſind. Nichts kann prächtiger ſeyn, als ihr Anblick beym Untergang der Sonne. Sie erſcheinen erſt in einem ſanften Schimmer, — bald verliert ſich dieſer in einem prächtigen hohen roſenfarbnen Glanze, bald in einem röthlich vermiſchten Blau, welches nach und nach erbleichet, und aus einer grauen Schattirung in eine völlige Dunkelheit übergeht.

Doch, ich will ſchweigen, da Haller ſo feurig davon ſingt:

* „Celſior exurgit pluuiis auditque ruentes
„Sub pedibus nimbos, et rauca tonitrua calcat.

„Wenn Titans erſter Stral der Felſen Höh ver-
güldet,
„Und ſein verklärter Blick die Nebel unterdrückt,
„So wird, was die Natur am prächtigſten gebil-
det,
„Mit immer neuer Luſt von einem Berg erblickt.
„Durch den zerfahrnen Dunſt von einer dünnen
Wolke,
„Eröffnet ſich im Nu der Schauplaz einer Welt;
„Ein weiter Aufenthalt von mehr als einem
Volke,
„Zeigt alles auf einmal, was ſein Bezirk enthält.
„Ein ſanfter Schwindel ſchließt die allzuſchwa-
chen Augen,
„Die den zu breiten Kreis nicht durchzuſtralen
taugen.

* * *

„Ein angenehm Gemiſch von Bergen, Fels und
Seen,
„Fällt nach und nach erbleicht, doch deutlich ins
Geſicht;
„Die blaue Ferne ſchließt ein Kranz beglänzter
Höhen,
„Worauf ein ſchwarzer Wald die lezten Stralen
bricht.
„Bald zeigt ein nah Gebürg die ſanft erhobnen
Hügel,
„Wovon ein laut' Geblöck im Thale wird erhallt.

„Bald ſcheint ein breiter See ein Meilen langer
Spiegel,
„Auf deſſen glatter Fluth ein zitternd Feuer wallt.
„Bald aber öffnet ſich ein Strich von grünen
Thälern,
„Die hin und her gekrümmt ſich im Entfernen
ſchmälern.

* * *

„Dort ſenkt ein kahler Berg die glatten Wände
nieder,
„Den ein verjährtes Eis dem Himmel gleich ge-
thürmt,
„Sein froſtiger Kriſtall ſchickt alle Strahlen wie-
der,
„Den die geſtiegne Hiz im Krebs umſonſt be-
ſtürmt.
„Nicht fern von dieſem ſtreckt, voll futterreicher
Weide,
„Ein fruchtbares Gebürg den breiten Rücken her;
„Ein ſanfter Abhang glänzt von reifendem Ge-
traide,
„Und ſeine Hügel ſind von hundert Heerden
ſchwer.
„Den nahen Gegenſtand von unterſchiednen Zo-
nen,
„Trennt nur ein enges Thal, wo kühle Schatten
wohnen.

* * *

„Hier ſteigt ein ſteiler Berg die Mauergleiche
Spizen,
„Ein Waldſtrom eilt hindurch und ſtürzet Fall
auf Fall.
„Der dick beſchäumte Fluß dringt durch der Fel-
ſen Rizen,
„Und ſchießt mit jäher Kraft weit über ihren
Wall.
„Das dünne Waſſer theilt des tiefen Falles Eile,
„In der verdickten Luft ſchwebt ein bewegtes
Grau.
„Ein Regenbogen ſtrahlt durch die zerſtäubten
Theile,
„Und das entfernte Thal tränkt ein beſtänd'ger
Thau.
„Ein Wandrer ſieht erſtaunt im Himmel Ströme
fließen,
„Die Wolken überm Kopf, und Wolken unterm
Füßen."

* * *

Die Klüfte zwiſchen dieſen Bergen ſind uner-
meßlich tief. Die Spaltungen des Eiſes, oder
das Einſtürzen deſſelben giebt oft ein ſo entſezliches
Krachen, als wenn das ganze umher liegende Ge-
bürge in Stücken zerſpringen wollte. Die Spal-
tungen ſind manchmal zwey, drey, auch wohl fünf

Fuß breit, und nicht ſelten über 400 Ellen tief. Wer hierein fällt, iſt faſt allemal verloren; und es iſt nur ein ſehr ſeltner Fall, daß jemand wieder heraus gekommen iſt. Man ſtürzt in einen Abgrund, wo man entweder vor der großen Kälte, oder vom Schnee, oder vom Hunger ſeinen Geiſt aufgeben muß. Vor einigen Jahren nahm ein Hutmacher, der mit ſeiner Waare nach Wallis zu Markte gehn wollte, ſeinen Weg über den damals noch gangbaren, ob 'ſchon ſehr gefährlichen Gletſcher. Er hatte aber das Unglück, mit ſeiner Bürde in eine ſolche Spaltung zu verſinken, und niemand wußte, wo er hingekommen war. Viele Jahre nachher ward ſein Körper mit der Bürde, die er trug, durch das außerordentlich angewachſene Schneewaſſer, unter dem Gletſcher hervorgetrieben, und er war ſo friſch, als wenn er kurz vorhero geſtorben wäre. Vor ohngefähr 30 Jahren ward unter dem Gletſcher bey dem **Grimſel** ein todter Knabenkörper hervorgeſpült, ohne daß man die geringſte Nachricht hatte, daß ſeit langen Jahren Jemand daſelbſt vermiſſet worden ſey. Endlich fiel es einem betagten Greiſe ein, daß vor 80 Jahren ein ſolcher Knabe von ſeinen Verwandten in eine Gletſcher-Spalte dieſer Gegend verſunken ſey. Bey genauerer Beſichtigung ward der Körper hievor erkannt; — und er war, ſeines acht-

zigjährigen Begräbniſſes ohnerachtet, unter dem Eiſe ſo friſch, als wenn er ſein Leben erſt ein paar Täge vorher verloren hätte.

Indeſſen giebt es unter dieſen Gegenden doch einige Gletſcher, worüber man ſchlechterdings reiſen muß, weil man keinen andern Weg wählen kann. Dieſe Oefnungen werden oft ſo ſtark vom Schnee bedeckt, daß ein Reiſender bey aller ſeiner Vorſicht ſich nicht genug in Acht nehmen kann, um nicht hereinzuſtürzen. Um dieſer Gefahr auszuweichen, nimmt er einige Wegweiſer mit, die mit langen Stöcken in der Hand vorangehen, und unterſuchen, ob der Weg auch Spaltungen habe. Finden ſich nun dergleichen, ſo müſſen ſie entweder hinüber ſpringen, oder es wird eine Art von Brücke aufgeſchlagen, zu welcher man immer einige Bretter mit ſich führt. Dieſe Gefahr wird noch größer, wenn der Schnee erſt gefallen iſt, weil man alsdann nicht die geringſte Spur von einem Wege entdecken, die Brücke folglich nicht geworfen werden kann. An manchen Orten, beſonders in Graubündten verſehen ſich die Reiſende entweder mit zwo langen Stangen, die ſie unter die beiden Arme nehmen, damit ſie, wenn ſie etwa fallen wollten, aufgehalten werden; — oder ſie binden ſich an lange Seile zuſammen, einer an einem, der andre an dem andern Ende, und der

dritte in der Mitte, und wandeln auf dieſe Weiſe gekuppelt fort. Will nun etwa einer von ihnen in eine ſolche Spaltung fallen, ſo kann er entweder gar nicht verſinken, oder die andern zwey können ihn ſogleich wieder herausziehen.

Man bedient ſich auch in dem Falle, wenn der Schnee friſch gefallen iſt, gewiſſer in einer Entfernung zur andern aufgeſteckter Maaßruthen *, um darnach den Weg zu finden. Oft ſezen die Anwohner keine ſolche Maaßruthen, damit man ſie als Wegweiſer annehmen, und gut bezahlen ſolle. Hiebey muß man außerdem noch die Schuhe mit kleinen ſpizigen Någeln beſchlagen laſſen, um nicht auf dem Eiſe hinzufallen, und überhaupt mit vieler Behutſamkeit gehen.

Ich hoffe, daß folgende Geſchichte nicht unwillkommen ſeyn werde. Ein Jåger aus dem Kanton Glaris, Namens Caſpar **Stőri** gieng mit noch zwey andern auf dem Berge **Limmeren** auf die Gemſenjagd. Auf einmal, da er ganz ruhig über den Schnee weg wandelte, fiel er in einen ungeheuren Abgrund von auseinander geſpaltetem Schnee. Seine zwey Geſellſchafter fühlten die Gefahr, worinnen er ſich befand, entweder vor

* Die **Graubůndter** nennen dieſe Maaßruthen Stazas.

Kälte, oder von ſeinem Fall zu ſterben, ſtark genug, um ſo gleich alle nur mögliche Anſtalten zu ſeiner Rettung zu machen. Sie eilten zu der nächſten Hütte, um daſelbſt einen Strick, oder ſonſt etwas zu ſeiner Hülfe zu holen. Sie fanden aber weiter nichts als ein elendes Bettlacken, welches ſie der Länge nach entzweiſchnitten, zuſammenneheten, und ſo in den Abgrund hinunterließſen, um ihren Freund an demſelben heraufzuziehen. Während ihrer Abweſenheit war nun der arme Störi vor Kälte beinahe erſtarrt; mit dem halben Körper ſtand er in gefrornem Waſſer, deſſen Tiefe er nicht entdecken konnte, mit der übrigen Hälfte und beſonders mit den Armen, die er ausſtreckte, hielte er ſich gegen die zwey Eiswände feſt, ſo daß er in einem engen, tiefen und ſehr kaltem Gefängniß eingeſperrt zu ſeyn ſchien. Man kann die Angſt ohngefähr ſelbſt fühlen, in der er ſich in dieſer Zwiſchenzeit befand. Er erwartete nichts ſichrer als den Tod, und befahl ſeine Seele bereits in Gottes Hand, als er ſeine zwey Geſellſchafter mit einem Seile herbeieilen ſahe, um ihn in die Höhe zu ziehen. Sie reichten ihm das Seil, und er rafte alle ſeine Kräfte zuſammen, und wand ſich um daſſelbe ganz feſte herum. Als ſie ihn beinahe herauf gezogen hatten, ſo mußte es unglücklicher Weiſe zerreiſſen. Er fiel alſo von neuem in

ſeine Eishöhle, und zwar mit noch größrer Gefahr herunter. Den einen Theil des zerriſſenen Seils hatte er zwar noch in ſeinen Händen, — der Ueberreſt, den ſeine Freunde hatten, war aber zu klein, um herunter bis zu ihn zu reichen. Dabey, weil nun einmal kein Unfall allein, ſondern allezeit mit mehreren vergeſellſchaftet, kommt, zerbrach er noch ſeinen Arm. Seine Freunde faßten abermals Muth. Sie zerſchnitten den Strick noch einmal, banden beide Enden feſt zuſammen, und ließen ihn herunter. Er band ſich denſelben mit ſeinem zerbrochenen Arme um den Leib herum, und hielt ſich mit den andern ganzen Arme gegen die Eiswand feſt an, — und ſo ward er, ich möchte beinahe ſagen, durch ein Wunderwerk, aus dieſer grauenvollen Höhle herauf gezogen. Er verfiel zwar ſogleich in eine ſtarke Ohnmacht, von der er ſich aber erholte, und von ſeinen zwey Freunden bald geleitet, bald getragen wurde, bis er in ſeiner Wohnung wieder anlangte. Nach und nach ward er wieder völlig hergeſtellet.

Dieſe Gefahr, in Spaltungen zu ſtürzen, iſt nicht die einzige, der man ausgeſezt iſt. Oftmals reiſſen ſich von den Spizen der Berge große Stücken von Eis los, die ſich mit einer ungeſtümen Gewalt herabwälzen, alles, was ihnen begegnet, niederreiſſen, und die Wege dergeſtalt bedecken,

daß man weder weiter gehen, noch wieder zurück kommen kann.

Auſſer dieſen Eisgebürgen haben die Reiſenden noch die zu befürchten, wo der Schnee locker liegt. Oft fallen von den höchſten Gipfeln der Berge fürchterliche Schneeballen, welche ein dem Donner ähnliches Getöſe machen, und dabei die Vorübergehenden begraben. Manchmal wird der Schnee durch heftige Winde empor- und in die Höhe getrieben, und fliegt in einer ſo gewaltigen Menge und in ſolchen Stücken umher, daß ſie Menſchen und Thiere niederſtürzen und bedecken, und nicht ſelten ganze Bäume niederreiſſen.

Im Frühjahr, wenn das Wetter aufthauet, ſind dieſe Schneebälle am gefährlichſten. Ganz gewaltige Stücken von alt gewordenem Schnee reiſſen ſich dann los, ſtürzen herunter, und richten die traurigſten Verwüſtungen an. Der Dichter **Klaudian**, der im 4ten oder 5ten Jahrhundert lebte, erwähnt ihrer ſchon zu ſeiner Zeit.

„ — Multos hauſere profundae
„Vaſta mole niues cumque ipſis ſaepe iuuencis,
„Naufraga candenti merguntur plauſtra Baratho.
„Interdum ſubitam glăcie labente ruinam
„Mons dedit.“

Es iſt unglaublich, wie leicht ſich dieſe hohle Schneeklumpen losreiſſen. Der Sprung einer

Gemſe und die daraus entſtehende kleine Bewegung; — das Geräuſch, das ein Vogel mit ſeinen Flügeln macht; — ein Piſtolenſchuß, — ein Geſchrey, — ein lauter Ton, — das Geklinge einer kleinen Glocke, wie man ſie dem Viehe umbindet, — ein Stein der vom Felſen herabrollet, — das Geſpräche des Reiſenden ſelbſt, — ein ſanfter Strichregen, kann auf dergleichen Schneebergen eine ſolche Erſchütterung machen, daß dadurch ganze Stücke losgeriſſen werden. Daher pflegt man auch Reiſenden den Rath zu geben, früh Morgens zu reiſen, wenig zu reden, ſo wenig Geräuſch zu machen, und ſo geſchwind zu gehen, als es möglich iſt.

Dagegen ſuchen ſich die Bewohner der Alpen auf mancherley Weiſe zu verwahren. Sie bauen ihre Häuſer nicht an einem Ort, den ein ſteiler herabhangender Berg gefährlich macht; — oder ſie bauen hohe dreyeckigte Mauern, deren ſchärfſte Ecke gegen die gefährliche Bergwand zugekehrt iſt, damit ſie die fallenden Schneebälle zerſchneide und zertheile. Da ſie öfters durch die Luft heruntergeſtürzt werden; ſo ſucht man auch dieſer Gefahr vorzukommen. Man verſtopft die Glocken der Pferde mit Heu. — Man enthält ſich des Redens — Man brennt, ehe man an die gefahr,

vollen Oerter kommt, eine Piſtole ab, damit die Schneeflocken zu Fall gebracht werden, denen nur noch eine Bewegung der Luft fehlt, um ſich loszureiſſen. An verſchiednen Oertern in Graubündten ſind Höhlen in die Felſen gehauen, wohin ſich die Reiſenden ſchleunig in Sicherheit begeben können. Sieht man, daß ein ſolcher Klumpen fallen will, ſo muß man ihm ſchlechterdings das Geſicht nicht zuwenden, weil man ſonſt Gefahr läuft, von dem Schnee, und dem gewaltſamen Winde erſtickt zu werden. Kann man durch die Flucht nicht ausweichen, ſo muß man unter einer Felſenwand Schuz ſuchen, — kann man keine erreichen, ſo halte man ſich mit dem Geſichte feſt an den Felſen, — hat man auch hiezu keine Zeit, ſo wende man ihnen wenigſtens allezeit den Rücken zu.

Um dies Unglück, ſo viel als möglich, zu verhüten, ſind von der Obrigkeit gewiſſe Leute beſtellt, welchen es obliegt, täglich für die Reinlichkeit der Wege zu ſorgen, — ſie wieder zu bahnen, wenn eine Schneelaſt herunter gefallen iſt, mit großen hölzernen Walzen, welche von Ochſen gezogen werden, den Schnee glatt zu machen, oder ihn mit großen Schaufeln und andern Werkzeugen wegzuſchaffen. Dieſe Leute müſſen auch zum öftern die gefährlichſten Wege durchwühlen, und umgraben, um zu ſehen, ob nicht ein unglücklicher Rei-

ſende unter dem Schnee begraben ſey, — und, ſo bald ſie einen ſolchen Ball fallen hören, herzu eilen, um den Reiſenden Beiſtand leiſten zu können.

Dieſe Schneberge haben ſchon viel Verwüſtungen angerichtet. Im Jahr 1499 ſollen, laut dem Zeugniß der Geſchichtkunde von der Armee des Kayſers **Maximilian**, als er mit den Graubündtern Krieg führte, 400 Mann im Engadin von einem ſolchen Schneeballen verſchlungen worden ſeyn. Die Armee erſchrack darüber auſſerordentlich; ihr Schrecken verwandelte ſich aber in Lachen, als einer von denſelben nach dem andern wieder hervor kam, und ſo alle 400 Mann gerettet wurden. Im folgenden Jahre hingegen ſind auf dem großen Bernhardt von der Schweizer-Armee, die den Franzoſen zu Hülfe nach Italien gieng, an hundert Mann zu Grunde gegangen. Im Jahr 1695, den 21. Februar fiel durch einen Sturmwind ein Schneeball herunter, der hundert Schritt Erde bedeckte, und in einem Dorfe des Thals **Madia** 13 Häuſer, und eben ſo viel Scheuren und Ställe ſo gewaltſam umwarf, daß faſt kein Stein auf den andern blieb, und 15 Häuſer, welche ſtehen geblieben waren, am Dache, und an dem Gebäude ſelbſt beſchädigt wurden. Bey einigen zerſchlug der Wind die Fenſter,

und füllte das ganze Haus mit Schnee an. Vier und dreyßig Perſonen mußten hiebey ihren Geiſt aufgeben. Einige wurden wunderbarer weiſe gerettet, unter andern ward eine Mutter mit ihren zwo Kindern aus dem Schnee hervorgezogen.

Manchmal rettet man die im Schnee verſunkene Reiſende noch zur rechten Zeit von dem Tode. So bald man jemanden findet, der entweder wirklich todt iſt, oder doch ganz fühllos ohne alle Empfindung da liegt, ſo taucht man ihn ohne Zeitverluſt in ganz kaltes Waſſer unter. So paradox es auch immer klingen mag, hiedurch einen Menſchen wieder zum Leben bringen zu wollen, ſo iſt es doch ſicher entſchieden, daß man ihn in einen ewigen Todesſchlummer verſenken würde, wenn man ihn ſo gleich an die Wärme bringen wollte. Man taucht ihn alſo, wie geſagt, erſt in eiskaltes Waſſer unter; — dann wird ſein Leib gleich als mit einer Kirſte von Eis überzogen. Hierauf wird er in laues Waſſer gelegt, und alsdann ins warme Bett gebracht, wo er durch allerley Herzſtärkungen und Fomentationen wiederum zu ſeiner vorigen Geſundheit zurück gebracht wird.

Was man auch ſeit dem Hippokrates dem Gletſcher-Waſſer angedichtet hat, daß es geſchwollene Drüſen und Kröpfe verurſache; — ſo ſind das doch alles Gedichte, und weiter nichts. Das

Waſſer, welches von dieſen Eisgebürgen herabſtrömt, iſt vielmehr das geſundeſte von der ganzen Welt. Der Reiſende erfriſcht ſich dadurch in der gröſsten Hize, ohne daſs es ihm das geringſte ſchadet. Er kann es ganz nüchtern trinken, und er wird ſich durch daſſelbe ungemein geſtärkt finden, da er hingegen an anderm Waſſer ſich den Tod trinken könnte.

Die Bewohner der **Alpen** gebrauchen das **Gletſcher**-Waſſer als ein ſichres Heilungsmittel gegen das Fieber, — die rothe Ruhr, — den Durchlauf, — gegen die Kopfſchmerzen, — das Zahnwehe, und andre Uebel mehr. Auch bey der Hektik und Schwindſucht ſoll es trefliche Dienſte thun. Nur muſs man ſich ſorgfältig hüten, daſs man erſtlich nicht das gewöhnliche Waſſer ungeläutert trinke, **zweitens**, daſs man ſich ja bey einer Quelle nicht niederſeze, noch weniger dabey, oder im Schnee einſchlafe; — weil man ſonſt in Gefahr ſtehet, nicht wieder aufzuwachen.

* * *

Bis izt habe ich die **Alpen** von ihrer fürchterlichen Seite geſchildert, — und vermuthlich dem Leſer — wenigſtens dem erſten Anſchein nach nicht viel Vergnügen verſchafft. Es iſt billig, daſs ich auch ihre Vortheile, ihre Schönheiten, und das

mannichfaltige Vergnügen beſchreibe, das ſie gewähren können.

Nicht zu gedenken, daß die Natur ſelbſt uns dieſe Gebürge zu einer Schuzwehr gegen unſre Feinde gegeben habe, — und das wäre ſchon Vortheil genug, — ſo hat ſie noch weit wohlthätigere Abſichten mit denſelben verbunden. Wenn auch auf den oberen Theilen der Berge, nicht weniger in den Abſäzen und Klüften die ungeheureſten Klumpen von beſtändigem Schnee und Eis liegen; — ſo muß man doch nicht glauben, daß die Natur in allen Gegenden der Alpen gleich rauh ſey. Ueberall erblickt das Auge die anmuthigſten und fruchtbarſten Felder, — die geſegneteſten Weiden für das Hornvieh, mit deſſen Milch, — Fellen, und Fleiſch die Einwohner ſich nähren, und Gewerbe treiben. Und, da dieſe Berge nach dem Maaße ihre Höhe viel mehr Land in ſich begreifen, als man gemeiniglich zu denken pflegt, ſo nehmen ſie auch eine weit größere Menge von Menſchen und von Vieh ein. Der Kanton **Glaris** iſt nur ſehr klein, und er ernähret doch an 15000 Stück Hornvieh ohne die Schaafe und Ziegen mit zu zählen. Im Kanton **Underwald** hat mancher Bauer 30 bis 40 Kühe, die ihm jährlich ſechs bis achthundert Thaler einbringen. In **Bern** ſollen ſo gar gewiſſe Gegenden auf den Gebürgen

ſeyn, welche wöchentlich 1000 Thaler Einnahme tragen. Im Grindelwaldthal weiden über 2000 Stück groſzes, und an 2600 Stück kleines Vieh. Gerſte, Roggen, Gras und Hanf kommen hier faſt zu gleicher Zeit in Reife. In einer Zeit von drey Monat kann man hier ſäen und erndten, und die beſten Kirſchen und Erdbeeren wachſen unter dem Eiſe.

„Den nahen Gegenſtand von unterſchiednen Zonen,
„Trennt nur ein enges Thal, wo kühle Schatten wohnen.“

Hier macht man die fürtrefliche Butter und den bekannten Schweizerkäſe. Da er nicht nur in der Schweiz, ſondern auch in andern Ländern ſo ſehr gebraucht, und geliebt wird, ſo verlohnt es ſich der Mühe, ſeine Zubereitung etwas genau zu erzählen.

Der Senne ſiebt die friſch gemolkene Milch durch ein hölzernes, oben weites, unten enges mit friſchem Tannenreiſzig verſtopftes Inſtrument, das die Fällen oder Milchſienen heiſzt, in den groſzen Well- oder Käſekeſſel, welcher an einem hölzernen Schnabel (Thurner) hängt, damit er mit leichter Mühe von dem Feuer wegzunehmen, und über demſelben zu bewegen iſt.

Wenn die reine Milch eine Zeitlang über dem Feuer geſtanden hat, thut man einen Löffel voll Lupp hinzu, womit er bis hundert Maaß Milch ſcheiden kann. Von dieſer geſchiedenen Milch nimmt man mit einer durchlöcherten Kelle den Abzug hinweg, welches ein ſchleimigtes Weſen iſt, das den Schweinen zur Nahrung dienet. Die übrige zum Käſemachen dienliche, und in ein dickes zuſammenhaltendes Weſen zuſammengeronnene Materie nennt man Bülderen. Dieſelbe zerbricht der Senne mit dem Käſebrecher in die kleinſten Stücke. Alsdann ſcheidet ſich die dicke Materie von dem wäſſerichten Weſen. Jene heißt Käſe, dieſe aber Sirpen. Von dieſen Sirpen nimmt der Senne etliche Maaß weg, und ſchüttet ſie in ein anderes Geſchirr, den Käſe aber faſſet er in die Mutten, welche abhängig auf das Muttenholz gelegt wird, damit die überflüſſige wäſſerichte Feuchtigkeit weiter ablaufe. Unterdeſſen wird die Sirpen, weil ſie noch fette nahrhafte Theile in ſich hat, wieder über ein ſtärkeres Feuer geſezt, damit ſich aufs neue der Vorbruch ſcheide, welches ein ſchäumichtes oben aufſchwimmendes und ſehr niedliches Weſen iſt, das der Senne abnimmt, und entweder allein, oder mit andern Milchſpeiſen vermiſcht, zu ſeiner Nahrung braucht. Zu der übrigen im Wellkeſſel noch befindlichen Sirpen aber wird etwas von

den Sauertranke, oder Sauerſchotten geſchüttet. Da geſchieht dann wieder eine neue Scheidung der flüſſigen Theile von den feſten; jene heiſſen Schotten, dieſe aber **Zieger.** Nach dieſem kehrt der Senne wieder zu ſeinem Käſe, nimmt denſelben aus der Mutten, umgiebt ihn mit einem hölzernen oder baumrindenen Ring, bedeckt ihn mit einem groben reinen Tuche, belegt ihn weiter mit einem runden Brett, und beſchwert ihn mit einem ſchweren Käſeladeſtein; damit der Käſe auf ſolche Weiſe nicht allein ſeine ordentliche Rundung und ſeine flache Geſtalt oben und unten bekomme, ſondern auch von allen wäſſerichten Theilen oben und unten befreyet werde. Einer der beſten iſt der **Urſelkäſe,** der in der **Oberalp** des **Urſelenthales** gemacht wird. Er iſt fett, und wird in hohe Stöcke geformt.

Der **Zieger** iſt, wie ich ſchon oben erwähnt habe, das, was man aus der Milch erhält, wenn ſolche bereits den Käſe und die Butter von ſich gegeben hat. Die Alpbewohner verwahren ihn zur Speiſe auf den Winter.

Indeſſen, daß der Froſt ſie nicht entblößt berücke,
So macht des Volkes Fleiß aus Milch der Alpen Meel.
Hier wird auf ſtrenger Glut geſchiedner Ziegers dicke

Und dort gerinnt die Milch, und wird ein ſte-
hend Oel.
Hier preßt ein ſtark Gewicht den ſchweren Saz
der Molken,
Dort trennt ein gährend Saur das Waſſer und
das Fett;
Hier kocht der zweite Raub der Milch dem ar-
men Volke,
Dort bildt den neuen Käß ein rund geſchnitten
Brett.

von Haller.

Der Glarner Schabzieger iſt in ganz Eu-
ropa, beſonders in Deutſchland bekannt. Er hat
dieſen Namen deßhalb erhalten, weil er ſich zum
eßbaren Gebrauche ſchaben läßt. Es wird zur
Bereitung dieſes Käſes nur ein einziges Kraut
gebraucht. — Dies iſt der wilde, wohlriechende
Steinklee. Dieſes Kraut wird, wenn es reif iſt,
gedörret, zu Pulver gerieben, durchgeſiebet, und
auf folgende Weiſe zur Bereitung des Schabziegers
gebraucht. In Glarus, Matt und andern Oer-
tern des Landes mehr werden gewiſſe Maſchinen
aufgerichtet, welche man Zieger-Reiben heiſſet,
weil damit das Ziegerpulver mit dem Zieger wohl
untermengt und gerieben wird. Wenn die Ver-
miſchung geſchehen iſt, ſo werden die Ziegerformen

nach einander angefüllt, wohl eingedrückt, abgeebnet, — an einen luftigen Ort geſtellet, bis ſie einen gewiſſen Grad der Trockenheit erreicht haben. Die Urtheile über dieſen Käſe ſind verſchieden. Unter andern behauptet Scheuchzer, daß dieſer grüne Käſe eine der gemeinnüzigſten Erfindungen des Landes ſey, und gewiß nicht ohne Urſache in der Schweiz ſowohl, als in vielen andern Ländern gebraucht, und ſelbſt auf königlichen Tafeln aufgetragen werde. Er ſey folglich als eine allgemeine Schweizer-Arzney, ja öfters als ein Theriak in vielen Zuſtänden des Magens, der Gedärme, und des ganzen Leibes, vornemlich in ſolchen, die von zähen und ſchleimigten Flüſſen und daher rührenden Verſtopfungen entſpringen. Er benimmt auch alle Komplexionen. Ich kenne eine Frau, der er die Anfälle des Magenkrampfes wo nicht ganz und gar benommen, doch in hohem Grade gelindert hat. Die Schweizer tragen auf allen Mahlzeiten Käſe auf, und eſſen ihn gemeiniglich ohne Butter. Der Werth, den er hat, wird nach den Gebürgen beſtimmt, auf welchen er gemacht iſt; — daher bekommt er auch ſeine beſondere Namen. Die Landleute haben oft Käſe von einem ſehr hohen Alter. — Denn, da man ihn zu Pathengeſchenken braucht, ſo wird er

ſorgfältig aufbewahrt, um noch in die Hände ſpäter Enkel zu kommen. *

☆ ☆ ☆

Auſſer dieſem anſehnlichen Nuzen, den die Schweizer von ihren Viehweiden haben, gewährt ihnen das Jagen vieler wilden Thiere, die ſich daſelbſt in Ueberfluß befinden, großes Vergnügen. Auf dieſen hohen Gebürgen gehen Båre, Hirſche, — Damhirſche, — Gemſe, — Rehböcke, — Wölfe und Füchſe umher. Am Flußufer und zwiſchen den Felſen, z. B. am Ufer der Limmat, der Reuß, der Aar findet man Biber, und Fiſchottern. Die Biber bauen ſich kleine Hütten von Zweigen

* Dieſe Beſchreibung iſt aus dem Scheuchzer entlehnt, der die neun beſondre Kåſearten ausführlicher ſchildert. —

Ein Jahr ins andre im Durchſchnitt von zwey bis drey Jahren, findet man im Kaufhaus zu Bern allein 2300 ⸗ 2500 Centner Kåſe angegeben, die nur in Bern angeſchnitten und verkauft werden, den nicht gerechnet, der auſſer Landes gehet. — — Dies iſt ſogenannter Emmethaler Kåſe, von dem ſich nicht gut beſtimmen låßt, wie viel auſſer Land geht. — — Saaner und Grierzer Kåſe wird jährlich an 30000 Centner weggefahren, woraus man auf die Wichtigkeit dieſes Produkts rechnen kann.

und Blättern, beſonders lieben ſie die Weiden. Ob ſie gleich im Waſſer und auf dem Lande zugleich leben, ſo thun ſie doch den Fiſchen keinen Abbruch. In den Höhlen halten ſich Marder, — Murmelthiere, — Wieſeln, — Dachſe, u. ſ. w. auf. Auch an Haſen fehlet es nicht.

Die Gemſenjagd iſt eine der angenehmſten, aber zugleich auch eine der gefahrvolleſten. Die Jäger laufen immer Gefahr, ihr Leben zu verlieren, weil ſie ihnen über Berg und Thal folgen müſſen, und ſich dadurch manchmal an den Rand der jäheſten Abgründe gebracht ſehen. Die Erzählungen von den Gemſen, — daß ſie ſchußfrey wären, wenn ſie vor Sonnenuntergang von der Gemſewurz eſſen, — daß ſie ſchwer zu erſchieſſen ſind, wenn ſie die ſogenannten Gemſekugeln in ihrem Magen tragen, — — ſind bekannt genug. Es geht indeſſen mit dem zähen Leben dieſer Thiere wohl ſehr natürlich zu. Die rauhe kalte Luft, der ſie ausgeſezt ſind, macht ſie hart und ſtark. Sie haben eine ungemein dicke Haut, — und der Jäger hat gemeiniglich einen zu weiten Stand von ihnen, als daß er ſie jedesmal mit der Kugel erreichen könnte. Sie lecken ſehr begierig die Salzlakinen (Sulzen und Lekinen im Deutſchen.) Hiedurch wird vermuthlich ihr Magen von dem Schleime und den Unreinigkeiten

befreiet, die aus ihren trocknen und zähen Speiſen entſtehen. Die **Sulzen**, oder die von der Natur mit Salz und Salpeter durchwürkten Felſenklippen, lecken ſie gleichfalls mit auſſerordentlichem Vergnügen. Sie verſammlen ſich daſelbſt Schaarenweiſe, und eſſen einige Tage gar nichts, ſondern belecken dieſe Klippen unaufhörlich.

Die Gemſenjagd iſt von ganz beſondrer Art. Mit einem elenden Gewande, wenigen Vorrath zu ſeiner Nahrung, und ein Paar Schuheiſen, womit er über die Felſen ſpringen kann, verſehen, tritt der Jäger ſeine Reiſe an. Oft wird er ganz zerfallen nach Hauſe gebracht, — oft ſtürzt er über Berg und Thal, ſolche ungeheure Tiefen herunter, daß man ihn nie wieder findet. Zuweilen werden die Thiere von den Jägern an einen ſolchen Ort getrieben, der kaum einen halben Schuh breit iſt, wo vorne eine Felſenwand, hinten aber ein ſehr tiefer Abgrund iſt. — Dann drängen ſie ſich, wenn ſie nicht weiter kommen können, und hinter ſich ihren Feind haben, verzweiflungsvoll und in vollem Sprunge zwiſchen dem Felſen und den Jäger hin, und ſtürzen dieſen in Abgrund. Er legt ſich in einem ſo gefährlichen Zuſtande entweder der Länge nach auf den Boden hin, damit die Gemſen über ihn wegſpringen können, oder er ſteht aufrechts ganz nahe an der Felſenwand, damit

das Thier, wenn es zwiſchen dem Jäger und der Wand keinen Raum merkt, neben ihm vorbey ſpringen möge, das er dann in den Abgrund ſtürzet. Merkt aber die Gemſe nur den kleinſten Raum zwiſchen dem Felſen und dem Jäger, ſo drängt ſie ſich herein, und ſtürzt ihn herunter. Kommt er in ſo große Gefahr, daß er ſich durch nichts als durch das Springen retten kann, ſo wirft er Gewehr, Schuhe, und alles von ſich, rizt ſich in die Fußſohlen, damit das hervorſchäumende Blut gleich dem feſten Schleim, ihn an dem Abſaz des Felſen anhalten, und er auf dieſe Art herzhaft herunter ſpringen möge.

Geßner will Gemſen mit anderm zahmen Vieh auf einer Weide geſehen haben. Dies müſſen aber zahm gemachte geweſen ſeyn. Es koſtet auch eben ſo viel Mühe nicht, ſie zu fangen. Sind ſie noch jung, daß ſie ihren in der Flucht begriffenen Eltern nicht folgen können, ſo fängt ſie der Jäger lebendig, und nimmt ſie mit ſich nach Hauſe. Sind ſie aber ſchon etwas älter, ſo gebraucht er dabey folgenden Kunſtgrif. Er ſtellt die ſäugende Mutter, die er erſchoſſen hat, auf ihre vier Füße, als wenn ſie lebendig wäre, und legt ſich gerade auf die Erde nieder. Kommen nun die Jungen heran, um zu ſaugen, ſo fängt er ganz ruhig und ohne viele Mühe eines nach dem andern, nimmt

die todte Mutter auf den Rücken, und führt ihre Kinder mit ſich nach Hauſe. Da läßt er ſie gewöhnlicher Weiſe von einer zahmen Ziege aufſaugen; und ſie werden hernach ſo zahm, daß ſie ſich oft in die Heerden einmiſchen, auf den Alpen weiden, und mit denſelben wieder zurück kehren; nur ſehr ſelten verläſſet eine ſolche zahmgemachte Gemſe ihre Geſellſchaft, und läuft auf die höchſten Gebürge zu den wilden zurück.

Die Gemſen leben ſonſt in zahlreicher Geſellſchaft, und theilen ihr Futter, das ſie mit vieler Mühe wegſchnappen müſſen, ganz freundſchaftlich unter einander. Damit ſie aber deſto ſichrer weiden können, ſo haben ſie beſtändig eine Schildwache. Eine dieſer Gemſen, welche die Jäger das **Vorthier** oder die **Vorgeiß** nennen, führt den Trupp auf, und hält Wache, indem die andern weiden. Hört oder ſieht ſie etwas, das ihr verdächtig vorkommt, ſo giebt ſie dem Truppe durch ein helles durchdringendes Pfeiffen das Zeichen zur Flucht. Weidet hingegen das **Vorthier** in ſeiner Kehre, ſo ſteht allzeit ein Bedienter von dem Trup mit geſpizten Ohren zur Schildwache neben ihn. In ſtockfinſtrer Nacht und mitten im Winter leben dieſe armen Thiere am ſicherſten, weil man ihnen alsdann am wenigſten beikommen kann. Des Winters halten ſie ſich nicht, wie im

Sommer, auf den höchſten Bergſpizen, ſondern mitten in den **Alpen** unter hervorragenden Felſen auf, wo ſie vor den herabfallenden Schneebällen ſicher ſind, und ſich von den unter dem Schnee befindlichen Kräutern, von Wurzeln und von Tannenreiſern ernähren. Sie ſind ſehr zärtlich gegen ihre Jungen. Sie führen ſie nicht eher auf die Klippen, als bis ſie des Steigens gewohnt ſind, und thun alle mögliche, daß ſie der große Steingeier nicht erhaſche, der ſich ſonſt plözlich auf ſie herabläſſet, und ſie entweder mit ſeinen Klauen anpacket und fortſchleppet, oder mit den Flügeln ſo zerſchlägt, daß ſie in den Abgrund ſtürzen.

Der **Steinbock** gehört ohne Zweifel auch in das Ziegengeſchlecht, ob er gleich vom Leibe weit ſchwerer, als die Gemſe iſt. Er hat rauhe Schenkel, und einen kleinen Kopf, wie der Hirſch. Seine Augen ſind klar und ſchön. Hinter ſich über den Rükken trägt er ein ſchweres Horn, welches knörricht iſt, und im Alter bey zwanzig Knoten aufzuweiſen hat, ſo, daß ein ſolches Geweihe oft an achtzehn Pfund wiegt. Seine Klauen ſind ſehr ſcharf geſpalten, wie der Gemſe. Seine Natur ſchreibt ihm ſeinen Aufenthalt nur auf den allerhöchſten Schneegebürgen vor: denn er muß ſehr kalte Luft haben, ſonſt wird er blind.

Im Springen übertrifft er die Gemſen ſehr weit. Seine Sprünge ſind denen, die das Thier nicht kennen, unglaublich. Kein Gebürge kann ſo hoch und ſteil ſeyn, auf welches er ſich nicht wagen ſollte, wenn er nur ſeine ſcharfe Klauen anſezen kann. Er läuft eine hohe Mauer hinan, wenn ſie nur rauh iſt. Die Jäger müſſen, um ihn zu fällen, ihm nachſteigen, und ihn an eine hohe und glatte Mauer zu treiben ſuchen, worüber er nicht wegſpringen kann. Ja oft laſſen ſie ſich ſogar an Seilen über ſchräge Felſen herunter. Wird das Thier geängſtigt, und iſt ihm die Flucht nicht offen, ſo ſteht es ſtill, und wartet, bis der Jäger an den Felſen herumgehet. Hier lauſcht es, ob es zwiſchen dem Jäger und dem Felſen hindurchſehen könne? Sieht es eine Oeffnung, ſo läuft es ſchnell hindurch, und ſtürzt, wie es die Gemſe auch thut, den Jäger über den Felſen herunter, wenn er nicht gewandt genug iſt, das Thier in vollem Sprunge hinunter zu ſtürzen.

Auſſer dieſen vierfüßigen Thieren giebt es auch ſehr viel geflügeltes Wildpret von allen Arten. Man trifft Faſanen, — Rebhüner, — Birkhennen, — Auerhähne, — Schnepfen, — wilde Enten, — wilde Gänſe und noch viel andre weniger merkwürdige, und an andern Oertern gänzlich unbekannte Vögel-Arten an. So giebt es

daſelbſt auch Raubvögel, die aber die Einwohner gleichfalls zu ihrem Nuzen gebrauchen, z. B. Adler von verſchiedenen Sorten, – Geier, – Falken, — Sakkers,* — Uhus, — Meeradler, — große Steineulen, — Nachteulen, und überhaupt viele Vögel, die ein übles Omen ſind. Die Nachteulen haben die Größe einer Gans, ſo auſſerordentlich helle und funkelnde Augen, daß ſie des Nachts alle Gegenſtände erblicken, und ſo viel Stärke, daß ſie ſich ſogar mit dem Adler in ein Gefechte einlaſſen. Wagner erzählt, daß man im Jahr 1654 zu

* Der Sakker oder der brittiſche Falke iſt ein ungemein ſeltener Vogel, und es werden ſich nur wenige Menſchen rühmen können, den Ort geſehen zu haben, wo er ſeine Jungen ausbrütet. Sein Muth iſt auſſerordentlich. Man meint, er käme vornemlich aus der Tartarey, aus Rußland, und über das Weltmeer, und werde gemeiniglich, wenn er ſeinen Zug nach der ſüdlichen Gegend nimmt, um ſich einen Theil des Jahrs daſelbſt aufzuhalten, von den Falkenirern gefangen, welche ihm auf unterſchiednen Inſeln des egäiſchen Meeres, auf Rhodus, Cyppern, u. ſ. f. nachſtellen.

Er läßt ſich auch abrichten, auf wilde Gänſe, Trappen, Faſanen, Rebhüner, Haſen und allerley Wildpret zu ſtoßen.

Anm. des Ueberſezers.

Zürch am hellen Tage das Gefecht einer ſolchen Eule mit einem Adler in der Luft mit angeſehen, daß nach vielem Ringen die Nachteule den Adler mit ihren krummen Klauen zerkrazt und getödtet, daß ſie aber, weil ihre Klauen zu feſt in dem Adler hakten, ſich nicht habe losreiſſen können, und folglich mit ihm zugleich auf die Erde herunter gefallen ſey, da man ſie dann weggenommen, in die Stadt gebracht und eine Zeitlang ernährt habe.

Die **Geier** ſind hier größer, als die Adler. Einige ſind ſo groß, daß ſie Ziegen, Lämmer, Haſen, junge Gemſen, ja ſogar Kinder aufraffen und mit fortſchleppen. Manchmal fallen ſie ſogar auf erwachſene Menſchen. Im Jahr 1610 ward ein Mann aus der Stadt Schwiz von einem ſolchen Geier angepakt, von dem er ſich kaum durch Hülfe eines herzueilenden Freundes losmachen konnte. **Cyſat** von Lucern erzählt folgende Geſchichte. — „Er ſey einſtmals mit einer Geſellſchaft auf die „Spize eines bis izt ungangbaren Berges geſtie„gen. Daſelbſt habe er in einer hohlen Eiche ein „großes Neſt in der Form eines Storchneſtes und „in dieſem Neſte drey Jungen gefunden. Da ſie „mit Verwunderung dieſe Jungen betrachtet hät„ten, ſo wären die zwey Eltern auf einmal ſo ge„waltſam auf ſie losgefallen, daß, wenn ſie ſich „nicht ſo gut hätten wehren können, es ganz ge-

»wiß um ihr Leben gethan geweſen wäre. Sie »tödteten die Mutter, welche vom Schnabel bis »an den Schwanz ſieben Fuß lang war. Ihre »Flügel, wenn man ſie ausſtreckte, waren zwölf »und die größten Federn ein und einen halben Fuß »lang. In der Eiche, wo das Neſt war, lagen »Gerippe und Knochen von erwürgtem Vieh, — »todte Fiſche, ſogar Knochen von Kindern, die ſie »aufgefreſſen hatten.«

So zahlreich die Thierarten auf den Alpen ſind, ſo ſind es auch die Fiſcharten. Doch hievon will ich im folgenden Hauptſtücke etwas weniges erwähnen.

Hier will ich nur noch der bewundernswürdigen Triebe gedenken, die die Natur den Thieren hieſelbſt zu ihrer eignen Erhaltung eingepflanzet hat.

Wenn ſich ein Wolf einer Heerde Hornvieh nähert, ſo fürchten ſie ihn ſo wenig, daß ſie vielmehr alle mögliche Anſtalten machen, ſich gegen ihn aufs beſte zu vertheidigen. Sie formiren alsdann einen vollkommnen Cirkel, in dem ſie ihre Kälber, und das andere kleine Vieh, das etwa mit ihnen zugleich weidet, hereinnehmen. Kommt nun der Wolf näher heran, ſo halten ſie ihm ihre Hörner entgegen, und verhindern dadurch, daß er auf keiner einzigen Seite in den Cirkel eindringen

und von dem jungen Vieh etwas weghaſchen könne.

Einen ſolchen Cirkel machen die Schweine, wenn der Hund auf ſie losfället, doch aber aus einer ganz andern Abſicht. Sie ſchlieſſen nämlich den Hund ganz in dieſen Cirkel ein; alsdann machen ſie ihn in gleicher Proportion immer kleiner, und kommen dem Hunde immer näher, der ſich dann endlich, wenn er von ihren Riſſeln keine Gefahr leiden will, durch einen Sprung über ſie hinaus retten muß.

Kommt einmal ein Bär, ſo erheben die Ochſen und Kühe ein ſo gräuliches Geſchrey, daß das Gebirge und das Thal davon fürchterlich wiederſchallt. Gleichſam, als könnte ihr Hirte ſie beſchüzen, poſtiret ſich die ganze Heerde ganz dichte neben ihn; — zutrauungsvoll auf ſeine Hülfe rücken ſie immer dichter an ihn heran, ſo daß er manchmal befürchten muß, erdrückt zu werden, wenn er ſich nicht bald Luft zu machen weiß. Können ſie den Stall erreichen, ſo eilen ſie mit beſchleunigten Schritten dahin; einige haben indeſſen Muth genug, den Bär zu erwarten, und ſich mit ihm in ein Gekämpfe einzulaſſen, da ſie denn manchmal ſo glücklich ſind, ihn zu erlegen.

Der Schöpfer hat aber nicht nur für das nothwendigſte Bedürfniß des Lebens geſorgt; — er

hat auch den Bewohnern dieſer Gebürge in den heilſamen Kräutern und Pflanzen, deren eine unzähliche Menge auf den Alpen wachſen, Mittel genug angewieſen, ihre Geſundheit zu erhalten, und, wenn ſie etwa geſchwächt worden wäre, ſie wieder herzuſtellen. Es iſt bekannt, daß die Kräuter auf dieſen Bergen in der größten Vollkommenheit wachſen, ohne Zweifel, weil ſie während den gefährlichen und ſchädlichen Jahreszeiten mit Schnee bedeckt bleiben, — in einer fetten Erde ſtehen, und mit leichterem und reinerem Waſſer bethauet werden. Tſchudi bemerkt in ſeiner Glarner-Chronick aus ſeiner eigenen Erfahrung, daß in dem Kanton Glaris an den Oertern, wo der Schnee erſt im ſpäten Sommer wegſchmilzt, das Gras gleich nach dem Schnee hervorkommt, und eben ſo bald zeitig und reif iſt, als an den Oertern, wo der Schnee gleich im Anfang des Frühlings ſchmilzt. In einer beſtimmten Höhe wachſen keine Pflanzen mehr, — unter dieſem Punkt, wo ſie noch wachſen, ſind ſie manchmal ſo klein, daß man ſie kaum faſſen und mit der Wurzel ausreiſſen kann. Ihr gewürzter Geruch und Geſchmack, insbeſondere aber die große Kraft, die in ihnen liegt, hält die Einwohner völlig ſchadloß. Daher ſind auch die Schweizer-Pflanzen weit kräftiger, als andre, die von eben

der Art in andern Ländern wachſen. — Doch ich mag mich nicht in die Kräuterkunde hereinwagen, da hierinn ſchon von andern ſo viel geleiſtet worden iſt. Man kann, wenn man neugierig genug iſt, das Verzeichniß, welches **Wagner** unter dem Titel Heluetiae hiſtoria naturalis, geliefert hat, und eine in das **helvetiſche Journal** eingerückte Abhandlung Herrn Ivernois, die Schweizeriſche *Pharmacopie* von Conſtant, ganz beſonders aber das ſchäzbare Werk des Herrn von **Haller**, welches er Enumeratio ſtirpium Heluecticarum nennt, hierüber nachſchlagen.

Es giebt unter der Menge der fürtreflichen heilenden Kräuter freilich auch einige, welche nachtheilige Wirkungen verurſachen, — ja manche ſind ſo giftig daß ihr bloſſer Geruch im Stande iſt, einen ewigen Todtesſchlummer zu verurſachen.

Die Mineralien der **Schweiz** ſind ſehr beträchtlich. Demohnerachtet wird der Bergbau nicht ſonderlich getrieben. Hiezu mögen verſchiedene Gründe ſeyn, unter denen der Mangel am Holz zu den Schmelzhütten, und die geringe Belohnung der Mühe, die man ſich geben würde, vielleicht die vornehmſte Stelle einnehmen.

Man findet in der Schweiz gediegenes Gold in dem Sande einiger Flüſſe. Es wird aus dem Sand gewaſchen, und nicht erſt durchs Feuer von

andern Metallen geſchieden. Aus der größeren Emmat im Kanton Bern, — aus dem Goldbach im Kanton Lucern, — aus der kleinen Emma — der Reuß, — der Adda, — — auch aus dem Rhein, — beſonders aus der Aare wäſcht man es in nicht geringer Anzahl, ſo daß die Einwohner der Gebürge ſich nicht einmal gern damit abgeben, ſondern es lieber ärmern Leuten überlaſſen. Hieher gehört die Stelle aus dem Haller:

„Der Berge reicher Schacht vergüldet ihre Hörner,
„Und färbt die weiſſe Fluth mit königlichem Erzt;
„Der Strom fließt ſchwer von Gold, und wirft gediegne Körner,
„Wie ſonſt nur grauer Sand gemeines Ufer ſchwärzt.
„Der Hirt ſieht dieſen Schaz, er rollt zu ſeinen Füſſen;
„O! Beyſpiel für die Welt! er ſieht, und — — läßt ihn fließen.

Was das Silbererzt anbetrift, ſo hat man davon noch keine oder doch nur ſehr wenige wirkliche Silberſtufen gefunden. Es iſt meiſtentheils hart, oder mit Bleierzt untermengt. Daher werden auch die Silberbergwerke nur wenig bearbeitet.

Der ganze Berg Jura, der ſich vom Schafhauſner-Gebiete an durch Zürch, Baden, —

Bern, — Soluthurn, längs dem Genfer-See bis nach Frankreich hereinzieht, enthält in ſeinen Eingeweiden viel Eiſen, und eiſenſchäftigen Kies. Außerdem giebt es in Graubündten und Wallis, — in Zürch, — Bern, — Uri, — Lucern, — Underwalden, — Soluthurn, — und Schafhauſen viel Eiſenerzt. Zinn giebt es gar nicht, — und Kupfererzt nur ſehr wenig.

Unter den mineraliſchen Reichthum der Schweiz gehören auch die vielen Kriſtallgewölbe *. Das reichhaltigſte unter allen in der ganzen Welt iſt vielleicht das Gewölbe, welches man ohngefähr vor 60 Jahren bey dem Grimſel entdeckte. Es hielte an 1000 Zentner, und ward auf 30000 Thaler geſchäzt. Es befand ſich ein Stück unter denſelben, welches 8 Centner, viele, welche 4 und 5, und eine groſſe Menge, die über einen Zentner wogen. In dem Sandbalm im Kanton Uri, entdeckte man vor 40 Jahren ein ſolches Gewölbe, in dem man 900 Stück Kriſtallen fand. Man ſoll ſchon 2 Jahrhunderte an dieſem Gewölbe gearbeitet haben. Eine Aufſchrift, die man aber

* Von der Erzeugung der Kriſtalle haben Bourgnet in ſeinen lettres philoſophiques — *Cappeler* in ſeinem *Prodrom. Cryſtallopygraph.* und *Scheuchzer* viel Nüzliches geſagt.

Anm. des Ueberſezers.

nicht leſen kann, ſcheint das graue Alterthum deſſelben zu beſtätigen. In dieſen Gewölben ſind die Kriſtalle an den Wänden in einer Horizontallage angewachſen, oder hängen oben an dem Gewölbe – oder liegen auch nicht ſelten auf dem Kellergrund in einem fetten Leime. * Es gehört viel Arbeit, oft auch groſſe Koſten dazu, ehe man bis zu einem ſolchen Gewölbe gelangt.

In nie erhelltem Grund von unterirdſchen Pfühlen,
Wölbt ſich der feuchte Leim mit funkelndem Kriſtall;
Ein Fels von Edelſtein, wo tauſend Farben ſpielen,
Blizt durch die düſtre Luft, und ſtralet überall.
O Reichthum der Natur! verkriecht euch welſche Zwerge,
Europens Diamant blüht hier, und wächſt zum Berge.

Haller.

An verſchiedenen Orten, am meiſten auf hohen Bergen, und ſelbſt in tiefen Bergwerken findet man Steine, auf welchen Fiſche zu ſehen ſind, wovon die Schuppen zum Theil ſchon in Steine verwandelt ſind, zum Theil aber ihr voriges We-

* S. Scheuchzer – beſonders Sulzers Bergreiſe S. 50 und Andreä Briefe nach der neueſten Ausgabe S. 140. 141.

ſen behalten haben; — man hat Muſcheln, davon ein Theil noch nicht verſteinert iſt, woraus denn deutlich erhellet, daß auch der verſteinerte Theil vorher nicht ſteinern, ſondern von der Materie geweſen, aus welcher die Muſcheln beſtehen.

Die ſchönen Naturalienkabinette weiſen hievon eine ſehr groſſe Menge auf. Die Sammlungen eines Gesner in Zürch, — eines **Bertrand**, **Gruner**, — Springli, — und Schmidt in Bern, — eines Lange in Lucern, — eines Faſch, — Brukner, — Bavier, und d'Annone in Baſel ſind zu berühmt und bekannt, als daß ich den Liebhaber verſteinerter Dinge erſt noch auf ſie aufmerkſam zu machen brauchte.

Die Unterſuchung über die verſteinerte Dinge gehört nicht hieher. **Gruner**, — **Scheuchzer**, — **Buffon**, — **Hirſchfeld** und andre mehr haben dies ausführlich abgehandelt. So viel iſt ausgemacht, daß die Unterſuchung der Verſteinerungen ihren mannichfaltigen Nuzen ſtiften kann. Z. B. ſie unterrichtet uns von dem Urſprung und Wachsthum der Steine. Man ſieht daraus, ob die Thiere, welche vor alten Zeiten in dem Meere gelebt haben, ſich noch daſelbſt befinden, und ob ſie nach einer ſo langen Fortpflanzung ihre Geſtalt behalten haben. Manche ver-

ſteinerte Muſcheln haben auch einen mediciniſchen Gebrauch.

Zum Schluß dieſes Hauptſtückes will ich eine Begebenheit erzählen, deren ein gewiſſer italiäniſcher Gelehrter, Baptiſta-Fulgoſo mit Namen erwähnt, und die zu ſeiner Zeit ſich zugetragen haben ſoll.

„Im Jahr 1460 fand man im Kanton **Bern** in einer Bergſchicht, in der man eben nach Metallen grub, ein Schiff, welches 100 Klaftern tief war. In dieſem Schiff, welches mit einem Kriegsſchiff viel Aehnlichkeit hatte, (dies verdient um ſo viel mehr unſre Verwunderung, weil dieſer Theil der Alpen ſo weit von dem Meere entfernt iſt,) fand man an 40 todte Körper, und zerbrochne Anker und Seegel.“

„Das Faktum iſt richtig, fähret er fort; — „viele glaubwürdige Leute haben es unterſuchet, „und ich habe es von denen gehört, die dies Schiff „geſehen haben. Einige glauben, daß dieſes „Schiff durch eine große Waſſerfluth in die Erde „hineingeworfen und ſo lange gleichſam unter ihr „begraben gelegen habe, bis ſie ſich abermals er„öfnet habe. Andre muthmaßen, daß es, nach„dem es in den Grund geworfen, durch unterir„diſche Kanäle, die das Waſſer bis auf die höch„ſten Berge hinaufführen, dahin geworfen wor„den ſey.“

— — — Nur Schade, daß an dem allen nicht ein Wort wahr iſt. — —

Fünftes Hauptſtück. *

Von den vornehmſten Seen und Flüſſen in der Schweiz.

Faſt in keiner Provinz Europens ſind ſo viel Seen und Flüſſe, ſals in der Schweiz. Man zählt fünf groſſe Seen: — den zu Genf, — zu Koſtniz, — zu Zürch, — zu Lucern, — und zu Neufchatel. Eben ſo viel mittelmäßige, — zu Morat, — zu Biel, — zu Thoun, — zu Brienz, — und zu Zug. Die kleineren will ich gar nicht berühren.

Die Schweiz führt andern Ländern verſchiedene Flüſſe zu. So bekommt z. B. Deutſchland von ihr den Rhein, — Frankreich die Rhone, — Italien den Teſſin.

Der Rhein entſpringt im obern Bündten (la haute ligue,) und wird in Anſehung ſeines Urſprunges in den Vorder, — Mittlern, — und

* Ich werde dies Kapitel ſehr in die Kürze ziehen, weil ich nicht einſehe, daß eine ins Detail gehende Beſchreibung aller und jeder kleinen Flüſſe und Bäche dem Leſer Vergnügen verſchaffen könne. Ueberdem iſt mir das vorige Kapitel ohnedem ſchon etwas lang gerathen, — und ich möchte nicht gern in den Verdacht der Weitſchweifigkeit gerathen.

Anm. des Ueberſezers.

Hinder-Rhein eingetheilet. Der Vorder und Mittlere Rhein entſtehen beide im Rheinwald und vereinigen ſich, wenn ſein jeder einen Raum von einigen Meilen beſonders durchlaufen, bey dem Kloſter Diſentis mit einander. Der Hinter-Rhein entſteht 3 Stunden oberhalb des Dorfes Hinter-Rhein oder zum Rhein, und hat ſeinen Urſprung einem Berge zu verdanken, welcher der Vogel, ſonſt auch der Bernhardin genannt wird. Der Vorder- und Hinter-Rhein vereinigen ſich bey Bonaduz und Reichenau.

Die Rhone (Rhodanus) entſteht auf dem Berge Furka, aus dem Waſſer, welches von zwey Gletſchern kommt, fällt bald hierauf mit großem Ungeſtüm zwiſchen hohen Felſen herab, empfängt verſchiedene Bäche, geht in den Genferſee, kommt bey Genf wieder heraus, fließt durch das Genfergebiet, und durch einen kleinen Theil des Herzogthums Savoyen, und geht alsdann nach Frankreich.

Die Aare (Aar) entſpringt nicht (wie der Verfaſſer meint) auf dem Grimſelberg, ſondern in einem neun Stunden von Spital abgelegenem großen Thale, fließt durch den Brienzer- und Thunerſee, nimmt den Fluß Sanen, die größere Emmat, die Reuß und die Limmat auf, und geht bey Koblenz in den Rhein.

Die Reuß, oder Rüß (Urſa, — Ruſa, — Ruſia, — Reußia,) kommt von der Furka herunter, vereiniget ſich im Urſerenthal beym Dorfe Hoſpital, mit einem Waſſer, das aus dem See Lago di Luzendro auf dem Berge Gotthard entſteht, und hernach beym Dorfe an der Mutt mit noch einem Bache, welcher aus dem eben genannten See auf der Oberalp kommt. Hernach fällt ſie durch ein enges und tiefes Thal über hohe Felſen mit großem Brauſen herab, hat bis Sillinen noch mehrere Wäſſerfälle, und fließt alsdann etwas ſanfter. Bey Fluelen ergießt ſie ſich in den See, aus welchem ſie bey Lucern unter dem vorigen Namen wieder hervorkommt, ohngefähr eine halbe Stunde unterhalb der Stadt die kleinere Emmat oder Emmen aufnimmt, welche in den Entlibucher-Alpen entſpringt, und ſich endlich unter Windiſch in die Aar ergießt.

Die kleinen Flüſſe zu beſchreiben, würde mich auſſerordentlich lange aufhalten, zumal, da ich keine Provinz, welche vom Meere entfernt liegt, kenne, die ſo viel Flüſſe hätte, als die Schweiz. Es iſt beinahe kein Anger und keine Wieſe in dieſem Lande, die man nicht ſogleich überſchwemmen könnte, wenn es der Landmann für nöthig hält.

Sechstes Hauptſtück.

Vom Klima; — und der Beſchaffenheit des Erdbodens in der Schweiz.

Da die Schweiz unter allen europäiſchen Provinzen am höchſten liegt; ſo hat ſie im Ganzen genommen eine ſehr verfeinerte und reine Luft. Daher kommt es, daß man nur ſehr ſelten von epidemiſchen und anſteckenden Krankheiten höret, die in andern Provinzen ſo grauſame Niederlagen anrichten; — und daß man ſeit 100 Jahren von keiner Peſt in unſerm Vaterlande gewußt hat.

Die Schweizer kennen überhaupt nur zwey allgemein ausgebreitete Hauptkrankheiten. Die Peſt, die ehedem ganze Kantons entvölkerte; — und die Ruhr, welche in den heiſſen Monaten größtentheils die Kinder, und nur ſehr ſelten diejenigen befällt, die das vierzehnte Jahr erreichet haben, oder drüber gekommen ſind. Daß die Peſt ehedem mehr als izt gewütet hat, kommt ohne Zweifel von der Sorgloſigkeit her, ihr den Eingang zu verwehren, wenn ſie noch in entfernten Gegenden war. Hätte die Schweiz die Alpen nicht, ſo würde ſie von der italiäniſchen Seite her eine ſehr ſchädliche Luft haben. Aber ſo bewahren ſie die beſtändigen Bewegungen der Luft durch Winde

und Gewitter vor aller Fäulniß, — und man darf nur einige Wochen hier zubringen, um ſogleich ihre reine und ſtärkende Einflüſſe zu bemerken.

Die Luft iſt vielleicht hier ſo geſund, als ſie in der ganzen Welt nicht iſt. Freilich läßt ſich keine beſtimmte Beſchaffenheit des Klima feſtſezen; — man kann nicht mit Gewißheit ſagen, das Klima in der Schweiz ſey kalt, oder warm, oder gemäßiget. Dieſe ganz auſſerordentliche Verſchiedenheit deſſelben in ſolchen Gegenden, die beinahe unter einem Himmelsſtrich liegen, läßt ſich wohl nicht anders, als aus ihrer näheren oder entfernteren Lage von den Gletſchers und Gebürgen ableiten, auf welchen ewige Kälte und Schnee ihren Siz aufgeſchlagen zu haben ſcheinen, die ſich dann durch die Lüfte mittheilen. Man darf nur einige Meilen reiſen, ſo wird man ſchon dieſen Unterſchied merken können. Oft wechſelt die Witterung eines Tages ſo ab, daß ſie ſich in die Stunden theilet. Bald iſt die Luft heiter und ſtille, — und ſchleunig ertönen Donner und Krachen in derſelben. Manchmal donnert und blizet es Tagelang fort; — die Felſen ſelbſt ſcheinen zu erzittern, und die ganze Natur öde und wüſte. Die Scene müßte ernſt und majeſtätiſch zugleich ſeyn, wenn man einmal von dem Gipfel des Berges einem ſolchen Gewitter zuſähe. Die Wetterwolken ſind oft niedriger, als

die Berge; — — nicht ſelten iſt auf ihren Gipfeln das entſezlichſte Gewitter, und im Thale das heiterſte ruhigſte Wetter; — hingegen oft im Thale ein Ungewitter, und oben der prächtigſte Sonnenſchein. Die Bewohner der Gebürge verſtehen ſich auſſerordentlich darauf, das Wetter voraus zu ſagen. Dazu haben ſie allerley Anzeichen, die ſie faſt niemals trügen, und man kann ſich auf ihre Prophezeihungen ſo ziemlich verlaſſen.

Auſſer der ſchönen Luft tragen auch die warmen Bäder ſehr viel zur Geſundheit bey. Es giebt ihrer ſehr viele, und die Schweizer pflegen ſie fleißig zu beſuchen, wiewohl es nicht immer der Geſundheit halber, ſondern ſehr oft aus Wolluſt geſchieht; gerade wie bey uns in Deutſchland faſt allemal zwey Drittheile von Badegäſten aus Müßiggang, oder, um die Mode mitzumachen, nach den Bad gehen. Man behauptet, daß die unfruchtbaren Frauenzimmer in den Bädern fruchtbar würden; wenigſtens will man hievon viele Beiſpiele aufzählen können. Ich mag nun die Sache nicht unterſuchen, weil ich kein Arzt bin; — vielleicht geht alles ganz natürlich zu; — und es können oft Urſachen des Eheſegens ſeyn, die man gar nicht vermuthet hat. Die Eheleute, die gern Erben zu haben wünſchen, ſchicken ihre Frauen nach dem Bad, — und finden ihre Wünſche alsdann nur ſelten

unerfüllt. — — — Sonſt reiſen die ſchweizeriſche Damens auch ſehr gern nach deutſchen Bädern. Ob dieſe auch fruchtbar machen, will ich nicht entſcheiden.

Man kommt in unſern Tagen immer mehr von dem Vorurtheil zurück, daß die Schweiz weiter nichts, als eine traurige Wüſteney und Einöde ſey. Es giebt hie und da wohl noch Gegenden und Striche, denen das Anmuthige fehlet, was man doch bey dem größten Theile derſelben bemerket. Man ſorgt aber immer mehr davor, daß da, wo die Natur unüberwindlich iſt, Kunſt und Fleiß ihr ihre Unfruchtbarkeit nehmen möge. Selbſt die Schneeberge, und die Gegenden, wo kahle Wände von Felſen und waldigtem Gebürge in die Höhe ſteigen, erheben die Schönheit derer, welche fruchtbar und angebauet ſind.

Es läßt ſich wohl nichts prächtigeres denken, als der Anblick der Eisgebürge und **Gletſchers**. Eine an einanderhängende unauflösliche Kette von Bergen, — zwiſchen denſelben die anmuthigſten Thäler; — Plänen, die mit dem Gebürge zuſammengekittet zu ſeyn ſcheinen; — in den Zwiſchenräumen der Berge, Seen und Flüſſe, die durch ihre mannichfaltige Krümmungen um die Hügeln herum dem Auge einen entzückenden Anblick geben; — Berge auf Berge gethürmt, auf denen

ſelben ein ſteiler jäher Abſaz nach dem andern; — fruchtbare Thäler, Menſchen und Vieh, angenehme Wieſen, — Heerden, die ſich ſichtbar ihres Daſeins freuen; — angenehme Luſtwälder, — neben denſelben bemooßte, antike Felſenſtücken, auf denen noch manche Ruinen von Klöſtern und Kirchen in die Höhe ragen; — Ströme und Seen, an ihrem Ufer mit Weinbergen und Landhäuſern bepflanzt, — auf allen Seiten rieſelnde Quellen, — Waſſerfälle, die mit dem angenehmſten Geräuſche, ſich aus den höchſten Gipfeln des Berges, gleich als aus den Wolkenergieſſen, — — das und noch weit mehr faſſet der göttliche **Haller** mit dichteriſchem Feuer zuſammen, wenn er ſingt:

„Ein angenehm Gebüſch von Bergen, Fels und Seen,
„Fällt nach und nach erbleicht, doch deutlich ins Geſicht;
„Die blaue Ferne ſchließt ein Kranz beglänzter Höhen,
„Worauf ein ſchwarzer Wald die lezten Stralen bricht.
„Bald zeigt ein nah Gebürg die ſanft erhobnen Hügel,
„Wovon ein laut Geblöck im Thale wird erhallt.
„Bald ſcheint ein breiter See, ein meilenlanger Spiegel,

„Auf deſſen glatter Fluth ein zitternd Feuer wallt;
„Bald aber öffnet ſich ein Strich von grünen Thälern,
„Die, hin und her gekrümmt, ſich im Entfernen ſchmälern.
„Dort ſenkt ein kahler Berg die glatten Wände nieder,
„Den ein verjährtes Eis dem Himmel gleich gethürmt;
„Sein froſtiger Kriſtall ſchickt alle Strahlen wieder,
„Den die geſtiegne Hiz im Krebs umſonſt beſtürmt.
„Nicht fern von dieſen ſtreckt, voll futterreicher Weide,
„Ein fruchtbares Gebürg den breiten Rücken her;
„Sein ſanfter Abhang glänzt von reifendem Getraide,
„Und ſeine Hügel ſind von hundert Heerden ſchwer.

Das Erdreich iſt ſo verſchieden, als es die Gegenden ſelbſt ſind. Ueberhaupt betrachtet, iſt es nicht ſo fruchtbar, als in Italien und in den mittägigen Provinzen Frankreichs; aber auch lange nicht ſo mager und unfruchtbar, als in den nordiſchen Gegenden. Es hält zwiſchen beiden die Mitte, und iſt hinlänglich, die Einwohner zu er-

nähren, ſo, daß ſie von ihren Nachbaren entweder gar nichts, oder doch nur ſehr wenig zu kaufen nöthig hätten. Allein leider iſt nun einmal der Luxus, oder eine närriſche Eitelkeit, das, was ſie brauchen, aus der Ferne kommen zu laſſen, ſo mächtig geworden, daß ſie fremder Produkte beinahe nicht mehr entbehren können, und dadurch anſehnliche Summen aus dem Lande ſchicken.

Die Berge der Schweiz ſind gewiß nicht bloße, leere, ſteile Felſen, die zu gar nichts taugen, ſondern im Ganzen genommen außerordentlich fruchtbar. Den ganzen Winter hindurch ſind ſie freilich mit ewigem Schnee und Eiſe bedeckt, oft auch den größten Theil des Sommers; — allein man wird den ganzen Sommer über die herrlichſten Weiden antreffen. Man erblickt oft an Oertern volle Aehren, wo man glauben ſollte, die Luft wäre zu kalt, als daß die ausgeſtreuten Körner aufgehen und reif werden könnten. Auf dem Gebürge befinden ſich Thiere die Menge, welche alle ihre reichliche Weide finden, und ſich zugleich an den beſten Bächen und geſundeſten Quellen laben können.

Damit will ich nicht läugnen, daß nicht manche Gegenden der Schweiz ſehr trocken ſeyn, und die Mühe unerſezt laſſen ſollten, mit der man ſie bebauet. Die Thäler ſind allemal ergiebig genug,

und die Berge gröſtentheils auch. In manchen Provinzen können ſich die Einwohner kaum mit ihren Gewächſen ernähren; deſto emſiger wird aber ihr Fleiß, den Acker zu bauen, und darinnen allen andern Völkern den Vorzug abzulaufen.

So trocken an ſich der Boden ſeyn muß, weil es oft in vierzehn Tagen gar nicht regnet, und ſo ſehr die Früchte darunter leiden; ſo bringen es die Einwohner durch ihren unermüdeten Fleiß doch ſo weit, daß ſie faſt alle Früchte haben können. Sie bauen z. B. Waizen, — Roggen, Gerſte und andre Getraidearten. Die Bäume ſind gemeiniglich außerordentlich behängt, und wenn es auch keine Datteln, — Citronen, — und Orangen giebt, die ohnedem ſehr wohl entbehrt werden können, ſo giebt es dagegen eine unzählige Menge andrer Baumfrüchte. Ich halte es hierinn mit dem Baron Tavernier, der ſo viel gereiſet iſt, und alſo wohl ein gültiger Zeuge ſeyn kann; — daß ein guter Rennettenapfel beſſer ſey, als alle Orangen und Citronen.

Zur Schadloshaltung gegen die Unfruchtbarkeit der Alpen und andrer Gebürge ſcheint die Natur der Schweiz deſto mehr Weinberge geſchenkt zu haben. Der Wein iſt im Geſchmack gröſtentheils nur mittelmäßig; — man unterſcheidet aber zwey Sorten, welche geſund ſind, und zugleich wohl

ſchmecken. Der eine iſt ein weißer Wein, und wächſt in dem Pais de Vaud an dem Ufer des Genferſees; — daher heißt er auch Vin de la Cote, oder Vin de la Vaux. Der andre iſt roth, und wächſt in Neufchatel und Bern. — Dieſer fürtrefliche Wein wächſet auf eben dem Erdboden, auf dem der Vin de la Cote gezogen wird. Er iſt ſo ſchön und wohlſchmeckend, daß ihn die Fremden ſogar dem beſten Burgunder und Champagner vorziehen, ſo daß man wohl von ihm ſagen kann; — eſſe melioris notae Falernum.

Man bauet auch in den Kantons Zürch und Schafhauſen Wein. Er wird zwar gewöhnlicher Weiſe beim Tiſche getrunken, — dem ohnerachtet aber nicht ſonderlich geſchätzt, noch weniger auswärts geſchickt. Der Weinſtock in Baſel trägt mittelmäßige Trauben. Verurſachten nur die ſo ſchleunigen Abwechſelungen des Wetters keine ſo große Verwüſtung unter dem Weinſtock ſelbſt, ſo wäre das, was man in der Schweiz am Weine bauet, für die Einwohner hinlänglich. Dergleichen Verwüſtungen fallen aber ſo oft vor, daß der gemeine Mann ſich mit Cider und Waſſer vermiſcht behelfen muß. Bier wird in der Schweiz nur wenig getrunken. Der wohlhabendere Theil muß es theurer bezahlen, als den Wein, und der

Pöbel kann es gar nicht bezahlen. Wer alſo den Wein nicht kaufen kann, der ſieht ſich in der Nothwendigkeit, nichts als Waſſer zu trinken. Der Landmann hat die Gewohnheit, trockne Kirſchen, oder Birnen, oder Aepfel hereinzuwerfen, und daraus ein Getränke zu brauen, das ſo unangenehm nicht ſchmeckt.

Der Fiſchfang in der Schweiz iſt gut; beſonders fängt man Forellen von ausſerordentlicher Länge, ſo daß manche an 60 Pfund wieget. Je größer ſie ſind, deſto beſſer und zarter ſchmecken ſie.

Auch die Erde verbirgt unzählige Wohlthaten in ihrem mütterlichen Schooß. Alle Arten von Metall, — und Mineralien. Nicht in weitläuftigen Minen, — und Dank ſey es ihrer gütigen Sorgfalt! daß kein goldſüchtiger Spanier unſre Eingeweide durchwühlet, wie er Mexiko's und Peru's tief verborgne Schäze durchſuchte! — Vielleicht hat auch aus eben dieſem Grunde die Obrigkeit verboten, die Bergwerke ſo ängſtlich zu bearbeiten, Sie erlaubt es ganz ruhig, Gold zu ſuchen und zu fiſchen, wenn man nur dem Landvogt das Zehnde zuſtellet. Es finden ſich auch Leute genug, die ſich darauf ſorgfältig legen, und damit keinen kleinen Gewinn treiben. Sie ſammlen den Sand, und waſchen ihn entweder mit vieler Mühe in wollenen Tüchern, woran ſich die Goldkörner

anhacken, oder ſie vermiſchen dieſen Sand, nachdem ſie ihn gewaſchen haben, mit Merkurius, der das Gold nach ſich zieht, und den Sand zurück wirft. Hierauf werfen ſie beides in eine Haut, da dann der Merkurius durchwegfließt, das Gold aber drinnen bleibt.

Doch, da ich bey der speciellen Beſchreibung eines jeden Kantons weitläuftiger ſeyn werde, ſo wäre es hier unnöthig, noch mehr anzuführen.

Siebentes Hauptſtück.

Kurzer Abriß der Geſchichte der Schweiz in alten Zeiten bis auf ihre Revolution.

Ich werde in dieſem und dem folgenden Hauptſtück keine Geſchichte der Schweiz liefern. Dies iſt meinem Plane nicht nur ganz zuwider, ſondern ich würde auch, wenn ich eine ſchreiben wollte, nicht einmal die Materialien dazu haben, welche doch ganz unentbehrlich ſind, ſobald man etwas vollſtändiges leiſten will. Ueberdem bin ich auch der Meinung, daß keiner die Geſchichte eines Landes, worinnen er fremde iſt, gut verfertigen könne, am allerwenigſten die Schweizer-Geſchichte, die ſogar dem eingebornen Gelehrten viel Mühe machen würde.

Hiezu habe ich mehr denn einen Grund. Eine ſolche Geſchichte müßte alle Begebenheiten eines jeden Kantons erzählen. Wo ſollte man aber unter den Schweizern einen Mann finden, der mit dem Genius des Landes, — mit den Faktis ſelbſt, — mit der Regierungsform und dem Finanzſyſtem eines jeden dieſer Kantons ſo bekannt wäre, daß er von einem jeden derſelben eine treue und glaubwürdige Geſchichte ſchreiben könnte? — und wenn nun ein ſolcher vielwiſſender Kopf wirklich

da wäre, würde es ihm nicht an den Quellen fehlen, aus denen er ſchöpfen müßte? — Es iſt ja bekannt genug, wie emſig der Neid und die Eiferſucht ſind, die eigentlichen Berathſchlagungen der Obrigkeit und andere zur Geſchichte gehörige Anekdoten geheim zu halten; — woher ſollte alſo ein ſolcher Geſchichtkundige die Urkunden, und andre authentiſche Nachrichten bekommen können?

Ferner. Wo wäre wohl der enthuſiaſtiſche, warme Freund der Wahrheit, der ſie mit Gefahr ſeines Glücks, auch wohl gar ſeines Lebens gerade herausſagen ſollte? In einem ariſtokratiſchen oder demokratiſchen Staat wie die Schweiz, muß man einen ganz andern Ton annehmen, als in einer Monarchie. In dieſer darf der Geſchichtforſcher nach dem Tode eines Königes, oder, nach Verlöſchung ſeiner nächſten Verwandten ganz frey von ihm und ſeiner Regierung urtheilen. In einem republikaniſchen Lande hingegen bleiben immer dieſelben Familien am Ruder, und dieſe ſind gemeiniglich zu ehrgeizig, als daß ſie die Bekanntmachung ihres Urſprunges, ihrer Genealogie, — ihrer Hausverträge, und andrer ſie betreffender Umſtände gern ſehen ſollten. Es würde alſo hier die größeſte Entſchloſſenheit erfodert werden, ſich im Nothfall für Wahrheit und Vaterland aufzuopfern.

Doch; wir wollen vorausſezen, daß ein ſolcher patriotiſcher, edler Mann da wäre, dem es weder an Kopf, noch an Muth fehlte, wo würde man ihm die Archive aufſchließen, aus denen er hiſtoriſche Nachrichten ſammlen könnte? — und, wo wären denn ſo wohl verſehene und hinlängliche Archive, um ſich daraus völlig unterrichten zu können? ich will die geheime Kanzeley in Zürch und in Lucern ausnehmen, — ſonſt herrſcht überall die gröſſeſte Verwirrung und Unordnung. Daher kommt es auch, daß wir bis izt noch kein gutes Staatsrecht von der Schweiz haben. Der einzige Simler hat hierinnen etwas vorzügliches geleiſtet, ſo wie man überhaupt den Zürchern unter allen die weitläuftigſte Kenntniß der Schweizer-Angelegenheiten zugeſtehen muß. In Zürch würde alſo ein Geſchichtskundiger noch die meiſte Unterſtüzung zu ſeinem Vorhaben finden. Vielleicht könnte er hie und da bei Privatperſonen einige Nachrichten ſammlen. Wie ſoll er aber dazu kommen, da ſie gleichſam ſequeſtrirt, — und mehr ein Eigenthum des Staubes und der Würmer, als der Menſchen ſind? — —

Dieſe und noch mehr dergleichen Gründe thun zur Gnüge dar, daß eine gute Geſchichte der Schweiz beſonders in neueren Zeiten eben ſo

ſchwer ſey, als nach Horazens Urtheil die Geſchichte des **Bürgerkrieges** in Rom: —

Periculoſae plenum opus aleae.

Bey der alten Geſchichte der Schweiz würde es nicht weniger Mühe machen, ſie nach einem wohlgeordneten Plane gut abzuhandeln. Die Schweizer haben weder Urkunden noch hinlängliche alte Dokumente von ihren Vorfahren geerbt. Höchſtens iſt hie und da ein Chronikenſchreiber der ſich aber doch nie über das Mittelmäßige erhebt, und eben ſo wenig den Namen eines Geſchichtſchreibers verdient, als der Chronologiſt, der das Auffallende und Merkwürdige eines Landes aufbewahrt, ohne ſich darum zu bekümmern, durch welche Triebfedern, und durch was für einen Mechanismus dergleichen ſonderbare Vorfälle erfolget ſind.

Ich habe mich ſchon dadurch genug gerechtfertigt, wenn ich hier keine präciſe, an einander gekettete Geſchichte liefere, daß es mir an Nachrichten und den nöthigen Schriftſtellern fehlet, die ich hiezu doch ſchlechterdings nachſchlagen müßte. Es ſcheint mir alſo in aller Abſicht zweckmäßiger und beſſer, wenn ich die vornehmſten Fakta der Schweizer-Geſchichte nur berühre, und ſie ganz einfach erzähle, ohne darüber zu räſonniren. Von der

Geſchichte der älteſten Zeiten werde ich nur ſo viel ſagen, als mir nöthig zu ſeyn ſcheint, um die große Revolution, die zu der Entſtehung der 13 Kantons Gelegenheit gab, näher zu erklären.

Wenn auch Cáſar und Cicero die erſten ſind, die dieſer Nation, als einer der merkwürdigſten in Europa gedenken; — ſo giebt es doch hie und da noch ältere Nachrichten, in denen ihrer, wiewohl nur beiläufig Erwähnung geſchieht. Plinius * gedenkt, z. B. eines Einfalls der Helvetier in Italien unter der Regierung des Ancus Martius. Er erzählt, daß ein gewiſſer *Eliko* ſich einige Zeit lang in Italien aufgehalten, und da er in ſein Vaterland zurückgekehret ſey, ſeinen Landsleuten ſchönen faleriſchen Wein, — Roſinen, — Feigen, und andre italiániſche Früchte mehr mitgebracht habe. Das ſey eine Aufmunterung geweſen, daß ſie ihre Gebürge verlaſſen, und unter ſeiner Anführung nebſt einigen andern galliſchen Völkerſchaften in den oberen Theil Ita-

* Produnt Alpibus coercitas et tum in exſuperabili munimento Gallias, hanc primum habuiſſe cauſſam ſuperfundendi ſe Italiae, quod HELICO ex Helvetiis, ciuis earum fabrilem ob artem Romae commoratur, ficum ſiccam, et vuam, olei ac vini praemiſſa, ſecum tuliſſet. Quapropter haec bello quaeſiſſe venia ſit.

Plin. Hiſt. Nat. L. XII, c. 1.

liens eingefallen wären, die alten Thuſcer verjagt, die ſich mit ihrem Fürſten Rhätus in die Gebürge geflüchtet, daſelbſt ſich niedergelaſſen, und das jezige Graubündten und Veltlin bewohnt hätten. Sonder allem Zweifel haben ſich unter der Armee des Brennus, da er gegen die Römer auszog, Helvetier befunden, die damals unter dem Namen Geſſetä bekannt waren. Wenigſtens erwähnt Polybius, daß unter der Armee des Brennus ein Haufen Semnonen geweſen wäre, welche größtentheils aus Geſſeten, einem Volke, welches jenſeit der Alpen längs der Rhone, und diſſeit des Rheins gewohnt, beſtanden hätten. Hieraus folgt, daß die Geſſeten oder Helvetier ein Zweig der Semnonen geweſen ſind. So ſtanden ſie den Bayern in einem Zuge wider Italien bey, wo ſie aber nicht viel Ehre einlegten. Sie verbanden ſich mit denen aus Norden kommenden Cimbrern, ſchlugen unter ihrem Heerführer Divikus den römiſchen Konſul Kaſſius und ſeinen General Piſo aufs Haupt, wurden aber von dem Konſul Marius bey Aix in Provence in ihre Gränzen zurückgetrieben.

Das wäre nun alles, was aus den entlegenſten Zeiten der Schweiz auf uns gekommen iſt. Cäſar war der erſte, der uns hievon ausführliche

Nachricht giebt. Im zweiten Hauptſtück habe ich hievon das Nöthige geſagt; — ich will mich alſo nicht ausſchreiben.

An ihrer Unterjochung unter die römiſche Herrſchaft waren größtentheils die Helvetier ſelbſt Schuld. Sie erwähnen daher noch in unſern Tagen dieſer ihnen ſo nachtheiligen Veränderung nicht gern. Das Schickſal unſrer Ahnen und Vorfahren iſt nur in ſo fern ein Gegenſtand unſrer Erzählung als wir es mit rühmlichen Farben zu ihrer Ehre abſchildern können. Sind ſie vom Gipfel des Ruhmes geſunken, und herunter gekommen, ſo übergehen wir ſie entweder ganz mit Stillſchweigen, oder die Zurückerinnerung an ſie hat etwas demüthigendes für uns ſelbſt — **Lukan** ſagt das ſehr **naiv**:

„Niſi ſumma dies cum fine bonorum
„Affluit, et celeri praeueſtit triſtia letho,
„Dedecori eſt fortuna prior.

Der Krieg der Römer mit den **Helvetiern** entſpann ſich folgendergeſtalt. Orgetorix, ein kühner und nach der Oberherrſchaft ſtrebender **Helvetier** wollte ſeine Landsleute zu einem Einfall in Gallien unter ſeiner Anführung bereden. Das ſtarke Gefühl für Freiheit und Ununterwürfigkeit war indeſſen bey dieſer Nation noch zu heftig, als daß

ſie ſeinen Vorſchlägen hätte Gehör geben ſollen. Er ward als ein Unterdrücker derſelben in Ketten geworfen, und hatte ſein Leben einzig und allein ſeinem ſtarken Anhange unter ſeinen Landsleuten zu danken. Nach ſeinem natürlich erfolgten Tode verbanden ſich demohnerachtet eine ſehr große Anzahl unruhiger Köpfe mit einander, verbrannten ihre Städte, ihre Dörfer, und alles andre, was ſie nicht mitnehmen konnten, und giengen 386000 an der Zahl aus Helvetien weg, um bey Genf über die Rhone zu gehen, und durch Savoyen in Dauphine und Provence einzubrechen. Sie ſchickten dem ihnen entgegeneilenden Cäſar eine Geſandſchaft zu, daß er ihnen einen freien Durchzug durch die römiſche Provinzen zugeſtehen möchte. Er gieng aber mit dem Gedanken, ſie ſeinem Zepter zu unterwerfen, ſchon damals viel zu ſehr um, als daß er nicht bey dieſer Gelegenheit den Anfang machen ſollte, einen längſt gemachten und wohl überlegten Plan auszuführen. Da ſie nicht über die Rhone gehen konnten, ſo fielen ſie in Burgund ein, und richteten da die größten Verwüſtungen an. Cäſar eilte den **Burgundern** zu Hülfe, lieferte ihnen mit abwechſelndem Glücke auf beiden Seiten einige Treffen, überwand ſie aber zulezt in einer Hauptſchlacht gänzlich. Sie mußten ihm ihre Waffen überliefern, Geiſſeln ge-

ben, und ſo wurden ſie wieder 110000 an der Zahl in ihr Vaterland entlaſſen. Sie wurden alſo wo nicht Sklaven, doch Unterworfene der Römer, welche eine Provinz nach der andern einnahmen, ſo daß das alte Helvetien ſeine völlige Freiheit verlor.

Cäſars Nachfolger, Auguſt, fand es als eine römiſche Provinz, und führte in derſelben die ganze Gerichtsbarkeit und Staatsverfaſſung ein, ſo wie ſie in den eigentlichen römiſchen Provinzen gewöhnlich war. Er unterwarf ſich die Rhätier, welche Druſus in zwo Schlachten überwand, und eine große Anzahl von ihnen nach Rom, und andern Gegenden führte. Der römiſche Feldherr Munatius Plankus mußte die Hauptſtadt der Rauracher wieder aufbauen, die den Namen Auguſta (izt Augſt) bekam, und legte daſelbſt eine römiſche Kolonie an *. Ob die Städte Kay-

* Man findet daſelbſt folgende Aufſchrift:

L. Munatius. C. F. L. N. L. Pron.
Plancus Cos. Cens. Imp.
Iter. Vuvir. epulon. Triump.
Ex. Raetis. Aedem. Saturni.
Fecit. de. Manubiis. Agros. D.
Viſit in Italia
Beneuenti. in Gallia Colo
nias deduxit
Lugdunum et Rauricum.

ſerſtuhl und *Forum Tiberii* nicht ſchon vorher erbauet waren, iſt eine ſchwer zu entſcheidende Frage, — es intereſſirt auch nicht im geringſten, was man hiervon auch immer annehmen mag.

Von der Herrſchaft des Kaligula * über die Schweizer iſt nur eine Aufſchrift vorhanden; So auch vom Klaudius ** nur eine, welche Guilliman beide aufbehalten hat. Aus beiden erhellt zur Gnüge, daß ſie von den Römern als eine ihrer Provinzen beherrſcht worden ſey. Daß vom

Außerdem hat man noch andre Antiken gefunden. Beſonders zeichnen ſich die auf einem Hügel gelegene neun halbe Thürme, welche von einigen für die Ruinen eines römiſchen Amphitheaters gehalten werden, und der unterirdiſche Gang aus, der vielleicht eine Waſſerleitung geweſen iſt.

Anm. des Ueberſezers.

* Imp. Caes. Caius. Pont.
Max. Trib. P. P. — — — — —
— — P. P. Proc. — — — — — —

** Ti. Claudius. Druſi F.
Caes. Aug. Germ.
Pont. Max. Trib. Pot. VII.
Imp. XII. P. P. Cos. IIII.
F. A.
XXXVII.

Nero kein Denkmal übrig blieb, iſt nicht zu verwundern, weil man nach ſeinem Tode nicht nur ſein Andenken in Rom verdammte, ſondern auch ſo gar ſeinen Namen aus allen öffentlichen Monumenten ausſtrich. Unter Galba war ihr Schickſal erträglich, wenn ſie auch eben keine glückliche Tage der Freiheit genießen konnten. Aber nach ſeinem Tode unter der Regierung des Vitellius bekam es eine ganz andre Geſtalt. Nach Galbas Ableben erhielt Rom bekanntermaßen zwey Kaiſer in verſchiedenen Gegenden auf einmal; Otto, — und Vitellius. Der leztere hielt die Schweizer für ſeine Feinde, und ließ ſie durch ſeinen Feldherr Cåcinna äußerſt feindſelig behandeln. Dieſe wußten den Tod des Galba noch nicht, wollten den Vitellius nicht für ihren Herrn erkennen, und wurden durch das Betragen des Cåcinna und der 21ſten Legion, die ihnen den Sold der helvetiſchen Garniſon weggenommen hatte, in ſolche Wut gebracht, daß ſie unter der Anführung zweier patriotiſch-denkender Helden, des Klaudius Severus und Julius Alpinus an zwey verſchiednen Orten zu den Waffen griffen. Cåcinna lieferte ihnen ein für ſie unglückliches Treffen, wo ſie gänzlich aufs Haupt geſchlagen und größtentheils zu Sklaven gemacht wurden. Baden ward geplündert und faſt ganz zerſtört. Aventikum

entgieng mit vieler Mühe dem Feuer; — in der Folge ward es gleichfalls verwüſtet.

Dieſe Niederlage gab der Tapferkeit und dem ſo ſauer erworbnen Ruhme der Helvetier einen gefährlichen Stoß.

In den 2ten und folgenden Jahrhunderten bis aufs fünfte war die Schweiz und Bündten mehr oder weniger die Schaubühne des Krieges.

Im Jahre 212 kamen während der Regierung des Kaiſers Karakalla die Alemannen über die Donau, und verurſachten in den rhaetiſchen Landen nicht wenig Beeinträchtigungen. Der Kaiſer jagte ſie zwar heraus; ſie kamen aber von neuem, als Alexander Severus mit der Hauptarmee mit dem parthiſchen Krieg in Aſien beſchäftigt war, und verheerten das Land ohne Widerſtand; ſo daß er den Alemanniern noch Geld dazu geben mußte, damit ſie nur Frieden erhalten möchten. Maximin, ſein Nachfolger drängte ſie in ihre Gränzen zurück, und ſchlug ſie völlig darnieder. Sie fielen indeſſen zu den Zeiten des Kaiſers Gallienus wieder über die Donau und den Rhein, verwüſteten die Provinzen über den Bodenſee, — Bündten, und drangen bis nach Ravenna. Unter Aurelian machten ſie es nicht beſſer, verwüſteten die Länder über den Lech, und fielen über die Alpen bis tief in Italien ein.

Während der Regierung des Tacitus verſuchten die Alemannier neue Angriffe auf die Schweiz; — Probus ſchlug ſie ſo nachdrücklich, daß ſie mit ihm ein Bündniß eingehen mußten. Dieſer ſanftmüthige, gutgeſinnte Monarch nahm 16000 Deutſche in ſeinen Sold, und vertheilte 100000 arme deutſche Familien in ſeine Länder und in Helvetien. Maximian mußte abermals ſich ihnen entgegen ſezen, und brachte es endlich durch verſchiedne Zwangsmittel ſo weit, daß die Alemannier ruhiger in ihren Gränzen blieben.

Im vierten und fünften Jahrhundert iſt die Geſchichte Helvetiens dunkel und unzuverläßig. Bey dem Verfall der Künſte und Wiſſenſchaften, und bey der tiefen Nacht der Unwiſſenheit, die der Einfall der Barbaren in das römiſche Reich verbreitete, konnte man auch nichts anders erwarten.

Konſtantin der Groſſe, gab 340 ſeinem Sohne Konſtantinus dem Zweiten unter andern auch die helvetiſchen Länder. Da er aber mit der Theilung nicht zufrieden war, ſondern ſeines Bruders Konſtantis Theil mit Hülfe der Deutſchen anfiel und bis in Aquileia fortrückte, ſo wurde er geſchlagen, getödtet, und ſeine Länder ſeinem Bruder zu Theil.

Unter dem Honorius und Valentinian geſchah, außer einigen verübten Räubereien und Ein-

fällen nichts merkwürdiges in der Schweiz. Die meiſten Städte wurden zerſtört, und man ſchreibt gemeiniglich dieſe Verwüſtung dem Attila zu; obgleich andre noch daran zweifeln, ob er je in Helvetien geweſen ſey, und alles auf die Alemannier ſchieben.

So war Helvetien eine römiſche Provinz, bis im Anfang des fünften Jahrhunderts einige barbariſche Völker aus Norden in das römiſche Reich fielen, und ſich in die Provinzen deſſelben theilten. Die Burgundier von der einen und die Alemannen und Sueven von der andern Seite fielen in Helvetien ein, und theilten es unter ſich. Die Burgundier nahmen den weſtlichen Theil, welcher vom Berge Jura an bis an das Ufer der Emme geht, und von ihnen Klein-Burgundien, oder das Transjuraniſche Burgundien, im Gegenſaz der zwey Provinzen des rechten Burgundiens, hieß. — Die Alemannen, und Sueven, beſezten den übrigen Theil von Helvetien, der gegen Morgen liegt, und von der Emme bis an den Rhein gehet, und von dieſen Völkern lange Zeit hindurch Alemannien genannt, oder, um beſtimmter zu reden, als ein Theil des alten Alemanniens angeſehen wurde.

So lange die burgundiſche Könige einig blieben, behielten ſie die Regierung über Helvetien

auch allein. Sie entzweiten ſich aber, und ſo bekamen die Könige der Franken eine Gelegenheit, ſich einige Provinzen deſſelben zu eigen zu machen. **Klodwig** bediente ſich der ſchändlichen Ermordung des Gottgiſels von ſeinem Bruder **Gundbald**, um ſich als alleinigen Beſizer der burgundiſchen Länder aufzuwerfen. Unter **Chlodomir** wurden zwar die Franken einmal geſchlagen, ſie erholten ſich aber gar bald wieder, und **Burgund** kam ganz und gar in der Franken Hände, die es auch bis 888 ohne Nachtheil beſaſen.

Ich würde die mir gemachten Geſeze der gedrängteſten Kürze übertreten, wenn ich die Begebenheiten der Länge nach durchführen wollte. Ich erwähne daher nur einzelne Fakta, und beziehe mich zu meiner Rechtfertigung auf das, was ich im Anfang dieſes Hauptſtückes geſagt habe.

So kam z. B. Karl der Große ſelbſt nach der Schweiz, hielt ſich einige Zeit in Zürch auf, und beſchenkte die Stadt und die geiſtlichen Stiftungen in denſelben mit vielen Freiheiten. Da er gegen den longobardiſchen König ziehen wollte, ſo hielte er vorher in Genf einen prächtigen Einzug. Er hinterließ bey ſeinem Ableben 814 ſeinem Sohne Ludwig unter andern Ländern auch die Schweiz. Dieſer fromme, oder— **dumme** König ließ der Geiſtlichkeit zuviel Freiheit, und, wie es gemeini-

glich geht, wenn dieſer Stand nicht etwas einge⸗ſchränkt wird, ſo nimmt er ſich zu viele Rechte heraus, — zwey Prälaten, der Biſchof von Koſtniz und der Abt von Gallen kamen einander in die Haare.

Die Schweizer zogen übrigens aus Bigotterie gegen die Saracenen nach Italien, und erhielten für dieſen ihren warmen Religionseifer viele Vorrechte.

Nach vielen Zwiſchenſcenen bemächtigte ſich Rudolph, ein Sohn Konrads, Grafen von Strettlingen, des Königreichs Burgund; — Ludwig wich nach Italien, und wurde, nachdem er den Berengarius überwunden hatte, König der Lombardey. Rudolph ließ ſich in einer Verſammlung von Biſchöfen und Großen des Reichs krönen, und erweiterte nachher die Gränzen ſeines Reichs bis in Frankreich herein. Der andre Theil Helvetiens, ich meyne Alemannien, blieb unter germaniſcher Botmäßigkeit, — und ſo wurde Helvetien zum zweitenmale getheilet.

Dieſer Rudolph ſezte Konrad den Salier zu ſeinem Erben ein. Dieſer große Mann, deſſen Leben eine Kette preiswürdiger Handlungen iſt, gieng 1032 gegen den Prätendenten von Burgund, den Graf Otto von Champagne zu Feld, überwand ihn, und ließ ſich 1035 in Genf krönen.

Auf dieſe Art kam alſo die Schweiz wiedrum unter die Herrſchaft des deutſchen Reiches, und ward von den **deutſchen** Kaiſern zwey Jahrhunderte hindurch beſeſſen.

In dieſem Intervall entſtanden verſchiedene kleine Herrſchaften in der Schweiz. Die Biſchöfe, Prälaten und andre vornehme Stände benuzten die Entfernung und die Dummheit der Kaiſer zu ihrem Vortheil, und bemächtigten ſich verſchiedener Oerter, worüber ſie eine Souverainität behaupteten. So wurden die Biſchöfe von Koſtniz, — Baſel, — Lauſanne, Genf und Sion wirkliche Fürſten. Daher entſtanden die Grafen von Neuchatel, — Valengin, — Altenburg, — die Grafen von Habsburg, — Kyburg, — Lenzburg, — Aarberg, — Nidau, — Thun, — Thierſtein und andre mehr, von denen die erſteren, welche eigentlich nichts anders als kaiſerliche Stadthalter waren, durch die Nachſicht des Kaiſers oder andre erzwungene Freiheitsbriefe ihre perſönliche Würde ihrer Familie erblich unterlieſſen.

Im zwölften Jahrhundert war Deutſchland ohne Haupt, und aus dieſer Verwirrung entſtand ein Uebel nach dem andern. **Peter**, Herzog von Savoyen, ſahe wohl ein, daß, wenn er nicht zugriffe, Helvetien dem erſten dem beſten zu Theil werden würde: — — er ſuchte alſo die Rechte

der Schicklichkeit und der Nachbarſchaft, die ihm zukamen, auf dies Land auszuführen. Ohne vielem Widerſtand nahm er das Pais de Vaud ein. Er war nicht der einzige ſchlaue Prinz, der hier im Trüben zu fiſchen gedachte. Die Grafen von Burgund, — von Maurienne, — Provence, — die Dauphins von Viennois, die Herzoge von Zäringen folgten ſeinem Beyſpiel.

Das waren die Revolutionen in der Schweiz von Cäſars Zeiten an bis zu Ende des zwölften Jahrhunderts. Ich weiß wohl, daß andre die Meinung vertheidigen, daß Helvetien ſo lange ein Theil von Auſtraſien, welches ſonſt das Königreich Mez hieß, geweſen ſey, bis es zerſtöret und ſeine Provinzen mit dem Reiche verbunden wurden. Beide Meinungen laſſen ſich aber ſehr bequem zuſammen verbinden, und dadurch wird aller Widerſpruch gehoben. Aus dem vorigen erhellt, daß Helvetien niemals ganz und gar mit dem Königreich Burgund verbunden geweſen ſey, eben ſo wenig, als mit dem Königreich Auſtraſien. Der Theil dieſes Landes, wo man franzöſiſch, oder, wie man es auch nennt, romaniſch ſpricht, gehöret zu Burgund, und der andre, wo man deutſch redet, zu Auſtraſien. Hiedurch werden alle Schwierigkeiten auf einmal beantwortet.

Vom zwölften Jahrhundert an blieb **Helvetien** nicht mehr unter einem Hut. Es bekam ſeit der Zeit viele eigenmächtig regierende Herren, und manche Städte derſelben wurden dergeſtalt kaiſerlich, daß ſie kaum noch unter der Hoheit des deutſchen Reiches ſtanden. Jedoch muß man hiebey die allgemeine Anmerkung machen, daß die meiſten Städte und Völkerſchaften viele und anſehnliche Freiheiten behielten, — und daß die Gewalt ihrer Fürſten ſo eingeſchränkt war, daß ſie mehr ihren eigenen Rechten und Statuten zu folgen, als die Befehle ihrer Obrigkeit anzuerkennen ſchienen.

Faſt hätte **Helvetien** durch das große Schisma ſeine Freiheiten verloren, welches im dreizehnten Jahrhundert das deutſche Reich theilte. **Otho** *IV.* und Friderich II. zankten ſich damals um die Kaiſerkrone. Beide Kaiſer wurden von zwey Päbſten exkommunicirt; weil ſie beide ſich weigerten, das Kreuz zu küſſen, das ihnen der Pabſt ſo angelegentlich vorhielt, und den Kreuzzug nicht thun wollten, wozu er von ihnen einen Eid erzwungen hatte. Da aber Otho nach einer unglücklich abgelaufenen Schlacht die Krone ſeinem Nebenbuler **Friderich** überlaſſen mußte; — ſo ließ er aus Dankbarkeit gegen die Treue der **Helvetier**, die es beſtändig mit ihm gehalten hatten, ihre Privilegien nicht nur in ihrer vollen Kraft, ſondern

that auch neue hinzu, und trug zur Aufrechthaltung ihrer Freiheit ſo viel bey, als er nur immer konnte. Mit dem Pabſte nahm indeſſen die Feindſeligkeit kein Ende. Das Reich und ſeine italiäniſche Provinzen theilten ſich in zwey Parteien, von denen die eine für dem Pabſt, die andre für dem Kaiſer war. Daher entſtanden die beiden Namen **Guelphen** und **Gibellinen.**

Dieſe Unordnung und Verwirrung im deutſchen Reich, ward beſonders gegen Ende der Regierung Friderichs, immer gröſser, und ſtieg während ſeiner Exkommunikation, und beſonders nach ſeinem Tode in dem Zwiſchenreich, welches acht und zwanzig Jahre lang daurete, bis auf den höchſten Grad. Endlich ſtand der große Friedensſtifter **Rudolph** von **Habsburg** auf, — legte den Grund zu Habsburgs Gröſse, regierte nach einem ganz neuen weiſern Syſtem, und ward der Stifter des Hauſes Oeſterreich, und zugleich ein wahrer Vater der Deutſchen. Dieſer große Graf hat ſich beſonders in ſeinem Vaterland hervorgethan; — und bleibt in aller Abſicht groß, wenn er auch für die Helvetier nicht erwünſcht war.

Schon lange hatte Stolz und Tyranney geiſtlicher und weltlicher Mächte die alte Freiheit der Kantons zu unterdrücken ſich bemühet. Ein jeder ſonſt unbedeutender Edelmann warf ſich zum un-

umſchränkten Herrn über eine benachbarte Stadt auf, wozu er oft keinen andern Vorwand hatte, als daß ſie kaiſerlich wäre, daß man dem Kaiſer, weil er exkommunicirt ſey, keinen Gehorſam leiſten dürfe, und daß die Domainen ſeiner Anhänger und Freunde nach einer päbſtlichen Bulle einem jeden, der ſich ihrer bemächtigen könnte, gegeben worden wären.

Graf **Rudolph** hatte eine Fehde nach der andern. Selbſt mit ſeinem Vetter, Graf **Gottfried** zu Habsburg am Lucernerſee, welcher die Stadt und Herrſchaft Laufenburg von der Aebtiſſinn zu Seckingen zur Lehn trug, und den Graf Rudolph von der Grafſchaft Kyburg verſtoßen wollte. Rudolph wütete und brannte um Laufenburg herum, und Gottfried überfiel die Grafſchaft Habsburg und plünderte die Stadt **Brück**.

Eine ſeiner kühnſten und entſchloſſenſten Unternehmungen war ohne Zweifel ſein Vorhaben auf die drey Länder, Uri, — Schwiz, und Unterwalden.

Dieſer Graf und noch andre Edelleute gaben Veranlaſſung, daß ſich verſchiedene Städte und Völkerſchaften gegen ſie gemeinſchaftlich verbanden. Und hier iſt die Epoche, wo die Geſchichte der Schweiz in neuern Zeiten ihren Anfang nimmt. Die Kleriſey und der Adel traten nämlich zuſammen, das Volk zu unterdrücken, und ſeine Rechte zu ſchmälern.

Geldgeiz und Ehrſucht waren die beiden Principia, nach denen ſie ihre Maaßregeln nahmen, — und keine Ungerechtigkeit zu groß, der ſie ſich nicht unterzogen, wenn es auf Befriedigung dieſer zwey Leidenſchaften ankam. Bern verband ſich mit Fryburg im Jahr 1243, und 1250 mit dem Pais de Vallais. Im Jahr 1252 richteten Zürch, Uri und Schwiz ein ſolches Bündniß unter ſich auf.

Dieſe Unionen hatten keine andre Abſichten, als, ſich den Gewaltthätigkeiten der Edelleute, vor denen ſie faſt nirgends mehr ſicher waren, einmüthig zu widerſezen. Dieſe Gewaltthätigkeiten arteten beinahe in Raub und Mordbrennerey aus. Sie hatten auf dem höchſten Gipfel der Berge Schlöſſer erbaut, von welchen ſie nach ihrem Wohlgefallen in das Land Streifereien machen konnten; — ſahen ſie ſich von den Einwohnern gedrängt, ſo zogen ſie ſich auf ihre Schlöſſer zurück, zu denen man ſo leicht nicht gelangen konnte. Die Landleute hieſſen daher dieſen Aufenthalt der Edelleute Raubſchlöſſer, und die Edelleute ſelbſt nannten ſie **Zwingherren.** * Ein Name, der, wenn

* Es läßt ſich wohl behaupten, daß dieſe Edelleute, die den übrigen Einwohnern ſo auffäßig waren, ſeit der Zerſtörung der Stadt Vindo-

man ihn noch glimpflich erklären will, ſo viel heißt, als ein Tyrann.

Unter dieſen Edelleuten muß man nicht blos diejenigen, die ihre Ländereien von den Kaiſern, oder Königen, oder Grafen zur Lehn erhalten hatten, ſondern auch die, denen jene einige, wiewohl nicht viel bedeutende Güter abermals zur Lehn gegeben hatten. Daher hieſſen die erſteren die **großen**, und die andern die **kleinen** Vaſallen. Dadurch hatte ſich die Anzahl dieſer Edelleute auſſerordentlich gehäufet; — welche als privilegirte Müßiggänger gar leicht im Stande waren, eine Provinz, wie die Schweiz war, zu verwüſten. Anizt ſind nur noch ſehr wenige von dieſen Edelleuten bekannt, vielleicht weil ihr Name zu ver-

niſſa, welche ſeit der Regierung des Vitellius und ſeit dem Verfall von Aventikum zu einer ſolchen Macht geſtiegen, ſo zahlreich geworden ſind. Der Umfang dieſer Stadt gieng ſo weit, daß ſie mit allem Recht für eine der weitläuftigſten Städte gehalten werden konnte. Nach ihrer Zerſtörung lieſſen ſich ihre Einwohner in verſchiedenen benachbarten Gegenden nieder, und baueten, wie die alten Trojaner, nachdem ihre Stadt verbrannt war, hie und da Feſtungen auf, in welchen ſie ſich gegen die Angriffe ihrer Feinde in Sicherheit ſezen konnten.

haßt war, als daß ihn ihre Nachkommen hätten behalten ſollen; oder, weil die Unruhen im Lande und die vielen Jahre, die unterdeſſen verfloſſen waren, die Familien ungemein verdünnet; — oder weil ſeitdem durch den Albert verurſachten Blutbad viele ihr Leben verloren hatten. Reiſenden fällt es indeſſen noch izt ſehr auf, wenn ſie auf den ſteilſten Felſen dergleichen Schlöſſer und Palläſte aufgeführt ſehen, auf welchen man ſich, wie es das Anſehen hat, kaum das nothwendigſte Bedürfniß, geſchweige denn Bequemlichkeiten verſchaffen kann.

Kaiſer Rudolph der erſte vertrieb nach und nach dieſe Tyrannen und Störer der öffentlichen Freiheit und Ruhe, — ob er es aus Edelmuth, und aus Liebe zu den unterdrückten Unterthanen, oder aus Eigennuze gethan habe, will ich hier nicht unterſuchen. Im Vorbeigehen will ich hier nur bemerken, daß ein anſehnlicher Theil dieſer Edelleute nach Deutſchland gegangen ſey. Doch, ich will den ganzen Hergang der Sache erzählen.

Die Verbindung der drey * genannten Städte konnte ihnen noch nicht ganz zu ihrem Endzwecke

* Dies Bündniß ward den 16 Oktober 1251 folgendergeſtalt geſchloſſen:

verhelfen. Sie waren noch nicht mächtig genug, den Gewaltthätigkeiten der Edelleute Troz zu bieten; — ſie mußten ſich alſo unter dem Schuz eines mächtigen Nachbaren begeben.

Rudolph von Habsburg hatte von Jugend auf männliche Thaten gethan; auf ihn richteten die freien Städte der Schweiz ihre Aufmerkſam-

1) Hand ſie zämen geſchwohrn, hinnen ze Weynacht, und von dannen über drü Jahr einander zeſchirmen, zerathen, und zehelfen gegen menglichen.

2) Was ein jeglich Mann ſeinem Herrn zu leiſten ſchuldig iſt, das ſolle er ihm fürbas leiſten, nach dem Rechte. Wer ihn fürbas nöthen will, den ſollent ſie ſchirmen.

3) So ein Theil eine Feſte beſizen will ohne der andern Rath und Willen, deme iſt man zu keiner Hülf verbunden.

4) So aber ein Schad beſchicht, in einer Feſte mit Brand, Raub oder mit Unkunſt, da ſind wir einanderen ſchuldig zerathen und zehelfen.

5) Wo ein oder der andre Theil von jemand feindlich angegriffen, und beſchädigt wurde, ſollen die anderen ihm mit aller Macht zu Hülf kommen.

keit, und ernannten ihn zu ihrem Stadthauptmann, oder, wenn man es ſo nennen will, zu ihrem Protektor. Sie bewilligten ihm jährlich eine gewiſſe Einnahme, und gaben ihm die Erlaubniß, gewiſſe **Vögte**, oder Stadthalter zu beſtimmen, welche die hohe Gerechtigkeit verwalten, das heißt, in Kriminalſachen richten ſollten. Doch behielten ſie ſich in allen andern Stücken ihre Rechte und Privilegien vor.

Er ſtand alſo als ein ſolcher Hauptmann zuvörderſt den Zürchern in ihrem Fehde wider den von **Regensberg** vor. Er belagerte das oben am Zürcherſee gelegene Schloß dieſes Freiherrn, eroberte es durch Verrätherey, und öffnete den Zürchern freien Eingang in daſſelbe; wodurch den der trozige von Regensberg gedemüthigt ward, und nachgab. Er kriegte hiernächſt mit dem Biſchof von Baſel, und dem Abt von Gällen, und beſtürmte die Stadt Baſel. Unterdeſſen ward er römiſcher Kaiſer, und ſeine erſte Sorge als Kaiſer gieng dahin, daß er den Fehden und Räube-

6) Die Ungehorſamen des einen Theils ſollen die anderen nicht hegen, noch ſchirmen.

7) So ein oder der andre Theil nach dieſem zu jemand ſchwören wurde, ſollen die anderen nicht dazu gebunden ſeyn.

reien ein Ende machte und hingegen die Ruhe und die Sicherheit überall wiederherſtellte. Zu dem Ende zerſtörte er viel ſolche Raubſchlöſſer. Er beſchenkte die Stadt Zürch mit vielen Freiheiten, und bemühte ſich, die drey Kantons mit dem Adel wieder zu verſöhnen.

So viel Mühe ſich auch Rudolph als Kaiſer gab, die Kantons mit dem Adel verſöhnt zu erhalten; ſo wachten doch die alten Fehden von neuem wieder auf. Bern bekriegte den Freihern von Weiſſenberg, eroberte ſein Schloß, zerſtörte es, und beſchädigte das Land durch Rauben und Brennen.

Noch gefährlichere Unruhen entſtanden in Bern der Juden wegen. Einer derſelben war, weil er ein Chriſtenkind ermordet hatte, mit dem Rade vom Leben zum Tode gebracht, und die ganze Judenſchaft auf immer aus Bern verjagt worden. Sie klagten bey dem Kaiſer Rudolph, und brachten ihn ſo ſehr in Harniſch, daß er die Stadt in eine Strafe von 30000 Gulden verurtheilte, und, da ſie ſich dazu nicht bequemen wollte, mit 30000 Mann belagerte. Sie wehrten ſich als tapfere Helvetier, und trafen endlich mit dem Kaiſer zu Baden einen gütlichen Vergleich.

Bald darauf erklärte er ſie in einem 1291 gegebenem Freiheitsdiplom für freie Leute, die keinem Herrn unterworfen ſeyn ſollten, als unmittelbar dem Kaiſer und dem römiſchen Reich, auf die Form, wie es noch heutiges Tages die Reichsſtädte ſind.

Ueberhaupt lebte er mit den Kantons in dauerhafter Freundſchaft. Er wußte, wie viel die Schweizer zu ſeiner Erhebung beigetragen hatten, und behielt ihre Dienſte in dankbarem Andenken. Die Schweizer thaten hingegen auf ihrer Seite gleichfalls alles mögliche, um die Gunſt und Gnade des Kaiſers zu erhalten.

Achtes Hauptſtück.

Veranlaſſungen zur Revolution der Schweizer. Die Revolution ſelbſt.

Ehe ich die tyranniſche Regierung des Kaiſers Albert, eines Sohns des Rudolphs von Habsburg, die die nächſte Veranlaſſung zur Revolution in der Schweiz ward, näher beſchreibe; würde es von nicht geringem Nuzen ſeyn, wenn ich die ganze Verfaſſung der Schweiz gleich als in einer Karte abkopiren könnte, auf welcher nicht nur diejenigen Städte der Schweizer, die unter der Oberherrſchaft des Hauſes Oeſterreich und anderer Mächte ſtanden, von denen, welche vom Reiche allein abhängen, unterſchieden wären, ſondern auf der ich auch die Freiheiten der dem Hauſe Oeſterreich unterworfnen Städte, und das nach und nach geſunkene Anſehen der öſterreichiſchen Stadthalter und der Kaiſer ſelbſt deutlich vor Augen legte. Ein ſolcher Plan ihrer politiſchen Verfaſſung vor der Revolution würde viel beitragen, um die Gerechtſame der Kantons, die Rechtmäſſigkeit der Revolution ſelbſt nnd die Schicklichkeit der Mittel beurtheilen zu können, durch welche ſie ſolche bewerkſtelligten.

Die allgemeine Dunkelheit, in die die ganze Schweizergeſchichte eingehüllet iſt, macht einen

ſolchen Plan ganz unmöglich. Ich werde alſo, um doch einige Entſchädigung zu leiſten, bey der einzelnen Beſchreibung eines jeden Kantons bemüht ſeyn, alles zu ſammlen, was ich von den Freiheiten und Rechten einer jeden Stadt zuſammenbringen kann.

Im Allgemeinen kann ich hier voraus erinnern, daß die meiſte freie und auch kaiſerlichen Städte anſehnliche Freiheiten und Rechte hatten; — daß aber zugleich der Umkreiß dieſer Städte ſich größtentheils nicht viel weiter über ihre Ringmauern erſtreckte; — daß ſie von allen Seiten mit Ländereien umgeben waren, die den Klöſtern und dem Adel zugehörten; — und daß dieſer alle Gelegenheiten ergrif, ihre Freiheit zu ſchmälern, und ihnen folglich mehr Fehde und Unruhe zuzog, als alle Gewalt des Hauſes Oeſterreich, und alle Bemühungen deſſelben, ſie ſeinem Scepter unterzujochen, zuſammen genommen.

Die Freiheit der meiſten Städte wird überdem durch diejenigen Bündniſſe hinlänglich geurkundet, welche ſie lange vor ihrer Revolution unter ſich trafen. Sie ſcheinen im eigentlichen Verſtand erſt damals von dem Reich abhängig geworden zu ſeyn, da ſie die vielen Beeinträchtigungen, die ſie vom Adel erlitten, ſo weit brachten, daß ſie ſich um eine neue Beſchüzung bewerben mußten. Die

Grafen von Habsburg hatten freilich einen Theil der Schweiz von dem Reiche zur Lehn; — Friderich Barbaroſſa hatte ſie damit beliehen, — ihre Macht war aber im Anfang ungemein eingeſchränkt. Ueberdem ſcheint es mir ſehr wahrſcheinlich, daß ſie ihre Gewalt über das Volk lediglich der Uſurpation der Freiheit zu verdanken haben, welche ſie beſchüzen und vertheidigen ſollten, — und daß ſie unter dem Titel **Protektor** deſto leichter ihre Plane begünſtigen und ausführen konnten.

Nach dieſen allgemeinen Anmerkungen über das, was vor der Schweizeriſchen Revolution vorangieng, will ich nun die eigentlichen Urſachen derſelben näher anzeigen, und alsdann die Geſchichte derſelben ſelbſt liefern.

Rudolph behandelte die Schweizer ſehr gütlich, wenigſtens ließ er ſie ſeine Oberherrſchaft nie zu ſehr fühlen; — die Urſachen mögen nun in der dankbaren Zurückerinnerung der von den Schweizern ihm erwieſenen Dienſte, oder in einer natürlichen Liebe zu ſeinem Vaterlande liegen. Sein Sohn Albrecht dachte ganz anders, und beobachtete gegen ſie ein dem Betragen ſeines Vaters geradezu entgegengeſeztes Verhalten.

Unter der Menge von Gründen ſeiner harten Behandlung dieſer Nation mögen wohl folgende zwey die vornehmſten ſeyn.

Wie aus der Kaiſergeſchichte bekannt iſt, ſo wurden nach Rudolphs von Habsburg Tode zwey Kaiſer auf einmal gewählt. Adolph Naſſau, und Albrecht von Oeſterreich. Das Reich war in verſchiednen Parteien, theils für jenen, theils für dieſen getheilt. Die Schweizer hielten es gleichfalls zum Theil mit Adolph, zum Theil aber auch mit Albert, ob gleich die meiſten für den lezteren waren. Grund genug für Albert, die Freunde Adolphs nach ſeiner Thronbeſteigung ſeine Rache empfinden zu laſſen. Dies iſt der erſte Grund.

Einen zweyten Grund will man, und zwar, wo ich nicht irre, mit noch mehr Wahrſcheinlichkeit darinn finden. Albrecht hatte 21 Kinder. Um ſie nun ihrem Stande gemäß zu verſorgen, gieng er auf Eroberungen loß, und wollte nicht nur die Schweiz, ſondern auch Thüringen, — Böhmen und Schwaben zu ſeinen Ländern ſchlagen. Er war überhaupt nach dem einſtimmigen Zeugniß faſt aller Geſchichtkundigen ein geiziger harter Mann, und ein ſchändlicher Uſurpator eines fremden Gutes.

Dabey ſponn er ſeinen Entwurf ſo künſtlich, wie er nur immer konnte. Zuvörderſt ſuchte er ſich in die Gunſt des Adels einzuſchleichen, und ſie durch Verſprechungen großer Belohnungen, und

anſehnlicher Aemter im Staat ſich verbindlich zu machen. Dies Mittel gelang ihm ohne alle Schwürigkeit. Bey den Biſchöfen, Aebten, und Mönchen war er ſchon ſo glücklich nicht. Denn bey der Kleriſey, welche große Güter, und wichtige Intraden hat, ließ es ſich ſo leicht nicht thun, ſie zum Verluſt ihrer Freiheit, und zur Schmälerung ihrer Einkünfte zu bereden. Einige Klöſter ließen ſich indeſſen doch berücken. Unter andern Seckingen, — Einſidlen, — Diſentis, und andre mehr; — die meiſten blieben aber entſchloſſen genug, ihre Freiheit für nichts in der Welt zu verkaufen. Eben ſo machte er es mit einigen freien Städten. Manche derſelben, ſo wie auch ganze Kantons, **Zug — Lucern**, und **Glaris**, die von den Klöſtern abhiengen, gewann er gleichfalls. Die übrigen bewieſen aber die hartnäckigſte Widerſezung.

Da der Kaiſer bey allen ſeinen Kunſtgriffen den gewünſchten Ausgang ſeiner Bemühungen doch nicht gewahr wurde, ſo ließ er andre Federn ſpringen. Er veranſtaltete alſo eine Geſandtſchaft in der Hoffnung durch dieſe mehr auszurichten. Er ſchickte einige Deputirten an die **Kantons Uri, Schwiz** und **Unterwald**, weil dieſe gerade die hartnäckigſten waren, und auf ihrem Sinn unveränderlich beſtanden. Graf Werner von **Hom-**

burg, ein edler Mann voll heißen Patriotismus hatte ſie ſchon vor dieſer Geſandtſchaft gewarnet. Sie hätten den Auftrag, ſie zur Unterwerfung und Gehorſam gegen ihn nach dem Beiſpiele der Kantons Lucern, Zug und Glaris zu ermuntern, und ihnen alles mögliche zu verſprechen, wenn ſie ſich unter ſeine Herrſchaft beugen wollten. Die Geſandten verſuchten alle Wege, ihres Herrn Willen nach ſeinen Wünſchen in Erfüllung zu bringen; — ſie wandten aber vergebliche Mühe an. Die Schweizer waren nach den einmal eingeführten gaſtfreyen Sitten zwar ſehr artig gegen ſie, — ſchlugen ihnen aber ihre Bitte gänzlich ab, und ließen den Kaiſer bitten, ſie bey dem Reich zu laſſen, und ihnen ihre Freiheiten zu beſtätigen.

Albrecht verſagte ihnen die Beſtätigung ihrer Freiheiten nicht nur gänzlich, ſondern fiel auch auf neue Kunſtgriffe, ſie ſeiner Herrſchaft demohnerachtet zu unterwerfen. Er ſchickte, gegen die eingeführte und viele Jahre hindurch beobachtete Gewohnheit, öſterreichiſch geſinnte Vögte in die Schweiz, denen er die Verwaltung und Entſcheidung der wichtigſten Angelegenheiten daſelbſt auftrug. Er hatte ihnen dabey den geheimen Befehl gegeben, die Einwohner zu drücken, und mit der Härte alles zu verſuchen, ob ſie ſich etwa hiedurch eher würden unterjochen laſſen.

Dieſe Vögte waren ſo außerordentlich hart und grauſam, daß es den Schweizern unmöglich fiel, eine ſo übertriebene Strenge, die dem Naturrechte gänzlich widerſprach, noch länger zu ertragen. Damals loderte in ihrem Herzen bereits der Gedanke, ſich frey und von dergleichen Bedrückungen unabhängig zu machen. Sie wollten ihn aber nicht eher ausführen, als bis ſie alle Mittel verſucht hätten, ob ſie durch Bitten und gütliche Vorſtellungen zu ihrem Zweck kommen könnten. Sie ließen ſich alſo über das unverantwortliche Verfahren der Vögte bey dem Kaiſer beklagen, der aber ihre Abgeſandten und Aelteſten kaum hören wollte, und ihnen am Ende die unangenehme Antwort ertheilen ließ, „er würde ihnen einen Mann „zum Stadthalter ſchicken, der die höchſte Ge„walt haben, und ihre Angelegenheiten eigen„mächtig beſorgen ſollte.“

Hier wünſchte ich, daß man den ganzen Faden der Geſchichte gleichſam noch einmal zurück führen möchte, ehe man weiter lieſet. Es wird alsdann ſonder Zweifel einem jeden der uneingenommen und unparteiiſch genug iſt, Wahrheit und Freiheit zu lieben und zu ſchäzen, einleuchten, daß die Schweizer keine muthwillige Rebellen und Friedensſtöhrer waren, ſondern das Joch, das ihnen das Haus Oeſterreich auflegte, mit allem Rechte

abſchüttelten. Wir wollen alles genau abwiegen und dann ſteht es dem Leſer frey zu urtheilen.

Unter **Rudolph** hatten die Kantons nur einen Stadthalter vom Reiche erhalten, der ihre Angelegenheiten beſorgte. — Albrecht ſchickte ihnen viele zu. Einer von ihnen hieß Grißler, oder, wie ihn andre nennen, **Geßler**, der ſeine Wohnung auf der Feſte Kußnacht nahm, und über die Kantons Schwiz und **Uri**, geſezt war. Ein andrer Peregrin von **Landenberg**, hatte den Kanton Unterwald zu ſeiner Diöces, und nahm die zwey den lucerniſcheu Chorherren gehörige Feſtungen **Sarnen** und **Rozberg** in Beſiz. Dieſe zwey Stadthalter waren Oeſterreicher, und regierten in Albrechts Namen, mit dem ausdrücklichen Befehl, ihm durch Hinterliſt und Beſtechung der vornehmſten im Kanton oder, wenn das nicht glücken wollte, durch Gewalt die Schweiz zu unterwerfen.

Dieſe Stadthalter ſpielten im Anfange die Rollen des Heuchlers, und nahmen die Geſtalt eines Freundes an, der den Irrenden mit Sanftmuth und Gelindigkeit eines beſſern belehren will. Der Schweizer wollte aber dieſer Irrende nicht ſeyn, erblickte in ihnen gar bald den Tartüffe, und widerſezte ſich allen ihren Anmuthungen.

Die Kantons giengen alle Wege durch, die ihnen Ehrerbiethung gegen den Kaiſer, Treue gegen ſich ſelbſt, und die ihnen natürliche Ehrlichkeit gegen andre gehen hieß. Sie ſtellten dem Kaiſer ihre Beängſtigungen von den Landvögten vor. Er wollte ſie nicht hören. Sie ſchickten ihm Deputirte, die ihre Klagen nochmals vor ſeinem Thron bringen mußten. Dieſen ließ er die Wahl, entweder ſich zu unterwerfen, und alsdann auf ſeine höchſte Huld und kaiſerliche Milde Rechnung zu machen, — oder, im Fall ſie ſich durch Widerſezung ſeiner Gnade unwürdig machen würden, ſeinen ganzen Unwillen, und den volleſten Ausbruch ſeiner Rache zu fühlen. Die Deputirten ſtellten ihm vor, daß ſie bereit wären, dem Kaiſer, als dem Oberhaupt des deutſchen Reiches, deſſen Glieder ſie wären, allen Gehorſam zu leiſten, daß ſie aber dabey, als ein freies, von aller Souveränität ganz unabhängiges Volk ihn bäten, daß er ihnen die Freiheiten und Rechte, die ſeine Vorgänger ihnen gegeben und beſtätigt hätten, auch laſſen und beſtätigen möchte. Der Kaiſer war unerbittlich, ſchickte die Abgeordnete zurück, und wollte ihnen noch ein härteres Joch auflegen.

Die Vögte hatten unterdeſſen geſchärftere Verordnungen erhalten, die einmal gewählte harte Regierungsform über die Kantons ſo wenig abzuän-

dern, daß ſie vielmehr auf neue Bedrükungen denken möchten; und ſie gehorchten auch dem Kaiſer mit aller Unterthänigkeit. Sie ließen ihren Leidenſchaften den vollen Zügel; — Stolz, — Geldgeiz, — Ueppigkeit und Wolluſt wechſelten in ihrem Herzen ab, und erhielten ſämmtlich ihre Befriedigung. Was eine erhizte Leidenſchaft, und ein hartes boshaftes Herz nur immer gebieten kann, — ſezten ſie mit der thätigſten Geſchäfftigkeit ins Werk. Hier brachten ſie durch ungerechte Sentenzen das Vermögen der Begüterten an ſich, ohne daß ſie den Beklagten anhörten; — dort legten ſie kleiner und unbedeutender Verſehen wegen Geldſtrafen auf, die keiner zu bezahlen im Stande war. Auf bloße Muthmaßungen verfügten ſie an dem Beklagten die unerhörteſten Strafen; — einigen ließen ſie durch die unmenſchlichſte Folter die Glieder von einander ziehen, andern die Augen ausreiſſen; — keine Marter war überhaupt ſo ſehr wider alle Menſchheit und alles Gefühl, die ſie nicht mit ſataniſcher frohlockender Freude dem Unſchuldigen zu zufügen Anſtalt machten.

Zwey Beiſpiele werden genug ſeyn, dieſe Schilderung zu beſtätigen.

Peregrin von Landenberg ſchickte einſtmals einen ſeiner Bediente zu Heinrich von Melchthal, einen der angeſehenſten Landleute, und einem Mann, der wegen ſeiner Vaterlandsliebe und Treue bekannt war, mit dem Auftrage, ihm ſeine 2 Ochſen mit Gewalt wegzunehmen. Der Bediente wollte ſeinen Auftrag vollziehen. Heinrich machte ihm die ſanfteſte Gegenvorſtellungen, — daß er nichts gethan hätte, was einer Strafe werth wäre, und daß er alſo nicht einſähe, warum man ihm ſeine zwey Ochſen wegführen wollte. Jener beſtand aber trozig auf dem Befehl ſeines Herrn, und ſagte ihm, — der Landmann brauche keine Ochſen, er wäre ſtark genug, ſich ſelbſt vor dem Wagen zu ſpannen, und den Pflug zu ziehen. Sein Sohn Arnold, ein wakrer muthiger Jüngling übte, über eine ſolche Frechheit erzürnt, an dieſem Bedienten das Fauſtrecht, ſchlug ihn mit dem Stocke und begab ſich auf die Flucht. Kaum hatte der Landvogt dies erfahren, ſo dachte er auch gleich auf Rache. Er ließ den ganz unſchuldigen Vater in ſein Schloß bringen, — ihm, ohne ihn ferner zu hören, die Augen ausreiſſen, und ſchickte ihn ſo ohne Augen zu den Seinigen zurück.

Wolfenſchieß, ein Untervogt des Landenberg, fachte das Feuer des Unwillens und Zor-

nes bey den Schweizern noch mehr an. Ein ehrlicher Landmann Konrad **Baumgärtner** kam zu ihm, um ihm eine Klage zu überbringen, und um Gerechtigkeit zu bitten. **Wolfenſchieß** machte ſich dieſe Gelegenheit zu Nuze, ſeine Frau zu ſeinen unzüchtigen Abſichten zu gebrauchen. Er befahl alſo, daß Konrad bey ihm verweilen ſollte, und er gieng unterdeſſen heraus zu dieſer Frau, erklärte ihr ſeine Leidenſchaft, und bat, daß ſie ſeine Begierden befriedigen möchte. Die Frau ſchien in ſeine Wünſche einzuwilligen, bat ſich aber vorher die Erlaubniß aus, ſich in einer nahen Kammer auskleiden zu dürfen, worinnen er um ſo viel eher einwilligte, weil er ſich vorher erſt baden wollte. Sie entdeckte ihrem Mann hierauf die ganze Sache, welcher über dieſe unzüchtige Foderung des Untervogts ſo entrüſtet ward, daß er ihm im Bade den Kopf abſchlug. Er floh unmittelbar nach dieſer heldenmüthigen That, und hielt ſich einige Zeit verborgen; – man unterließ aber ſehr ſorgfältig, ihn aufzuſuchen. Eben das Schickſal ſoll der Landvogt **Landenberg** ſelbſt gehabt haben, als er eine junge ſchöne Bürgersfrau in Unterwald entehren wollte.

Dieſe Beiſpiele beſtätigen die Härte der Landvögte ſattſam; — und ich habe alſo gar nicht nö-

thig, noch mehrere aufzuſuchen, ob ich ſie gleich ohne viele Mühe finden würde.

Solche barbariſche Grauſamkeiten mußten natürlicherweiſe die Gemüther gegen die Landvögte erbittern, und den Wunſch rege machen, daß ſie dieſes unausſtehliche Joch bald abwerfen möchten. Schon lange, wie ich bereits bemerkt habe, loderte das Feuer unter der Aſche; — die Schweizer ſcheueten ſich nur, ihren in der Stille gethanen Wunſch laut zu ſagen. Die immer größer werdende Tyranney der Vögte ward aber die nächſte Veranlaſſung, auf eine Verbindung unter ſich zu denken, und Maaßregeln zu nehmen, wie ſie ſich von der Sklaverey befreien könnten, in der ſie ſich verſunken ſahen.

Der Baron Attinghauſen fühlte das Unheil ſeines Vaterlandes zu ſehr, und war hiernächſt durch die erfahrnen Kränkungen der Landvögte, die ihn ohne Unterlaß verfolgten, weil er ſich und ſein Vermögen dem Hauſe Oeſterreich nicht unterwerfen wollte, gegen ſie auſſerordentlich aufgebracht.

Er entdeckte ſich zuerſt einem gewiſſen Werner **Stauffacher**, der über den Landvogt von Unterwald unwillig war, daß er ihm die Fortſezung eines angefangenen Baues unterſagt hatte. Dieſer machte einem ſeiner Freunde aus dem Kan-

ton **Uri**, Namens **Walther Furſt**, ihre Abſichten bekannt; — und ſo war es ihnen etwas leichtes, den **Arnold von Melchthal**, (oder wie er eigentlich hieß, Arnold in — der — **Hallen**) zu ihren Abſichten zu bereden.

Dieſe drey Männer waren von edler Geburt, und baueten das Feld. Eine langwierige Freundſchaft, — gleich geſinnter patriotiſcher Geiſt, — ähnliche durch die Landvögte erlittene Unglücksfälle konnten ihr Bündniß deſto unauflöslicher machen. Sie verbanden ſich alle drey durch einen feierlichen Eid; „ihr Vorhaben geheim zu halten, in der „größten Stille, ein jeder aus ſeinem Kanton, ſo „viele Mitverſchworne anzuwerben, als ſie nur „könnten, und überhaupt, wenn es zur Ausfüh„rung ihres Plans kommen ſollte, nichts zu un„terlaſſen, was zur glücklichen Bewerkſtelligung „deſſelben gereichen könnte.“

Dieſem ihrem Eide kamen ſie treulich nach. Sie ſandten muthige und entſchloſſene Männer genug, die ſich freueten, ihren ächten Vaterlandsſinn öffentlich an den Tag zu legen. Eine kleine Stadt in **Uri**, Namens **Grut**, war der Ort, wo ſie des Nachts ihre Zuſammenkunft hielten. Ein jeder warb immer neue Mitgenoſſen an, die ſich alle durch einen Eid zum Bunde verpflichteten, und beſchloſſen, „in den drey Kantons einen all-

»gemeinen Aufſtand zu erregen, die Feſtungen
» und Schlöſſer einzunehmen und zu zerſtören, und
» die Landvögte mit ihrem Anhange aus dem Lande
» zu jagen.«

Die zweite Verſammlung war bereits ſo zahlreich, daß ſie ſtark genug zu ſeyn glaubten, nunmehro ihr Vorhaben ausführen zu können. Sie ſezten alſo den 14ten Oktober dieſes Jahres feſt, um an dieſem Tage den Aufſtand würklich zu erregen, weil ſie bey einem längeren Aufſchub die Ausbreitung dieſes Geheimniſſes, und folglich die gänzliche Vereitelung ihres Plans befürchteten. Da aber die Eidgenoſſen aus Unterwald unter andern vorſtellten, daß die zwey in ihrem Kanton gelegene Schlöſſer, Sarnen und Rozberg, zu ſtark befeſtigt wären, als daß ſie, da ſie in den Waffen nicht geübt wären, dieſelbe einzunehmen ſich getrauen könnten; ſo verſchob man die Ausführung des Bundes bis zum erſten Jenner 1308. Während dieſer Zeit wollten ſie auf Mittel denken, dieſe Feſtungen liſtigerweiſe zu überfallen und einzunehmen, weil ſie ſolche nothwendig in ihrer Gewalt haben müßten, indem, wenn ihnen der Angrif fehl ſchlüge, die Landvögte gar leicht andre Anſtalten machen, ſich von dem Kaiſer eine Unterſtüzung von Soldaten ausbitten, und alsdann ihr ganzes Vorhaben zu ihrem allergrößteſten Nachtheil vereiteln

könnten. Die Eidgenoſſen giengen alſo vor diesmal aus einander, und thaten indeſſen alles mögliche, um ihren Plan auf das Beſte, doch mit Bedacht, auszuführen.

In dieſem Zeitraum eräugnete ſich ein Vorfall, der ihre ganze Verbindung vereitelt hätte, wenn ſich die Landvögte durch die äußerliche Devotion und Unterthänigkeit des gemeinen Mannes nicht hätten einſchläfern laſſen; — oder, wenn die Eidgenoſſen, durch den gegenwärtigen Vorfall gereizt, unvorſichtig genug geweſen wären, vor dem feſtgeſezten Tag einen Aufſtand zu machen.

Unter die lächerlichen Aeuſſerungen der Tyranney der Landvögte gehört folgende phantaſtiſche Handlung. **Grißler**, der Landvogt in **Uri**, wollte lieber einem **Klaudius**, — oder **Kaligula**, — oder **Phalaris** ähnlich, als ein vernünftiger und gerechter Mann ſeyn. Er ließ daher auf dem Markt zu **Altorff**, der Hauptſtadt im Kanton **Uri**, eine große Stange aufrichten, und oben darauf ſeinen Hut ſezen. Dieſem ſeinen Hut ſollte man eben die Ehrerbietung erweiſen, die man ihm ſelbſt zu erweiſen ſchuldig wäre;— ſo oft man alſo vorüber gienge, vor dieſem Hut ſich entblößen, und die Knie beugen, wenn man ſich nicht einer ſchweren Strafe ſchuldig machen wollte. Das einfältige ſchüchterne Volk gehorchte die-

ſem Befehl. Aber Wilhelm Tell, einer der Eidgenoſſen, — muthig und unerſchrocken, raſch und unternehmend, — gieng vor dem Hut öfters vorbey, ohne ihn zu grüßen. Der Landvogt ließ ihn über die Urſache ſeines Ungehorſams befragen; er enſchuldigte ſich mit ſeinen groben Sitten und der Unwiſſenheit. Er war aber bey ihm ſchon ſo ſehr in Verdacht gekommen, daß er ihm nicht glaubte, ſondern befahl, zur Strafe ſeines Ungehorſams, ſeinem kleinen Sohne, von dem er wußte, daß er ihn auſſerordentlich liebte, einen Apfel vom Kopfe zu ſchieſſen, mit der Bedeutung, daß er ſelbſt ſogleich ſterben ſollte, wenn er fehlen würde.

Tell mußte ſich alſo zu dieſem harten Schickſal entſchlieſſen. Mitten auf dem Markte, bey einer großen Menge des neugierigen Pöbels, und in Gegenwart des Landvogtes, ſpannte alſo dieſer bedaurenswerthe Vater mit zitternder Hand den Bogen. Er zielte — und ſchoß, es ſey nun aus Geſchicklichkeit, oder durch ein glückliches Ohngefähr, ſeinem Sohne den Apfel vom Kopfe herunter, ohne ihn zu treffen. Das Volk jauchzte ihm allgemeinen Beifall zu, — bewunderte ſeine Kunſt, und freuete ſich, daß ſein Leben gerettet ſey. Nur der Landvogt war neidiſch genug, um auf neue Mittel zu denken, wodurch er ſeine Rache mit beſſerem

Erfolge ausführen konnte. Er hatte bemerkt, daß Tell zwey Pfeile in ſeinem Köcher habe, da er doch nur einen gebrauchen konnte. Er frug ihn nach der Urſache, und verſprach ihm im voraus Gnade, was er auch vor eine Abſicht dabey gehabt haben möchte. Tell trauete ſeiner Verſicherung, und ſagte ihm frey heraus, daß der eine Pfeil für ihn beſtimmt geweſen wäre, und daß er ihn damit würde erſchoſſen haben, wenn er ſeinen Sohn getroffen hätte.

Der Landvogt ward darüber noch mehr aufgebracht, — wollte zwar ſein gegebenes Wort nicht brechen, erkannte ihm aber für dieſe ſeine hinterliſtige verräteriſche Abſichten die Strafe einer ewigen Gefangenſchaft zu. Dazu machte er ſogleich Anſtalt, ſchiffte ſich und ſein Gefolge, und den Tell ein, um ihn nach Kußnacht, welches an dem Lucernerſee lag, zu bringen, und daſelbſt einſperren zu laſſen. Sie waren den See kaum die Hälfte gefahren, als ein heftiges Ungewitter das Schiff mit dem größten Ungeſtüm hin und her trieb, und ſie in Gefahr ſezte, ſcheitern zu können. Keiner von den Schiffsleuten verſtund das Rudern, — und das Schiff wäre gewiß untergeſunken, wenn nicht einem aus dem Gefolge des Landvogts eingefallen wäre, daß Tell gut rudern könne. Er ward alſo losgebunden, und brachte durch ſeine

Geſchicklichkeit das Schiff von der Mitte des ungeſtümen Sees dem Ufer nahe. Hier ward er eine hervorragende Felſenſpize gewahr, auf die er ſprang, und das Schiff ſeinem Willkühr und den Wellen überließ. Er verbarg ſich in das Gebüſch, und als er den Landvogt, der nach vielen herumtreiben auf dem See endlich bey Brunnen angelandet war, zu Fuße nach Kußnacht gehen ſahe, ſo ſchoß er ihn hinter einem Gebüſche einen Pfeil ins Herz, ließ ihn in ſeinem Blute liegen, — und begab ſich in Sicherheit, ehe noch das Gefolge des Landvogtes herankam.

Zum Andenken dieſer männlichen That ſind zwey kleine Kapellen, die eine an dem Orte, wo der Landvogt getödtet wurde, die andre auf den Felſenſpizen errichtet, worauf ſich Tell durch einen Sprung aus dem Schiffe errettete.

Tell eilte mit verdoppelten Schritten zu ſeinen Eidgenoſſen, erzählte ihnen ſein Schickſal, und bat ſie, den Aufſtand zu beſchleunigen, damit ſie nicht etwa entdeckt werden möchten. Sie ſezten aber dem ohnerachtet nach reifer Ueberlegung die Revolution bis auf den einmal beſtimmten Tag aus; während welcher Zeit ſie dieſen jungen Helden ſorgfältig verbargen, ſo daß der Stadtvogt, aller Bemühungen ohngeachtet, ihn doch nicht ausforſchen konnte.

Am erſten Jenner 1308, als an dem feſtgeſez-ten Tag, führten ſie nun ihr Vorhaben mit ſo vieler Bedachtſamkeit, — entſchloſſenem Muthe, und ſo harmoniſch aus, daß der Aufſtand in den drey Kantons, Uri, Schwiz, — und Unterwalden, allgemein ausbrach. Die Eidgenoſſen von Unterwalden eroberten die zwey Schlöſſer, Sarnen und Rozberg, durch eine zwiefache verſchiedene Kriegsliſt.

Sarnen ward folgendergeſtalt eingenommen. Es wurden 50 junge rüſtige Leute ausgeſucht, von denen ſich 30 in einem Wald nahe dem Schloß verborgen hielten. Die andern hatten lange, vorn geſpizte Stecken, und kleine Eiſen, welche ſie in ihren Kleidern verborgen hielten. Sie giengen nach der Gewohnheit, dem Landvogte am neuen Jahrstage ihr Geſchenk an Kälbern, Lämmern, u. ſ. w. zu bringen, gerade in die Stadt herein. Sie führten alsdann bey der Schwäche der Beſazung, und bey dem unvermutheten Schreck derſelben ihr Vorhaben deſto glücklicher aus.

Bey Rozberg gebrauchten die Eidgenoſſen eine andere Liſt. Einer von ihnen ſtattete öfters bey der Magd des Kommandanten ſeine nächtliche Beſuche ab, und ward, weil er gemeiniglich ſehr ſpäte kam und ins Thor nicht hereingelaſſen werden konnte, jedesmal mit einem Seile heraufgezogen.

Die Nacht vor dem erſten Jenner legte er abermals ſeinen Beſuch ab, nur daß er diesmal von 20 andern begleitet anlangte. Das Mädchen ließ ihn nach ihrem alten Brauch herauf, und er machte es mit ſeinen Freunden eben ſo, welche die Bedienten des Kommandanten banden, und ſich des Schloſſes bemächtigten.

Die Einwohner des Kanton **Uri** bemächtigten ſich unterdeſſen gleichfalls des ganz neuerlich erbaueten Schloſſes bey **Altorf**, welches **Zwing-Uri** hieß; — und die Schwizer nahmen Louverz ein. Dieſe Feſtungen ſchleiften ſie ſogleich, weil ſie, ſo klein ſie auch waren, doch das ganze Land im Zaum hielten.

Der Landvogt **Landenberg** und ſein Anhang fühlten gegen die Menge des aufgebrachten Volkes ihre Schwäche viel zu ſehr, als daß ſie nicht auf Mittel hätten bedacht ſeyn ſollen, ihnen zu entkommen. Sie flohen. Das Volk ſezte ihnen nach, und holte ſie bald ein. Ohne ihnen hart zu begegnen, mußten ſie ſchwören, nie wieder in die Schweiz zu kommen, und ſo entlieſſen ſie ſolche aus ihren Gränzen. Hierauf ſchworen ſie einander ein Truz- und Schuzbündniß gegen das Haus Oeſterreich auf 10 Jahr lang zu.

Auf dieſe Art warfen die drey Kantons **Uri**, **Schwiz** und **Unterwalden** ohne viele Mühe, und

ohne Blutvergieſſen das Joch ab, das ihnen ſo hart geworden war, und erhielten die Freiheit, die ihnen noch izt ein ſo ſchazbares Gut iſt. Gründe hatten ſie genug, nicht länger unter der öſterreichiſchen Herrſchaft zu ſtehen. Man kann ſie keinesweges eines Aufſtandes beſchuldigen, weil ſie nichts anders thaten, als was ein jeder redlicher Mann thun wird, wenn ihm Gewalt geſchiehet. Sie hatten auch niemals den Kaiſer zu ihrem ſouverainen Beherrſcher, ſondern blos zu ihrem oberſten Aufſeher gewählt. Da das Haus Oeſterreich überdem den Frieden und die Ruhe geſtöret hatte, ſo waren ſie auch nicht verbunden, den Vertrag, den ſie mit ihm zur Aufrechthaltung deſſelben gemacht hatten, ferner zu halten.

Neuntes Hauptſtück.

Geſchichte der Schweiz ſeit der Revolution bis zur Beſtätigung der von den drey erſten Kantons geſtifteten Union durch den Kaiſer Ludwig V.

Der Kaiſer Albrecht konnte ſich über dieſe Revolution nicht mit Grunde beſchweren, weil er ſelbſt daran Schuld war. Er hatte einen doppelten ſehr wichtigen Fehler begangen.

Die neu aufgebaueten Schlöſſer muſten ihn zuvörderſt ſchon bey den Schweizern verhaßt machen, weil ſie ſolche als Mittel anſahen, durch welche ſie der Kaiſer in beſtändiger Unterwürfigkeit erhalten konnte. So legte einſt der junge macedoniſche König Philipp drey Feſten an, die er **griechiſche Eiſen** zu nennen pflegte. F. Flaminius ließ ſie ſchleiffen, und befreite Griechenland hiedurch von aller Beſorgniß einer tyranniſchen Behandlung.

Albrecht begieng **hiernächſt** auch den Fehler, daß er ſich einen uneingeſchränkten Deſpotismus anmaßte, da er doch auf ſeinem Throne noch lange nicht ſicher genug war. Die drey Männer, die der Schweiz ihre Freiheit wieder ſchafften, ſind ein Beweis, daß eine ſolche harte Regierung un-

möglich gut ausfallen konnte. Die Namen Arnold von Melchthal — Werner Stauffacher, und Walther Furſt ſind den Schweizern ſo ehrwürdig, als den Römern ihre Brutus, den Genueſern ihre Dorias, und den Holländern ihre Naſſaus nur immer ſeyn konnten.

Alle Umſtände mußten ſich indeſſen zum Vortheil der Kantons aufs glücklichſte zuſammenfügen. Albrecht machte zwar die eilfertigſten Anſtalten, ſie wieder zu unterjochen, und wollte eine Armee in die Schweiz ſchicken, die ſeine Abſichten um ſo viel geſchwinder ausführen ſollte. Kaum war er aber über die Reuß bis nach Königsfelden in die Schweiz hereingedrungen, ſo ward er von ſeinem Neffen, dem Herzoge von Schwaben, dem er ſein Herzogthum ungerechter Weiſe vorenthielt, ermordet. Seine Kinder mußten alles anwenden, was ſie konnten, den Tod ihres Vaters zu rächen, und dem älteſten aus der Familie Friderich die Kaiſerkrone zu verſchaffen. Sie konnten alſo noch keinen Verſuch machen, die Kantons wieder zum Gehorſam gegen das Haus Oeſterreich zurück zu bringen.

Friedrich der Schöne fieng den Tod ſeines Vaters auch in der Schweiz zu rächen an. Er ließ nicht nur alle diejenigen, die mit dem Herzog

Johann nur in der entfernteſten Verbindung waren, und von denen er muthmaßte, daß ſie an dem Morde Theil genommen hätten, aufs grauſamſte ermorden — ſo gar die Kinder ließ er tödten, damit auch kein einziges Glied von dieſen Familien mehr übrig bliebe. Vom Adel opferte er an dem einen Tage 63, und den andern darauf 46 dem Schwerdte auf. Die Schlöſſer ließ er alle ſchleifen, ſo daß izt von denen, die die Schweizer und der Kaiſer Rudolph ſtehen gelaſſen hatten, kein einziges mehr ſtehet.

Gegen Ende des Jahres 1313 ſammlete der Herzog Leopold von Oeſterreich eine Armee von 20000 Mann, um die Kantons Uri, Schweiz und Unterwald zu verwüſten, und das ganze Land mit Feuer und Schwerdt zu verheeren. Ein Streit, den der Kanton Schwiz mit einem gewiſſen Abt hatte, gab hierzu Gelegenheit. Da die Sache ſehr intereſſant iſt, und des Zuſammenhanhanges wegen einer ausführlichen Auseinanderſezung bedarf, ſo will ich das Nöthigſte anführen.

Nach Heinrichs des VII. von Luxemburg Tode ſtritten ſich Ludwig V. von Bayern, und Friedrich der Schöne von Oeſterreich um die Kaiſerkrone. Den Schweizern mußte natürlicherweiſe alles das Unrecht, die harten Bedrückungen, und die barbariſchen und unmenſchlichen Behand-

lungen der Oeſterreicher, die ſie ſeit Albrechts Zeiten in vollem Maaß erfahren hatten, noch gegenwärtig ſeyn. Sie konnten alſo gegen das Haus Oeſterreich unmöglich Zuneigung haben, — ſondern erklärten ſich öffentlich, für **Ludwig aus Bayern.** Dies gab dem alten öſterreichiſchen Haſſe gegen die Schweizer neue Nahrung. Er ſuchte alſo alle Gelegenheiten auf, ſich zu rächen, und bediente ſich beſonders des folgenden Vorfalles, um damit den Anfang zu machen.

Seit Kaiſers **Otto** Zeiten hatten die Schweizer wegen der Grenzen eines gewiſſen Kloſters, mit Namen Einſidlen verſchiedne Streitigkeiten gehabt, und gemeiniglich ſchafften ſie ſich, da ſie ſich mit den Mönchen nicht weitläuftig einlaſſen wollten, ihr Recht mit den Waffen in der Hand, und nahmen das mit Gewalt weg, was man ihnen hinterliſtigerweiſe vorenthielt. Ein ſolcher Zwiſt eräugnete ſich von neuem. Sie nahmen alſo das Kloſter weg, plünderten es, verbrannten alle Dokumente und Urkunden, und ließen einige von den Mönchen gefänglich einſezen, welche aber auf ihrer Anverwandten Fürſprache gar bald wieder loßkamen. Oeſterreich that das Seine, das Kloſter gegen die Kantons aufzuhezen; — daß ſie ſich beſchweren, und Genugthuung verlangen möchten.

Der Abt verklagte ſie daher vor dem geiſtlichen Gericht zu Koſtniz und Rotweil, und dies that ſie in den Bann. Sie appellirten an Ludwig von Bayern, der nach genauer Unterſuchung den Bann aufhob, und ſie in ihre vorige Freiheit ſezte.

Leopold ſpielte nun die Rolle eines eifrigen Sohnes des römiſchen Patriarchen, gab die Pflichten gegen den römiſchen Stuhle zum Vorwand ſeines folgenden Zuges gegen die Kantons vor, und drang auf die Vollziehung der einmal wider ſie gefällten Sentenz der Reichsacht. Er führte, wie ſchon einmal erwähnt iſt, eine Armee von 20000 Mann gegen ſie an, da ſie nur aus 1300 ſtreitbaren Männern beſtanden. Sein Hauptlager ſchlug er zu Zug auf, und ſchickte den Grafen **Otto von** Straßberg mit 6000 Mann nach dem Kanton **Unterwalden**, um die Einwohner deſſelben anzugreifen.

Den 16. November 1315. fiel die wichtige Schlacht vor, die das Glück der Schweizer auf einmal entſchied. Sie fiengen den Tag mit feierlichem Gebet und Anrufung des göttlichen Beiſtandes an, und giengen muthvoll auf den Feind loß. Funfzig Soldaten aus der Armee, die aus ihrem Vaterland laſterhafter Handlungen wegen verjagt waren, warfen ſich auf, den Streit anzufangen, und in die Feinde hereinzulaufen. Aller

Weigerung ohngeachtet, da man ſie als Verbre-
cher, die nicht viel ausrichten würden, nicht in den Streit hineinlaſſen wollte, fielen ſie mit auſſerordentlicher Tapferkeit auf zwey nahe bey Morgarten liegende Berge loß, erſtiegen dieſelbe, raſten eine große Menge von Steinen und Stücken Holz zuſammen und warfen, da Leopold und der Abt von Einſidlen mit der Armee das zwiſchen dieſen Bergen liegende Thal hindurch mußten, dieſe Steine unter ſeine Soldaten, wodurch ein nicht kleiner Theil derſelben zerſchmettert, und die übrigen in Unordnung gebracht wurden. Da die andern Soldaten die Oeſterreicher in die Flucht getrieben ſahen, verfolgten ſie ſolche mit den Hellebarden in der Hand, und erlegten 1500 Mann, unter denen Graf Ulrich von Habsburg zu Rapperſchweil todt auf dem Wahlplaz blieb. In Unterwalden konnte ſich der Graf Straßberg auch nicht länger wehren, ſondern mußte ſich mit Verluſt von 300 Mann ſchleunig zurückziehen; — und viele ſeiner Soldaten kamen bey dieſer Gelegenheit noch auf dem Rückzuge ums Leben. Die Schweizer fochten bey dieſer Gelegenheit mit dem unerſchrockenſten Muth; — wie Lacedämons Helden bey Thermopylä machten ſie ſich gefaßt, entweder in Plutons Reich aufgenommen zu werden, oder zu ſiegen.

Dieſer Sieg zu **Morgarten** gab dem ſchweizeriſchen Bunde den größten Nachdruck, und ſezte ihn nunmehro auſſer alle Gefahr, daß er zerſplittert werden und aus einander gehen möchte. Die drey Kantons, die ſich anfänglich nur auf zehn Jahr verbunden hatten, verpflichteten ſich nunmehro auf immer, und trafen zu ihrer Sicherheit einen ewigen Bund, den ſie den 7 December 1315 beſchworen und unterzeichneten. Seit dieſer Zeit haben ſie den Namen Schweizer erhalten, **entweder** weil die Schlacht bey Morgarten in dem Kanton Schweiz vorfiel, oder, weil damals die **Schweiz** der berühmteſte Kanton war.

Die vornehmſten Artikel dieſes Bundes ſind folgende:

1) Sie verpflichteten ſich, einanderen, zerathen, und zehelfen, mit Lyb und Gut, in eignen Koſten, uſſerhalb Landes und innerhalb wider jecklichen.

2) Solle kein Ort einigen Herren nehmen, ohne der anderen Rath und Willen. Doch ſolle ein jeglicher Menſch, ſeiner rechten Herrſchaft glimpflicher und ziehmlicher Dienſten gehorſamen, auſſer, wann der Herr, der Länder eines mit Gewalt angreiffet, oder mit Unrecht nöthet.

3) Es ſoll kein Land oder Eidgenoß, kein Eid oder Sicherheit zu den uſſeren thun, ohne der anderen Raht und Erlaub.

4) Wer der Länderen eins verriethe, oder wider den Bund handlet, der ſolle treulos und meineidig, und ſyn Lyb und Gut den Länderen verfallen ſeyn.

5) Es ſolle kein Richter angenommen werden, der das Amt kaufet, oder nicht ein Landmann iſt.

6) So Mißhälle oder Krieg unter den Eidgenoſſen ſelbſt entſtuhnde, ſo ſollen die Wizigſten zuſammenkommen, und ſelbigen richten und ſchlichten; und den Verſtellten auf ſeinen Schaden gehorſam machen.

7) So aber ein Land von dem andern weder Minne noch Recht nehmen wollte, ſo ſolle das dritte Land das Gehorſame ſchirmen.

8) So ein Eidgenoß den anderen zu Tod ſchluge, (auſſer der Nothwehr) der ſolle ſynen Lyb verliehren, und wer den entwichenen Thäter innerhalb Landes huſet oder hefet, oder ſchirmt, der ſoll aus dem Lande fahren, und nicht wieder drein kommen, bis ihm die Eidgenoſſen mit gemeinem Rath einladen.

9) Wer den andern dieblich oder freventlich brennte, der ſoll nimmermehr Landmann werden, und wer ihn hauſet, oder hefet, oder ſchirmt, der ſolle dem Beſchädigten den Schaden gelten.

10) Es ſolle keiner den andern eignes Gewalts pfänden. Seinem Richter gehorſam ſeyn, und auſſerhalb Landes keinen ſuchen.

11) So auch einer ſeinem Richter ungehorſam wäre, und widerſtuhnde, dadurch ein Eidgenoß zu Schaden käme; ſo ſollen die übrigen Eidgenoſſen jenen zwingen, dem Schadhaften den Schaden abzuthun.

Die Schlacht bey Morgarten entſchied alſo alles. Ihre erbitterſten Feinde wurden, wo nicht beſänftigt, doch ganz unſchädlich, und einige von ihnen ſöhnten ſich mit den Eidgenoſſen aus. Unter andern ſchloſſen ſie mit ihrem ehemaligen großen Feinde, dem Abt von Einſidlen zu Koſtniz, einen Vergleich. Auch die Einwohner in Glaris machten zum Aerger des Hauſes Oeſterreich mit den Kantons ein dreyjähriges Bündniß; — und Ludwig privilegirte ſie im Jahr 1323 ſo völlig, daß er ihnen verſprach, ſie nimmermehr an ihren Freiheiten zu kränken, ihnen keinen Richter in dieſem Lande zu geben, der nicht ein Land-

mann ſey, — und daß ſie vor keine fremde Gerichte ſollten gezogen werden.

Demohnerachtet fuhren das Haus Oeſterreich und der Abt von Einſidlen in ihren Feindſeligkeiten von neuem fort; — Leopold ſchloß mit dem Grafen von Habsburg ein Bündniß; — die öſterreichiſchen Amtleute beſezten alle Päſſe, und belegten die benachbarten Länder und Städte mit vielen Landsknechten. Alles dies konnte aber die verbundene Macht der Kantons nicht beeinträchtigen. Oeſterreich mochte noch ſo viel Anſprüchen, — es kamen immer mehr Städte in die Union, und verſtärkten ihre Macht.

Zehntes Hauptſtück.

Geſchichte der Schweiz, ſeit der Beſtätigung ihres Bundes durch den Kaiſer Ludwig V. bis auf unſre Zeiten.

Ich würde meinem Plan ganz und gar ausweichen, wenn ich eine zuſammenhängende Geſchichte der Schweiz **nach der Revolution** liefern wollte. Ich mußte nur ſoviel davon erwähnen, als zur richtigen Einſicht in das Staatsſyſtem dieſes Landes erfordert wird. Daher war es nöthig, daß ich in Erzählung ſeiner ältern Schickſale ausführlicher wäre, um die große Veränderung, da es das öſterreichſche Joch abſchüttelte, in ein helleres Licht ſezen zu können. Nunmehro kann ich, ohne den Faden der Geſchichte zu zerreiſſen, etwas gedrängter ſeyn, weil ich mir nicht gern die Zeit zu den eigentlich **ſtatiſtiſchen** Abhandlungen über die Schweiz wegnehmen möchte.

Der **Schweizer** Bund wär zwar durch **Ludwig** V. beſtätigt worden, und er konnte wenigſtens auf die perſönliche Gnade dieſes ihnen gewogenen Kaiſers rechnen. Allein, wenn man bedenkt, daß es dem Kaiſer bey aller angenommenen Gnade und Freundſchaft gegen die Eidgenoſſen

doch nicht gleichgültig ſeyn konnte, ein ſo einträgliches Land verloren zu haben; — daß ſeine eigne Unruhen mit Friderich dem Schönen ihn wohl mehr beſtimmen konnten, die Kantons für frey zu erklären, als eine würkliche Zuneigung zu denſelben es vermochte; — wenn man bedenkt, daß die Bundesgenoſſen immer noch ſehr ſchwach waren, und folglich vom Hauſe Oeſterreich alles zu beſorgen hatten, wenn ſie nicht darauf bedacht waren, ſich zu verſtärken: ſo wird man auch ihre Bemühungen deſto unparteiiſcher beurtheilen können, ſich einen Bundesgenoſſen nach dem andern zu verſchaffen.

Der erſte Kanton, der ſich mit ihnen verband, war Lucern. Dieſe Eidgenoſſenſchaft war den Erzherzogen von Oeſterreich von dem Kloſter Murbach überlaſſen worden. Unter allen andern ſchien das Haus Oeſterreich die Lucerner am meiſten zu haſſen, legte ihnen übermäßige Auflagen auf, — muthete ihnen neue Frohndienſte zu, und belegte die Stadt mit einer ſehr ſtarken Miliz. Eines ſolchen eiſernen Jochs wurden ſie bald ungewohnt, und bemühten ſich anfänglich in der Stille um die Freundſchaft der drey Kantons. Der Adel in Lucern, der von je her gut öſterreichiſch dachte, wandte alle ſeine Kräfte an, ſie auf der Seite dieſes Hauſes zu erhalten. Da der Weg

der Güte nicht einſchlagen wollte, ſo veranſtalteten ſie eine Mordnacht, in der ſie alle Bürger, welche nicht öſterreichiſch geſinnt wären, um Mitternacht tödten wollten. Dieſe ſo augenſcheinliche Gefahr, welche indeſſen von einem Knaben noch zu rechter Zeit entdeckt wurde, beſchleunigte ihren Vorſaz, je eher je lieber in den Bund der drey Kantons zu treten, welches ſie auch im Jahre 1332 thaten. Dieſer Bund hieß der vier Waldſtädte-Bund.*

*Er beſtand aus folgenden Artikeln:

1) Ein anderen troſtlich beizuſtehen, zerrathen und zehelfen, mit Lyb und Gut.

2) Behaltet Lucern vor, das Haus Oeſterreich und deſſen Gericht und Rechte. Item, den Rath zu Lucern, die Stadt, ſambt deren Gerichte, Gewohnheiten und alte Freiheiten.

3) Behalten die drey Länder ihnen vor, den Kaiſer und das Reich mit ihren gebührenden Rechten. Ihre Länder, Gerichte, Gewohnheiten und Freiheiten.

4) Wann jemand von den vier Orten gemeinlich oder ſonderlich, ohne Recht genöthet, gezwungen oder bekümmert wurde; ſo ſollen die anderen dem Beſchädigten, nach Erkennung des Schadens treulich beiſtehen, und behülflich ſeyn mit Lyb und Gut, wider aller menklichen.

5) Lucern kann mahnen zu Hülf, die

Zürch war von je her eine Reichsſtadt, und hatte niemals die kaiſerliche Parthey ergriffen. Albrecht von Oeſterreich hatte ſie, weil ſie bereits 1251 mit Uri und Schwiz in ein Bündniß getreten war, ganz vorzüglich angefeindet und verfolgt, und ſeine Nachfolger in der erzherzoglichen Würde

drey Waldſtädt insgemein, oder ein jedes Land insbeſonder, und dieſe hinwiederumb Lucern.

6) Lucern ſoll den Landleuten zuziehen in ihren Koſten, ernſtlich.

7) Mißhäll und Streit, ſo unter den Eidgenoſſen entſtehen, ſollen durch Schiedrichter von den unpartheyiſchen Orthen, mit Freundſchaft und Recht abgethan werden, und den Ungehorſamen ſollen alle Orth gehorſam machen, in deſſelben Koſten.

8) Wenn die drey Länder unter einander Stöß gewinnen, und aber zwey Länder über ein Sach einhällig würden; ſo ſolle Lucern ſich zu denſelben fügen, und das dritte helffen wyſen. Es dunke denn die zwey Länder beſſer und weger.

9) Kein Theil ſolle das andere pfänden.

10) Kein Theil ſolle einigen Bund machen mit Niemand, weder innen noch auſſer dem Lande ohne des anderen Wiſſen und Willen.

11) Wo aber einer umb Malefiz flüchtig wird, und wurde von ſeinem Gericht verſchryen, und das wurde kund gemacht, mit deſſelben Lands gewiſſen Botten, oder mit be-

verſuchten alle nur erſinnliche Mittel, ſie auf ihre Seite zu bringen, ohne daß ſie das geringſte ausrichten konnten. Dazu kamen innerliche Unruhen, die ſie 1337 gehabt hatten, wo ſie einige Glieder des Raths und verſchiedene Bürger aus der Stadt jagen und ihre Regierungsform ändern mußten. Graf Johann von **Habsburg** belagerte mit einigen Uebelgeſinnten die Stadt, wurde aber von den Einwohnern geſchlagen und mit großem Verluſt zurück getrieben. Die Einigkeit, die dieſer Sieg verurſachte, ward aber bald wieder unterbrochen. Die Uebelgeſinnten Bürger überfielen mit Hülfe verſchiedener von Adel die Stadt, in der Abſicht, durch dieſen Ueberfall, und eine damit verabredete allgemeine Ermordung ſich dieſelbe wieder zu unterwerfen; — ſie wurden aber durch zeitige Entdeckung ihres Anſchlages verjagt, und die Stadt im Jahre 1350 zur verdienten Strafe gezogen. Die Einwohner zogen hierauf vor Rappersweil,

ſiegleten Brieffen, dem Land, darinnen er ſich auffhaltet, ſo ſolle man denn auch verſchryben.

12) Ein jeder, der das Leben verſchuldet, ſolle verſchryen werden in demſelben Gricht, da er Malefiz begangen, und wer einen ſolchen herberget, Eſſen und Trinken giebt, machet ſich gleicher Schuld theilhaftig, doch daß es ihme nicht nach dem Leben gehe.

nahmen es ein, ſchleifften die Feſten daſelbſt, und nahmen die habsburgiſchen Unterthanen in Huldigung. Sie verbanden ſich hierauf mit der Stadt Koſtniz und St. Gall, und mit der Stadt und dem Biſchof von Baſel, und traten im Jahr 1352 in den Bund der vier **Waldſtådte.** Albrecht nahm hierauf Rappersweil weg und gieng mit einer Armee von 22800 Mann im Herſte vor Zürch. Seine Schweſter **Agnes**, die Königinn von Hungarn, eine Dame, die unter dem Schein der Frömmigkeit ihrem Hochmuth ein Opfer nach dem andern brachte, warf ſich zwiſchen den Schweizern und ihrem Bruder zur Schiedsrichterinn auf. Er hörte indeſſen ihre Vorſchläge ſo wenig, daß er der Eidgenoſſenſchaft neue und härtere Bedingungen vorſchrieb, und ſie dadurch nöthigte, mit Bewilligung der Landleute Glaris wegzunehmen, und nach dem Beiſpiel der Römer, die das überwundne Volk zu ihren Bundesgenoſſen machten, den Kanton der Eidgenoſſenſchaft einzuverleiben. Durch dieſen neuen Zuwachs verſtärkt rückten ſie ſämmtlich vor **Zug**, und belagerten dieſe Stadt. Sie bat zwar den Herzog Albrecht um Entſaz, da er ihr aber keinen ſchicken konnte, ſo ergab ſie ſich den Eidgenoſſen, und wurde in den Bund aufgenommen, jedoch mit der Bedingung, daß, wenn ſie der Erzherzog von Oeſterreich wieder in ihre

alte Freiheit zurückſezte, ſie alsdann auch ihres den Eidgenoſſen geleiſteten Eides entledigt ſeyn ſollten. Albrecht wagte nochmals einen Verſuch auf Zürch, wurde aber von neuem zurückgetrieben. Endlich wurde durch Vermittelung Marggraf Ludwigs von Brandenburg in Lucern 1352 ein Friede getroffen, in welchem folgende zwey Hauptpunkte enthalten waren,

1) Daß die Einwohner von Zug und Glaris dem Herzoge wiedrum dienen und gehorſam ſeyn ſollten, in ſo fern ſie von Rechtswegen ſchuldig wären.

2) Daß die Eidgenoſſen ſich fürbaß hin zu des Herzogs Städten, Länder, und Leuten nicht mehr verbinden ſollten.

Eben dieſer Friede gab zu neuen Irrungen Gelegenheit. Denn der Herzog nahm nicht nur von den Einwohnern dieſer zwey Kantons die Huldigung an, ſondern verlangte auch von ihnen, daß ſie dem Bund mit den Eidgenoſſen entſagen ſollten, wozu ſie ſich aber keinesweges verſtanden.

Im Jahr 1353 wurde der Bund mit dem Kanton Bern vermehret.*

*In der Beſchreibung des Kantons Bern werde ich hierüber ausführlicher handeln.

Albrecht zog in Geſellſchaft des Kaiſers **Karl IV.** zum drittenmale vor Zürch. Ihre Armee wurde aber bald zurückgeſchlagen, und 1355 auf Vermittelung des Kaiſers zu Regensburg zwiſchen Oeſterreich und Zürch ein Friede auf ſieben Jahr geſchloſſen, welcher hernach auf 20, und endlich unter folgenden Artikeln im Jahr 1414 auf 50 Jahr zwiſchen dem Hauſe Oeſterreich und allen 8 Kantons (die ſeit der Zeit die **acht alten Kantons** heiſſen,) verlängert wurde.

1) Die Eidgenoßiſchen Städte und Waldſtätt, und alle, die zu ihnen gehören, ſollen bleiben bey allen ihren innhabenden Rechten, Lehen, Landen, Leuten, ſo ſie bishero bekommen, und eroberet, von dem Hauſe Oeſterreich unbekümmert. Jedoch nach Ausgang des Friedens, jedem Theile ohne Schaden.

2) Alle verthädingt Sachen ſollen ſtäth bleiben, ohne alle Gefährd.

3) Die Statt **Weſen** ſolle in währendem Frieden nicht befeſtigt werden.

4) Kein Theil ſolle des anderen Unterthanen und Angehörige in Burg- oder Landrecht annehmen; er wolle dann ſeinen Siz und Wohnung in des andern Statt oder Land veraenderen.

5) Das Haus von Oeſterreich ſolle der Eidgenoſſen, und deren, ſo ihnen gehören, Schlöſſer, Stätte, Land und Leuthen nicht begehren, noch trachten, dieſelbe einzunehmen, noch jemand dazu behülffen zu ſeyn, auf kein Weiß noch Weg. Ein gleiches ſollen die Eidgenoſſen ihrer ſeits thun, gegen den Stätten und Länderen des Hauſes von Oeſterreich.

6) Es ſolle beiderſeits feyler Kauff zugelaſſen werden, wie auch freier Handel und Wandel.

7) Es ſolle kein Theil einigen neuen Zoll aufrichten, noch Repreſſalien üben auf einen umb fremde Schuld, ſondern ein jeder ſeinen Schuldner ſuchen, wo er ſeßhafft iſt, er werde dann dorten Rechtloß gehalten.

8) Kein Theil ſolle demjenigen, der entweders bekriegen, oder für fremde Gerichte laden will, Gehör geben, ſondern an ſein Ort zum Rechten weiſen.

9) Kein Theil ſolle des anderen Feind hauſen noch hefen, noch Durchzug oder feilen Kauf geſtatten, in keine Weiß noch Weg.

Im funfzehnden Jahrhunderte hätte das Schweizeriſche ſo glücklich getroffene Staatsſyſtem, und die Union, die ſich gegen die ganze Macht des öſterreichiſchen Hauſes mit entſchiedener

Entſchloſſenheit vertheidigt hatte, ſehr leicht durch innre Zwiſtigkeiten zerſplittert und auf einmal getrennt werden können; — wenn nicht die Vermittelung eines dritten dem ſinkenden Schweizerweſen wieder aufgeholfen hätte. Die Veranlaſſung gaben die Zürcher, die ſich des Bürgerrechtes wegen, das ſie einigen kleineren Grafen ertheilt hatten, mit den andern Kantons veruneinigten, und ſich deßhalb mit Oeſterreich verbanden. Daraus entſtand der Zürcher Krieg, welcher 4 Jahre daurete, und ohne Zweifel nach den Wünſchen des Oeſterreichiſchen Hauſes die Eidgenoſſenſchaften aufgerieben haben würde, wenn ſich der Pfalzgraf Ludwig und einige Reichsſtädte nicht bemühet hätten, die Sache in der Güte beizulegen.

Im Jahre 1464 wurde abermals nach einigen neuerlich vorgefallenen Irrungen mit dem Hauſe Oeſterreich eine erbliche Verbindung geſchloſſen, welche der ſchlaueſte Fürſt ſeiner Zeit Ludwig XI. in Frankreich aus Haß gegen ſeinen Feind, den Herzog von Burgund, zu Stande brachte. Die vornehmſten Artikel waren folgende:

1) Es wird zwiſchen dem Erzherzoge Sigismund von Oeſterreich und der Eidgenoſſenſchaft ein beſtändiger Friede geſchloſſen. Sollten auf einer oder der an-

dern Seite etwa Irrungen entſtehen, ſo ſollen die Biſchöfe und Städte Baſel und Koſtniz zu Schiedsrichtern beſtellet werden.

2) Beide Theile ſollen gehalten ſeyn, ſich einander beizuſtehen gegen Männiglich.

3) Die Schweizer ſollen dem Erzherzoge gewiſſe in den Archiven ihrer Städte zerſtreuete Dokumente und Urkunden herausgeben, mit der Bedingung, daß ſie diejenigen, welche ihnen ſelbſt nüzen könnten, zurückbehalten.

4) Keiner von beiden Theilen ſolle die Unterthanen des andern an ſich ziehen, und in ſein Landrecht aufnehmen.

5) Keiner von beiden Theilen ſolle den Feind des andern in ſein Land aufnehmen oder ihm daſelbſt eine Freiſtädte verſchaffen.

6) Keiner von beiden Theilen ſolle dem andern neue Rechte oder Abgaben auflegen können.

7) Der Erzherzog ſolle ſeine Lehngüter wieder bekommen, ausgenommen diejenigen, welche er verloren, oder verpfändet hätte.

8) Nach Verlauf von 10 Jahren ſolle dieſer Vertrag wieder erneuert werden. Sollte indeſſen während dieſer Zeit einiger Zwiſt und Fehde zwiſchen einem und dem andern Theil vorfallen, ſo ſolle es zu keinem Krieg kommen,

ſondern die Sache vor die obbenannten Schiedsrichter gebracht und von denſelben entſchieden werden.

Die Eidgenoſſen miſchten ſich darauf in den Krieg zwiſchen den Herzog **Sigmund** und Frankreich mit Burgund. Der Herzog **Karl** von Burgund belagerte **Granſon** mit 50000 Mann; — die Beſazung, die die Eidgenoſſen an 400 Mann ſtark in dieſer Stadt hatten, mußte ſich, nachdem ſie die Stadt in Brand geſteckt hatte, und aufs Schloß geflüchtet war, auf Kapitulation ergeben; — ſie wurden aber größtentheils in der See ertränket. Die herbeieilende Schweizer ſchlugen hierauf den Herzog, der ſich aber doch bald wieder verſtärkte, und mit 100000 Mann die kleine Stadt Murten belagerte. Der kleine Haufen Schweizer ohngefähr von 800 Mann war ſo heldenmüthig, daß er ſich ſo lange vertheidigte, bis eine gröſſere Armee zu ſeiner Unterſtüzung heraneilte, und den Herzog mit einem Verluſt von 15000 Mann, diejenigen ausgenommen, welche im See ertrunken, in die Flucht ſchlugen. **Karl** von Burgund ward darüber ſo wütend, daß er noch eine Schlacht wagte, in derſelben aber faſt ſeine ganze Armee und ſein Leben verlor. Mehreres über dieſen Krieg liefern **Stumpf** im 13ten Buch ſeiner Chronik, — **Tſcharner** Geſchich-

te der Eidgenoſſen, im 6ten Buch des 2ten Bandes, und Diebold Schilling in ſeiner Beſchreibung der burgundiſchen Kriege.

Freyburg und Soluthurn traten 1481 dem Bunde bey. Soluthurn war von alten Zeiten her eine Reichsſtadt, — Freyburg hingegen hatte zu den Domänen des Hauſes Oeſterreich, welches es von den Grafen von Kyburg gekauft hatte, gehöret.

Baſel und Schafhauſen wurden 1501. in die Eidgenoſſenſchaft aufgenommen. Seit der Kirchenverſammlung, die in der erſten Stadt gehalten iſt, lebten beide Städte in der engſten Freundſchaft. Als der Dauphin mit einer großen Armee nach Baſel kam, um das Koncilium aufzuheben, und die Schweizer zum Gehorſam gegen das Haus Oeſterreich zu bringen, ſo ſchickten jene der Stadt Baſel einige Hülfstruppen. Sie ließſen ſich hierauf mit den Franzoſen in eine Schlacht ein, in der jene würden überwunden worden ſeyn, wenn 1200 Mann gegen eine Armee von 40000 nicht zu ſchwach geweſen wären. An dem Streit des Kaiſer Maximilian mit den Schweizern nahm die Stadt Baſel gleichfalls keinen Antheil. Der Adel in und um Baſel herum verließ daher dieſe Gegend mit dem Wunſche, ſich baldigſt rächen zu können; — die Basler ſuchten ihrer Rache durch

Hülfe der Eidgenoſſenſchaft, in die ſie aufgenommen wurden, zu entgehen. Seit dieſer Zeit iſt der Adel in Baſel faſt ganz ausgeſtorben; – er wird zu keinen obrigkeitlichen und andern Aemtern mehr gelaſſen, wenn er nicht allen ſeinen Vorrechten, Titeln und Wappen entſaget.

Eben das Glück hatte **Schafhauſen.** Die Abgeſandten des Erzherzoges von Oeſterreich verlangten nämlich, daß die Einwohner ihrem Fürſten den Eid der Treue ſchwören ſollten. Dieſe weigerten ſich auch nicht, ihn zu leiſten, wenn der Erzherzog ihnen alle ihre Freiheiten und Vorrechte beſtätigen wollte. Da nun die Deputirten von keiner Einſchränkung und Bedingung das geringſte wiſſen wollten, ſo ließ man die ſchweizeriſche Abgeordnete herein, und Schafhauſen nahm dieſe Gelegenheit wahr, ſich von dem Joche zu entledigen, welches ihm ſo ſchwer geworden war.

Appenzell beſchloß die Zahl der Kantons im Jahr 1513. nachdem es von dem Abt und Kloſter St. Gall, dem es gehörte, ſeine Freiheit für eine gewiſſe Summe Geld erkauft hatte.

In dieſem 16ten Jahrhundert haben die Eidgenoſſen ſich in verſchiedene Kriege einweben laſſen. Sie machten zwar 1502 ein förmliches Geſez, nach welchem ſie ſich verpflichteten, in keines fremden Herrn Dienſte zu gehen, – keinen Sold

von irgend einer Macht anzunehmen, und ſich überhaupt aller fremden Bündniſſe und Kriegsdienſte zu entſchlagen. Dies Geſez, das ihnen ſehr heilſam wäre, wurde aber einige Jahre darauf gebrochen, und iſt in der Folge nicht im geringſten gehalten worden.

Schon 1507 ließen ſich 4000 Eidgenoſſen von Frankreich zu dem genueſiſchen Krieg anwerben, — vertauſchten aber den König von Frankreich gar bald mit dem Pabſte **Julius**, in deſſen Dienſte ſie auf 5 Jahre traten, und fochten für ihn gegen Frankreich. Daher erhielten ſie von dem heiligen Vater den Titel **Beſchirmer der Kirchenfreiheit**, und verſchiedene kleine Geſchenke.

Sie ließen ſich auch zu dem heiligen Bund anwerben, und bekamen eine groſſe Summe Geldes in Aßignationen, die aber kein Menſch bezahlen wollte. Der König von Frankreich überraſchte ſie mit neuen und wahrſcheinlicheren Verſprechungen, und gewann ſie für ſich 1515.

Ich käme nun der wichtigen Epoche näher, in die die Reformation der Schweiz fällt; da aber der zweite Band ein eigenes Kapitel über die Religion der Schweizer enthält, ſo glaube ich, die ganze Geſchichte derſelben in der Schweiz mit deſto größerem Rechte bis dahin verſchieben zu können

weil ich mir in dieſem Theile einen ganz andern Plan gemacht habe, der aber zerlöchert werden würde, wenn ich jenes Kapitel hier einrücken wollte. Bis dahin werde ich auch alle die Fehden und Kriege verſparen, die der Religion wegen geführt worden ſind.

In eben dieſem Jahrhunderte entſtanden die Streitigkeiten mit dem Herzoge von Savoyen, die ich, wegen ihres Intereſſe für die Geſchichte der Schweiz, kürzlich erzählen will.

Karl III., Herzog von Savoyen, belagerte die mit den Bernern verbündete Stadt Genf 1536. – Die Berner baten ihn, die Belagerung aufzuheben, und die Genfer in Ruhe und Freiheit zu laſſen. Da er aber ihr Bitten nicht hören wollte, ſo kündigten ſie ihm den Krieg an, und zogen wider ihn unter der Anführung des berneriſchen Sekelmeiſters, Franz Nagelin zu Felde. Die ſavoyeſchen Völker wurden hierauf gar bald zerſtreuet, das ganze Pais de Vaud von den Bernern, Freyburgern und Walliſern eingenommen, und Genf in ſeine ehemalige Freiheit geſezet. Im Jahr 1559 machte der Herzog von Savoyen zwar neue Anſtalten, das Pais de Vaud wieder zu erobern, ſuchte die Eidgenoſſen zu trennen, und dadurch deſto eher zu ſeinem Zweck zu kommen. Allein durch Vermittelung der Stadt Bern kam 1564 ein Vertrag dieſer Stadt

mit dem Herzoge von Savoyen zu Stande, welcher in das mit Heinrich dem **Dritten** gemachte Bündniß eingeſchloſſen ward. Dieſer Vertrag wurde vom Herzoge ſchlecht gehalten. Es ward nämlich 1588 eine ſehr gefährliche Verſchwörung entdeckt, welche nichts anders zur Abſicht hatte, als die Stadt Lauſanne und einige feſte Schlöſſer dem Herzoge von Savoyen in die Hände zu ſpielen, dem Landvogt, die Prediger, die Profeſſoren und alle berneriſche Beamte zu ermorden, und alſo zur Eroberung des Pais de Vaud den Weg zu bahnen. Auf einer allgemeinen Tageſazung in **Baden** ſuchte man die Sache zwar in Güte zu ſchlichten; weil aber der Herzog die Verſchwornen in ſeinen Schuz nahm; — ſo wandten ſich Bern und Genf an den König von Frankreich **Heinrich** IV. klagten ihm des Herzogs unfürſtliches Verfahren, und ſchloſſen mit ihm gegen Savoyen ein Bündniß, nach welchem der Krieg mit Hülfe Frankreichs ſeinen Anfang nahm. Die Stadt Bern ward zuerſt dem Bündniß untreu, und machte mit dem Herzoge einen ſehr ſchimpflichen Frieden, der aber weder von dem Könige von Frankreich, noch von den evangeliſchen Oertern des Kantons genehmigt, ſondern der Krieg fortgeſezt wurde, welchen endlich der

zwiſchen Frankreich und Spanien getroffene Friede zu **Vervins** beilegte.

Im 17. Jahrhundert entſtand der **Baurenkrieg.** Hiezu gab die ſtrenge Regierung ihrer Landvögte Veranlaſſung. Sie machten alſo, aller Ermahnungen und Bitten der in Baden verſammleten Stände ohnerachtet, ein feierliches Bündniß unter ſich, welches ſie auch mit einem körperlichen Eid beſchworen. Hierauf fiengen ſie ihre Feindſeligkeiten an, beſezten die Straßen und Päſſe, hielten alle Poſten und Boten an, und nahmen die obrigkeitlichen Briefe weg. Fremde Paſſagiers wurden in Verhaft genommen, — Bern und Lucern von weitem eingeſchloſſen; — ſie beſezten Arau und Mellingen, und entwandten einige Artillerie mit Gewalt. Dieſem aufrühreriſchen Haufen zogen die Zürcher mit den übrigen Eidgenoſſen entgegen, lieferten ihnen bey **Mellingen** ein Treffen, ſteckten das Dorf Wolleſchwyl in Brand, und verjagten ſie mit einem groſſen Verluſt an Todten und Verwundteten. Ihr Anführer **Löwenberger** bat flehentlich um Gnade, und es wurde ihnen ein allgemeiner Friede bewilliget; — jedoch wurde der eben genannte Löwenberger gerädert, viele von den andern Rebellen enthauptet, zu beſtändigem Gefängniß verdammt, an Gelde geſtraft, die Stadt Liechſtall

im Baſeliſchen ihres Zeughauſes, ihrer Freiheit und anderen Rechte beraubt, und ein Schultheiß von Baſel dahin geſezet.

Die folgenden innre und ausländiſche Unruhen kommen zum Theil in dem 5ten Band vor. Ich breche alſo die Geſchichte der Schweizer in neuern Zeiten ab, und beſchließe dies Kapitel nur noch mit folgenden Bemerkungen.

1. So eiferſüchtig das Haus Oeſterreich auf die Eidgenoſſenſchaften war, und ſo ſehnlich es ſie wieder in ſeinem Beſiz zu haben wünſchte; — ſo hat es doch zu verſchiedenen malen die Freiheit der Schweizer anerkannt.

Ferdinand der Erſte beſtätigte ſie 1556. Maximilian der Zweyte 1559 zu Augsburg — und Ferdinand der Dritte erkannte ſie in dem Frieden zu Münſter für ein freies und von dem deutſchen Reich ganz unabhängiges Volk.

2. Die ſchweizeriſche Verbindung verſchaffte ihnen den beträchtlichen Vortheil, daß ſie von drey Feinden auf einmal frey wurden, — von dem Hauſe Oeſterreich, — von der Kleriſey und dem Adel.

3. Die Revolution in der Schweiz ſcheint kein Werk eines vorhero weitläuftig gemachten Planes, ſondern eine Folge der ihnen gemein-

ſchaftlich bevorſtehenden Gefahr geweſen zu ſeyn. Sie verbanden ſich gegen das Haus Oeſterreich, ſo wie Griechenlands Staaten gegen die Perſer.

4. So gehäßig die Schweizer dem Adel waren, ſo finden ſich doch in Zürch, Bern, und andern Oertern mehr noch viele Edelleute.

5. Die Kantons haben ſich beſonders durch Ankaufung vieler adelichen Güter, z. B. der Grafen von Kyburg, — Torberg — Arberg, Gruyere, — Nidau, — Thun — Lenzburg und andrer mehr ungemein verſtärkt, und ſind anizt zu einer mächtigen Nation herangewachſen.

Eilftes Hauptſtück.

Ueber die Ariſto-Demokratiſche Regierungsform der ſieben Kantons.

Die dreizehn Schweizer-Kantons ſind dreizehn Republiken. Ihre Regierungsform iſt aber nicht einerley. Sieben Kantons haben die Ariſto-Demokratiſche Regierungsform erwählet, — nämlich Zürch, — Bern — Lucern, — Baſel, — Freyburg, — Soluthurn, und Schafhauſen.

Wenn man unter Ariſtokratie die republikaniſche Regierungsform verſtehet, in welcher ein Theil der Bürger die Gewalt hat, worinn ſie alſo in den Händen einer gewiſſen Anzahl ſolcher Bürger iſt, die an Geburt, an Glücksumſtänden und an Verdienſten, andre übertreffen; ſo läßt es ſich wohl nicht allgemein behaupten, daß in der Schweiz ſieben Ariſtokratien wären; — weil ſie alle ſeit ihrer urſprünglichen Einrichtung mit der Demokratie vermiſcht geweſen ſind. Man kann freilich nicht läugnen, daß die Regierungsform in Freyburg, Ariſtokratiſch ſeye; — die obrigkeitlichen Perſonen werden aber doch von dem Volke gewählet. In Soluthurn, das nichts weniger als eine Demokratie iſt, giebt bey den wichtigſten Berathſchlagungen das Volk ſeine

Stimme. Der größte Theil der Regierung in Zürch iſt in gewiſſe *Tribus* vertheilt, — ſo auch in Baſel und Schafhauſen. Doch alles hier einzeln ſchildern zu wollen, würde mich zu weit von meinem Endzweck führen. Bey einem jeden Kanton werde ich ſchon beſſere Gelegenheit finden, die Regierungsform deſſelben genauer zu beſchreiben. Hier will ich nur die allgemeine Anmerkung hinzufügen, daß die Kantons Zürch, Baſel, und Schafhauſen mehr demokratiſch, — hingegen die Kantons Bern, — Lucern, — Freyburg und Soluthurn es weit weniger, und das erſte von dieſen es gar nicht ſey.

So falſch es alſo iſt, alle Städte der Schweiz für urſprüngliche Demokratien zu halten; — ſo unrichtig iſt es auf der andern Seite, ſie ben für bloße Ariſtokratien anzuſehen. So gar die Kantons, die man für Demokratien hält, ſcheinen es bloß zu ſeyn; — ſind es aber in der That doch nicht. Wenn auch gleich die erheblichſten Angelegenheiten vor dem Volke entſchieden werden, ſo findet man demohnerachtet, daß ſich von je her einige über das Volk erhoben, — ſich um die Gunſt deſſelben bemühet, — und es nach ihren Wünſchen geleitet haben, wohin es ihnen beliebte, — daß auf der andern Seite das Volk ohne viele Schwürigkeiten den Abſichten und

Wünſchen derer gehorſam geweſen ſey, welchen Geburt und Verdienſt einen erhabnern Rang anwieß. Wie einſt in Griechenland, hat bey den Schweizern die Beredſamkeit immer ſehr viel vermocht. Die Mächtigen halten öffentliche Reden an das Volk; — ſind ſie beredt genug, ſo können ſie es leicht überreden, und ganz nach ihrem Willen lenken.

„Tum pietate grauem ac meritis ſi forte virum quem
„Conſpexere, ſilent arrectisque auribus adſtant:
„Ille regit dictis animos et pectora mulcet.“

In der Ariſtokratie mag der gelehrteſte Mann, hätte er auch Demoſthenes allhinreiſſende Kraft, noch ſo viel und noch ſo nachnachdrücklich deklamiren. Weit entfernt das Volk zu überzeugen und zu überreden, wird er ſich bey einem gewiſſen Theile nur verhäßt, wenigſtens verdächtig machen, da der große Haufe in alle die Männer ein Mißtrauen ſezt, die Gelehrſamkeit lieben, und damit vor dem Volke prangen. Verſtehet hie und da einer oder der andre die Kunſt, ſich durch ſeine Vorzüge dem Volke intereſſant zu machen, und mit ihrer ſorgfältigen Verheelung, das Beſte deſſelben zu befördern; ſo kann nichts ſeinen Abſichten widerſtehen. Nur alsdann geht ein Plan durch, wenn der, ſo ihn entwirft, einen

guten Namen hat, und von der großen Menge mit Beifall angeſehen wird. Steht er in üblem Kredit, — hält man ihn für einen unlauteren, und nachtheiligen Mann; — ſo ertheile er den fürtreflichſten Rath, — man wird ihn entweder gar nicht hören, und verlachen, oder mit Gleichgültigkeit und Leichtſinn ſeine Entwürfe verachten. Die Ariſtokratien haben, dünkt mich, den Nachtheil, daß faſt alle die Männer, die an der öffentlichen Verwaltung der Geſchäfte Antheil nehmen, aus guten Familien ſind, und Erziehung haben, daß man ihnen mithin Kenntniß, — Klugheit und Vorſicht genug zutrauet, um allein zu regieren. Daher kommt es, daß ſie ihrem Kopf blindlings folgen, und den Rath vernünftigerer Männer, als ſie ſind, gar nicht hören. “

„Diſcere et audire, et meliori credere non vis.“

Der große Staatsmann Montesquieu ſagt daher ſehr richtig: „es iſt ein großes Glück „in der Ariſtokratie, wenn man das Volk „durch ein unvermerktes Mittel aus ſeinem „Nichts reiſſen kann. Auf dieſe Art giebt die „St. Georgenbank zu Genua, über welche „das Volk geſezt iſt, demſelben einen gewiſſen „Einfluß in die Regierung, welcher ihre ganze „Glückſeligkeit ausmacht. — Die Glieder des

„Senats müſſen nicht das Recht haben, die
„ledige Stellen im Senate zu beſezen. —
„Nichts würde zu unaufhörlichen Mißbräuchen
„mehr beytragen. — In Rom, welches in
„ſeinen erſten Zeiten eine Art von Ariſtokra-
„tie war, konnte ſich der Senat nicht ſelbſt er-
„gänzen. Die neuen Senatoren wurden durch
„die Cenſoren ernannt. Die beſte Ariſto-
„kratie iſt dieſe, wo das übrige Volk, wel-
„ches keinen Theil an der Gewalt hat, ſo ge-
„ringe und arm iſt, daß die herrſchende Par-
„they keinen Vortheil hat, daſſelbe zu unter-
„drücken. — Daher machte Antipater, als
„er in Athen verordnete, — wer nicht
„zwey tauſend Drachmen beſäße, ſoll-
„te vom Rechte der Wahlſtimmen ausgeſchloſſen
„ſeyn, die beſte Ariſtokratie, die nur mög-
„lich war.“

* * *

Die Verſchiedenheit in der Regierungsform der Kantons iſt alſo keinesweges aus der Verfaſſung herzuleiten, welche dieſe Republiken hatten, ehe ſie zu Kantons gemacht wurden; — man muß weiter zurückgehen, wenn man ihren wahren Urſprung mit Sicherheit beſtimmen will. Einige Städte in der Schweiz waren im Anfang nur ſehr

eingeſchränkt, und klein. Da ſie nun durch Hülfe der Waffen ihre Gränzen nicht erweitern wollten, ſo behielten ſie die Oligarchie, oder Demokratie bey. Andre hergegen vergrößerten ihre Domänen, ihre Vermögens-Umſtände, und ihren Ruhm außerordentlich; — ſo daß eine gewiſſe Anzahl ihrer Einwohner ſich an Macht und Vermögen über ihre Mitbürger erhob, und zulezt eine Art von ariſtokratiſcher Regierung einführte. An den Oertern wo der Handel blühete, und die Bürger dadurch reich wurden, behielten ſie eine gemeinſchaftliche, Ariſto-Demokratiſche Regierungsform. In andern Städten, die einen größeren Umkreiß haben, und durch die Verbindung verſchiedener Grafſchaften ſo ſehr gewachſen ſind, — machte ſie Handel und Wandel, weil er mit Ehre und guten Einnahmen verbunden war, reich, und gab ihnen Veranlaſſung, das Recht der Regierung des Staats nur auf einige wenige Familien einzuſchränken. Dies ſind nun die eigentlichen Gründe der vielfältigen Veränderungen der alten Regierungsform in der Schweiz. Die kleinen Kantons dachten weder auf Reichthum, noch auf Eroberungen. Sie behielten alſo die alte Regierungsform bey, — ſo wie ſie auch ihre Geſeze, — Sitten, und Gebräuche niemals änderten.

Daraus folgt aber noch lange nicht, daß dieſe kleine demokratiſche Kantons keine Städte noch Dorfſchaften gehabt hätten, welche ſich über andre einen Vorrang hätten anmaßen können. In allen ſechs Kantons, wo die Regierung mehr eine Sache des Volkes iſt, hat der Hauptort vor andern Städten verſchiedene Vorzüge voraus. Bey der Beſchreibung der einzelnen **Kantons** werde ich hievon mehr ſagen.

Hiernächſt wünſchte ich, daß man die Kantons ſorgfältig von einander unterſcheiden möchte. Wenn ſie auch gleich alle in Abſicht der Unterthanen, die keine Bürger ihrer Hauptſtadt ſind, — (denn nur dieſe können an der Regierung Theil nehmen) — eine Ariſtokratie eingeführt haben; ſo müſſen doch die Kantons in Abſicht der Bürger ſelbſt unterſchieden werden. In **Zürch**, — **Baſel**, — und **Schafhauſen** haben die gemeinen Bürger, und die Handwerksleute, welche in Zünfte eingetheilt ſind, an der Regierung ihren Antheil, und ſie werden nach den verſchiednen Zünften in den hohen Rath geſezt. In **Bern**, — **Freiburg**, — **Lucern**, — und **Soluthurn** hingegen iſt nur ein kleiner aus 27 Perſonen beſtehender Rath, der mit einer gewiſſen Anzahl der vornehmſten Glieder des größeren die in dem höchſten Kollegium offen werdende Stellen beſezt. Dieſer Ausſchuß wählt nun faſt

weiter keinen, als Anverwandte und Freunde; — Handwerksleute und der gemeine Bürgersmann ſind von der höchſten Macht faſt ganz ausgeſchloſſen.

Man kann gar bald den Grund dieſer Verſchiedenheit einſehen. In Zürch, — Baſel, — und Schafhauſen haben die gemeinen Bürger, und die Handwerksleute darum an der Verwaltung der öffentlichen Staatsgeſchäfte Antheil, weil ſie durch den Fleiß, und die Vorſorge ihrer Voreltern reich, und, — dadurch ſo mächtig geworden ſind, daß ſich izt kein Menſch getrauet, ſie von der Magiſtratur zu entfernen. In andern Städten, wo kein Handel und ſonſtiger Verkehr iſt; — wo es dem Volke, das ſich blos an den nothdürftigſten Auskommen begnügt, an Nacheifrung fehlt, ſeine dürftige Umſtände zu verbeſſern, — wird es eben dadurch, und zwar mit einigem Rechte von öffentlichen Staatsbedienungen ausgeſchloſſen, — weil es ſich ſelten weiter, als über die Bierbänke und Saufgelache verſteigt. Selten wird man Familien in ihrer Niedrigkeit laſſen, deren Ahnen der Republik einen wichtigen Dienſt erwieſen haben. Da ihrer aber oft eine zu große Menge iſt; — ſo iſt es ganz unmöglich, allen ihren Deſcendenten ein öffentliches Amt zu ertheilen. Die ſchweizeriſchen Staaten, welche größtentheils Ariſtokratien

ſind, entfernen ſich alſo noch weit genug von Platons Republik, die zwar in dem Kopfe Staatskundiger, aber gewiß nicht in der Natur der Dinge würklich geweſen ſind.

Wenn man alſo auch zugiebt, daß die Stellen des Raths mit Anverwandten und andern Freunden der Mitglieder beſezt werden, — wie denn dies in Frankreich, — England und beinahe in der ganzen weiten Welt nicht anders Mode iſt; — ſo folgt doch daraus bey weitem noch nicht, daß die gemeine Bürger ſchlechterdings von der Verwaltung der Republik ausgeſchloſſen ſind. So ſieht man bey einer feierlichen Befördrung gewiſſer Mitglieder des großen Rathes in Bern unter den neuen Gliedern, die er erwählen will, öfters Kandidaten, die unter der ganzen Magiſtratur keinen einzigen Verwandten haben. — — Freilich iſt dieſer Fall nicht alltäglich; — man kann aber doch viele Beiſpiele davon aufweiſen. Ein reicher Bürger darf, z. B. nur die Tochter eines Sechzehners heirathen, oder von einem der Mitglieder des kleinen Raths, mit dem er verwandt iſt, unterſtüzt werden; — ſo wird er gar bald eine anſehnliche Beförderung erhalten können. So kommen auch arme Familien, wenn ſie ſich durch Fleiß und Geſchäftigkeit aus dem Staube empor heben, zur Magiſtratur. Anizt koſtet es allerdings weit mehr

Mühe, an der Regierung Antheil zu nehmen, als ſonſt. Die Schweiz iſt überhaupt weit mehr bevölkert, als ehemals, — der vornehmen Familien ſind auch weit mehrere geworden; — und man pflegt überdem neue Familien den alten vorzuziehen. Der um ſich greifende Stolz, der beſonders in Städten, wo nur wenig Verkehr iſt, einreiſſet, trägt hiezu das Seinige auch in reichem Maaße bey.

Es iſt ſehr ſchwer, genau anzuzeigen, welche Regierungsform den Vorzug habe. Ich könnte mich allenfalls für die Monarchie erklären, wenn der Regent ſo weiſe iſt, als Deutſchlands Joſeph, — Preuſſens Friderich, — Schwedens Guſtav, und die unſterbliche Katharina. Es kommt aber hier nicht ſowohl auf Räſonnemens über die Regierungsformen überhaupt, als vielmehr über die Schweiz insbeſondre an. Man muß unparteiiſch Vortheil und Schaden bey der Monarchie und bey der Republik abwägen, und alsdann entſcheiden.

Die Regierung unſers Vaterlandes iſt uns gemeiniglich die ſchäzbarſte; — dieſe ziehen wir allen andern vor. Wollten wir aber ganz unparteiiſch ſeyn, ſo würden wir bey einer jeden Art derſelben Tadel und Mängel genug finden. Der Bosheit der Menſchen haben die Obrigkeiten ihr

Daſeyn zu danken; — und die Furcht vor Gefahr iſt der Urſprung der Geſellſchaften geweſen. Nach und nach fiel man auf den Gedanken, einem Oberherrn die Macht zu befehlen, und die Geſeze in die Hånde zu ſpielen, – entweder den Klügſten im Staat, oder dem Volke. So lange Menſchen leben, haben ſie Ausſchweifungen begangen; — eben ſo lange ſind die Obrigkeiten vorhanden. Keine einzige wird der Ueppigkeit der Regenten, und dem Muthwillen der Unterthanen gånzlich ſteuren können; — und es giebt überhaupt keinen ganz vollkommnen Staat.

Wer in einem Lande lebet, wo das Volk regieret, wird die **Demokratie** vorziehen. Man ſey in einem **ariſtokratiſchen** Staate gebohren; – man wird der **Ariſtokratie** ſeine Stimme ertheilen. Der Franzoſe liebt ſeine **Ludwigs**, und giebt ihnen eben ſo gern den Namen **Våter des Vaterlandes**, wenn ſie das Beſte ihrer Unterthanen durch ihre Gewalt befördern, als wenn ſie in rechtmåßigen Kriegen ihre Grånzen vertheidigen, und durch ihre ſiegreiche Waffen ihre Staaten mit neuen Eroberungen erweitern. Unter allen, dünkt mich, iſt jedoch die **Ariſtokratie** die natürlichſte, und hat die wenigſten Mångel. Es ſcheint mir ſehr billig, daß ſich die Macht zu befehlen in den Hånden derer

finde, die ſich durch Weisheit, — Ueberlegung,— und Penetration von dem gemeinen Volke unterſcheiden. Läßt ſich dies gleich in einem Königreich nicht thun, ſo iſt es in einer Republik deſto leichter zu bewerkſtelligen. Der Schweizer iſt daher ungemein glücklich, wenn er nicht thöricht genug iſt, allein regieren zu wollen; — eine Leidenſchaft, die auf der einen Seite uns angeboren iſt, auf der andern den, der ſie hat, in den traurigen Irthum ſtürzet, daß er ſich für unglücklich hält, da es doch nur auf ihn ankommt, ruhig und vergnügt zu ſeyn. Weder langwierige Kriege, die ſich mit Verwüſtungen und Ruin des Landes endigen, — noch innerliche Unruhen, — weder übertriebene Auflagen, noch zu ſtrenge Geſeze; kein Zufall und Eigenſinn des Glückes, dem faſt alle andre Völker ausgeſezt ſind, ſtöret ſeine Ruhe. Er iſt in dem Beſiz ſeines Vermögens ſicher, — darf kein betrügeriſches Papier für Geld annehmen, — weiß von keiner Kopfſteuer, noch andrer Auflage, — neue Taxen ſind ihm ganz unbekannt; — kurz, er genieſſet das, was er hat, mit Freuden, und vielleicht iſt der geborne Schweizer gerade der einzige, der ſich **Horazens** Lobrede aufs Landleben zueignen kann:

„Beatus ille, qui procul negotiis,
„Vt priſca gens mortalium,

»Paterna rura bobus exercet ſuis,
»Solutus omni foenore.
»Nec excitatur claſsico miles truci,
»Nec horret iratum mare,
»Forumque vitat, et ſuperba Ciuium
»Potentiorum limina.«

Die beſte Regierung wäre nun ohne Zweifel die, wo man das Seinige in ſtiller Ruhe und Sicherheit genieſſet, — wo man keinen tyranniſchen Deſpotismus zu befürchten hat; — wo ein jeder, der ſich in dem Seinigen beeinträchtigt findet, ſeinen Richter weiß, der ſeine Sache mit Gerechtigkeit entſcheidet, und wo kein immerwährender heftiger Krieg die allgemeine Sicherheit ſtöret.

Die einſichtsvollſten Vertheidiger des Staatsſyſtems, wo das Volk regiert, behaupten, daß ſich eine Republik durch ihre Geſeze, und andre Verordnungen gegen eine doppelte Art von Empörung vertheidigen müſſe; — einmal gegen die, welche unter den Bürgern, oder denen, die die Republik regieren, entſteht, — und hiernächſt gegen die, welche ſich unter den Unterthanen, welche regiert werden, entſpinnen kann. Die erſte Art des Aufſtandes eräugnet ſich gemeiniglich dann, wenn die Bedienungen des Staats unter Perſonen, die gleiches Recht dazu haben, ungleich ausgetheilt

ſind; — die **andre**, wenn man ſie durch ungleiche Geſeze regiert, wodurch der Zuſtand des einen Mitglieds der Republik ſchlimmer wird, als des andern.

Zwey an ſich ſehr gute, in der Schweiz aber ganz unvollſtändige Maximen!! In dieſem Staat werden auſſerdem noch folgende erfodert.

I. Das **Hauptgeſez** für ſie beſtehet darinnen, **daß ſie in beſtändiger Einigkeit und Freundſchaft unter einander leben.** So lange ſie unter einander feſte verbunden ſind, werden ſie keinen auswärtigen Feind zu ſcheuen nöthig haben.

„Dieſe gemeinſchaftliche Verbindungen, ſagt „**Montesquieu**, machten eben, daß der „Körper von **Griechenland** ſo lange in blühen„dem Zuſtande war. Durch ſie griffen die Rö„mer die ganze Welt an, und durch ſie allein „vertheidigte ſich die ganze Welt wider ſie. „Und als Rom auf den Gipfeln ſeiner Gröſſe „gekommen war, ſo ſchloſſen die Völker hinter „der Donau und dem Rhein Bündniſſe mit „einander, zu denen ſie die Furcht nöthigte, und „dieſe Bündniſſe machten, daß die Barbaren „den Römern widerſtehen konnten. Daher „kommt es, daß **Holland**, — **Deutſchland**, —

„die vereinigten Schweizer in Europa als im„merwährende Republiken angeſehen werden.“

II. Kein Kanton muß von ſeinen alten, einmal eingeführten Geſezen abgehen. Sie ſind die Grundſäule des Staats, und können ihm allein Sicherheit verſchaffen. Werden ſie verlezet, ſo wankt das ganze Staatsgebäude.

III. Die Einnahmen, die mit der Verwaltung der Magiſtraturen verbunden ſind, müſſen ſchlechterdings nicht viel bedeuten. Denn verbindet man nur erſt einmal Ehre und Reichthum zuſammen, ſo wird ein jeder ein ſolches Amt nicht aus Eifer für das allgemeine Beſte, ſondern aus dem niedrigſten Eigennuz zu erhaſchen bedacht ſeyn. Und dadurch würde ohne allem Zweifel einmal der Grund zu einem bürgerlichen Krieg geleget werden.

Hiezu könnte man noch nach dem Montesquieu ſezen:

IV. Die Glieder des Senats müſſen nicht das Recht haben, die ledigen Stellen im Senate zu beſezen. Nichts würde zu unaufhörlichen Mißbräuchen mehr beitragen. In Rom, welches in ſeinen erſten Zeiten eine Art von Ariſtokratie war, konnte ſich der Senat nicht ſelbſt ergänzen. Die neuen Senatoren wurden von den Cenſoren erwählt.

„Aus dem vorigen folgt ganz natürlich, ſagt „Stanian, der Verfaſſer der Erzählungen über „die Schweiz, daß die Regierungsform der „ſieben Kantons, welche gewiſſe Städte unter ih„rer Bothmäßigkeit haben, in Abſicht ihrer innern „Theile, oder derer, welche regieren, ganz gleich, „in Abſicht der Unterthanen, welche davon völlig „ausgeſchloſſen ſind, ganz ungleich ſey.“

Dieſe lezte Bemerkung iſt falſch; und der eben genannte Verfaſſer würde ſie nicht gemacht haben, wenn er auf die mannichfaltigen Theile, aus denen ein Kanton zuſammen geſezt iſt, Rückſicht genommen hätte. In Bern, z. B. finde ich dieſe angenommene Ungleichheit nicht gröſſer, als in andern Kantons. Obgleich Bern, und die andern Kantons der Schweiz durch das Recht der Waffen, oder durch einen Kauf, oder ſonſt auf eine andre rechtmäßige Art eine gewiſſe Anzahl von Städten in ihren Beſiz bekommen haben; ſo ſehe ich deßhalb noch nicht ein, aus welchem Grunde nun die Einwohner dieſer Städte, welche eigentlich weiter nichts als Unterthanen der Kantons ſind, die ſie erobert haben, ſich es könnten beikommen laſſen, mit ihrem Magiſtrat an der Verwaltung öffentlicher Geſchäfte Theil zu nehmen. Wäre es überdem dieſen Unterthanen vergönnt, auf die Magiſtraturen Anſpruch zu machen, ſo würde ſich ganz

ſicher eine ſo zahlreiche Menge von Kompetenten aufwerfen, daß dem Staate ſelbſt mannichfaltiges Unheil daraus zuwachſen könnte. Hieſſe das Gerechtigkeit, wenn man den Nachkommen der edlen würdigen Männer, die Gut und Blut daran wagten, die Republik zu gründen, die Magiſtratur nehmen, und ſie neu angekommenen Bürgern geben wollte, die an dem Wohl der Republik nicht den geringſten Antheil haben? — — Ueberdem wird der Weiſe nie ängſtlich nach Magiſtraturen ſtreben; — weil er die Mühe kennt, die mit der Verwaltung öffentlicher Aemter gepaart gehet; — weil er weiß, was es auf ſich habe, im Tumult, und Gelärme der großen Welt und der wichtigſten Verrichtungen zu leben; — weil er weiß, daß Ehrenämter ihm das große Vergnügen rauben, für ſich zu leben, und ihm das traurige Geſez auflegen, für andere zu leben. Freilich wird der Ehrgeizige, der am Befehlen Vergnügen findet, an dergleichen Maximen keinen Geſchmack haben; — aber eben deswegen ſollte man ihn von Magiſtraturen ausſchlieſſen, weil ihm nicht ſowohl das Glück der Republick, als die Befriedigung ſeiner Herrſchſucht am Herzen liegt. Wäre der Weg zu denſelben einem jeden offen, wer es auch ſey, — was für unerlaubte niedrige Mittel, was für hinterliſtige, unanſtändige Kunſtgriffe würde

die Ehrſucht aufraffen, um nur regieren zu können.

Der erwähnte Verfaſſer der Nachrichten von der Schweiz, ſezt noch folgende allgemeine Regeln für eine Regierungsform feſt, wo das Volk den meiſten Theil nimmt. „In einer Republik, „ſagt er, muß eine wohl eingerichtete reguläre Miliz, „— gleiche Geſeze die den Ackerbau betreffen, — „und eine gleiche Abwechſelung der Magiſtra„tur ſeyn. Sie muß eine wohl geordnete, und „reguläre Miliz haben, weil eine Armee, die aus „Lohnſoldaten beſteht, allemal den Umſturz eines „Staates am allererſten befördert. — Gleich ein„gerichtete Ackergeſeze, damit nicht eine, oder „mehr Familien an Vermögen, und folglich auch „an Macht es den andern zuvorthun, und da„durch die Freiheit des Staats in Gefahr ſezen. „Endlich eine gleiche Abwechſelung der Magi„ſtratur, damit ein jeder verhältnißmäßig auf „ſeine Verdienſte an der Macht und den Vorthei„len der Regierung zu ſeiner Zeit Antheil haben „könne. „

„Dieſe drey Erfoderniſſe finden ſich bey der „Regierungsform der ſieben Kantons. Eine „wohl geübte und reguläre Miliz; — (hie„von wird ein eigenes Kapitel handeln.) — „Sehr gute und gleiche Ackergeſeze. Denn nach

„ihren Geſezen erben die Kinder den Acker nach „gleichen Theilen, ob gleich in manchen Kantons ein „Vater das Recht hat, einem oder mehreren ſeiner „Söhne einen Drittheil ſeines Vermögens im „Teſtament voraus zu vermachen. Mithin zer„fallen die beträchtlichſten Güter gar bald in klei„ne Theile, und dadurch wird unter der Bürger„ſchaft eine Art von gleicher Gewalt erhalten.„

Dieſes Raiſonnement ſcheint auf einer unrichtigen Erklärung des agrariſchen Geſezes der Alten zu beruhen. Das merkwürdigſte agrariſche Geſez bey den Römern war das liciniſche, welches den Bürgern nicht mehr als 100 Acker Land, 100 Stück großes, und 50 Stück kleines Vieh erlaubte. Varro, — Livius, — Gellius, — Plutarch erwähnen dieſes Geſezes. Außer dem gab es noch andre Geſeze, die die Ländereyen angiengen. Z. B. das Flamminiſche, — Rubrariſche, — das Lex Julia, — Kornelia, — Robia, — Servilia, u. ſ. w. Die Lacedämonier hatten gleichfalls ein ſolches agrariſches Geſez, nach welchem die Ländereien der Einwohner in Sparta ſchlechterdings ganz gleich eingetheilt ſeyn ſollten. Stanian dehnt alſo dieſes Geſez zu weit aus, indem er es nicht blos auf Ländereien, ſondern auch auf alle andre Arten von Vermögen beziehet, — und er ſcheint die Bedeutung deſſelben

nicht gehörig gefaſſet zu haben, weil er daraus ein andres Geſez macht, wonach die Sukceßion, und das Teſtiren beſtimmt wird. Ich finde auch in der ganzen Schweiz keine ſolche Verordnung. — Es iſt auch überdem nicht der geringſte Anſchein vorhanden, daß je ein Bürger ſo reich werden könne, daß er ſich die Freundſchaft des Volkes erkaufen, und nach Cäſars Beiſpiele zum unumſchränkten Beherrſcher der Republik aufwerfen ſollte. Wenn ein Vater das Recht hat, einen Drittheil ſeines Vermögens einem ſeiner Kinder voraus zu vermachen; ſo iſt dies eine hergebrachte Gewohnheit, aber bey weitem kein geſchriebenes Geſez, — Bern ausgenommen, wo die Geſeze eine ſolche Prerogativ autoriſiren. Dieſe Gewohnheit hat aber in der Schweiz noch niemals ſo viel gegolten, als ein Geſez. Wenn man ihr auch in Bern die Kraft deſſelben giebt, ſo iſt es dagegen an andern Orten ganz anders. In dem Pais de Vaud, z. B. iſt aus der Achtung, die ein jeder für ſeinen Adel trägt, die Verordnung entſtanden, daß, um die Armuth ganzer Familien zu verhindern, die Söhne aus dem Nachlaß ihres Vaters, drey, — und die Töchter nur ein Viertheil bekommen ſollten.

Was die Abwechſelung der Magiſtraturen betrift; — ſo ſind hierüber die Meinungen getheil-

let. Monteſquieu ſagt: „Bey jeder Magiſtra„tur müſſen die Größe der Gewalt, und die „Kürze ihrer Dauer ſich einander aufheben. Ein „Jahr iſt die von den meiſten Geſezgebern be„ſtimmte Zeit. Eine längere würde gefährlich, — „und eine kürzere wider die Natur der Sache „ſeyn. — Denn wer wollte wohl nur ſein Haus„weſen alſo führen?“ — Doch, ich werde mich bey der Beſchreibung der einzelnen Kantons über dieſe Abwechſelung ausführlicher erklären.

„Man ſollte glauben, ſagt Herr Staniatt, „daß die Unterthanen der Kantons keine inner„liche Zerrüttungen unter ſich zu befürchten hät„ten. Da aber der höchſte Rath der Bürger„ſchaft viele Freiheiten entzogen hat, und da die vor„nehmſten Familien ſich der Regierung nach und nach „ausſchließungsweiſe bemächtigen wollen; — ſo „ſind bereits in einigen Städten verſchiedene Em„pörungen gegen die Magiſtrate erfolgt, und man „hat Urſache, noch mehr zu befürchten, — wenn „man nicht bey Zeiten auf Mittel denkt, die „Bürgerſchaft zu beſänftigen, und eine gröſ„ſere Anzahl derſelben zur Verwaltung der repu„blikaniſchen Geſchäfte zuzulaſſen.“

„In Abſicht der Unterthanen iſt die Regie„rung ganz anders eingerichtet. Die höchſte Ge„walt iſt den Bürgern der Hauptſtadt eines jeden

„Kantons auf ewig überlaſſen. Nur ſie können „zu Mitgliedern des großen Raths gewählt wer„den; — und nur die Glieder dieſes Raths „können allein die wichtigen Aemter des Staats „verwalten; — die übrigen Einwohner des Kan„tons ſind von allen Anſprüchen auf die wirkliche „Regierung ausgeſchloſſen. In der Zeit, da dieſe „Republiken noch in ihrer Kindheit waren, und „ihre Grenzen nicht viel weiter giengen, als ihre „Stadtmauren, war dieſe Einrichtung ſehr vor„theilhaft. In kleineren Kantons, als in Baſel „und Schafhauſen ſchadet eine ſolche Ungleichheit „auch noch izt nicht. Allein in den fünf an„dern Kantons, die ſeit ihrer Aufrichtung ihre „Grenzen ſo außerordentlich erweitert haben, „kann ſie einmal zum völligen Umſturz der „ariſtokratiſchen Regierunsform Gelegen„heit geben. In dem Kanton Bern, z. B. „fällt ſie am meiſten auf, weil er der größeſte „iſt. Es nehmen daſelbſt anizo wirklich nicht „mehr als achtzig Familien an der Regierung „Theil, und doch befinden ſich über drey „hundert und ſechzig bürgerliche Familien „in der Stadt Bern; – nicht zu gedenken, daß die„ſer Kanton wenigſtens den dritten „Theil der ganzen Schweiz ausmacht.

Ich will mich hiebey kurz faſſen, und nur einige Bemerkungen hierüber machen.

I. Warum erwähnt Herr Stanian gerade der Einwohner in Bern, als ſolcher, bey denen unter allen Schweizern die größeſte Ungleichheit ſey, und von denen man alſo am meiſten zu befürchten habe, daß ſie bald in eine Oligarchie zurück fallen würden? —

II. Ich gebe zu, daß in der Stadt Bern anizo nicht mehr als achtzig Familien an der Regierung Theil nehmen. — Daß aber mehr als dreyhundert Familien gegründete Anſprüche auf dieſelbe haben, iſt falſch. Dem ſey aber wie ihm wolle; — ſo kann man doch unmöglich behaupten, daß alle andre Familien, die unter jenen achtzig nicht begriffen ſind, an den Einkünften der Republik gar keinen Theil hätten, daß ihnen alſo ihr Recht ganz unnüz wäre. So giebt es, z. B. viele, die ſich ſeit langer Zeit dem geiſtlichen Stand gewiedmet, und von ihren Pfarren oft mehr Einkünfte haben, als die Vogteien abwerfen, zu geſchweigen, daß ſie ſolche bis an ihren Tod beſizen.

III. Manche von dieſen Familien ſind noch ganz neu, und noch nicht für fähig erkannt, die Regierung zu verwalten. Sie haben auch

aus eignem Antrieb, eine Lebensart erwählet, die ſich zur Magiſtratur eben ſo ſonderlich nicht ſchicken würde.

IV. Manche Familien würden allerdings eine Magiſtratur fodern können. Sie beſtehen aber nur aus einer, oder aus zwey Perſonen, die zum Unglück! zur Regierung nichts taugen.

V. Manche könnten mit allem Rechte Staatsämter verwalten; ſie wohnen aber zum Theil außerhalb der Stadt, – zum Theil halten ſie ſich wohl gar außer dem Lande auf; – daher können ſie nicht gut einer Magiſtratur vorſtehen.

VI. Man kann viele Familien aufzählen, die ihrer Ahnen wegen ſehr edel und preiswürdig, die aber durch ihre eigene Verſchuldung ſo weit verfallen ſind, daß ſie zu öffentlichen Aemtern nicht zugelaſſen werden können. Erheben ſich hie und da manche derſelben aus ihrem Staube wieder empor, und können ſie alsdann ihre Geſchäfte wieder verwalten, ſo bleibt ihnen der Zugang zu jenen öffentlichen Geſchäften unverwehrt.

VII. Es giebt andre Städte in der Schweiz, welche lange nicht ſo viele und ſo einträgliche

Aemter haben, als Bern hat; — wo aber dem-ohngeachtet 290 öffentliche Würden unter 80, höchſtens unter 90 Familien vertheilt ſind.

Läßt ſich nun noch mit Grunde der Wahrheit behaupten, daß die Regierung nur in weniger Hände ſey?

VIII. Wollte man ganz dürftige Perſonen an der Regierung Theil nehmen laſſen, ſo würde man ihnen dadurch Thür und Thor öffnen, noch tiefer herunter zu kommen, weil ſie bey den wenigen Einnahmen, die ihre Bedienung abwürfe, um nur ihrem Range gemäß zu leben, Schulden machen würden. So mußte ein jeder Senator in Rom beweiſen können, daß er gewiſſe ſichre Einnahmen habe, weil man befürchtete, daß er, wenn er arm ſey, das Volk berauben, oder den Staat betrügen würde, um nur leben zu können.

„Man kann, fährt Stanian fort, die verſchiedenen Regierungsarten des Volkes mit ſo „viel verſchiedenen Säulen, oder Pfeilern vergleichen. Die vollkommenſte dieſer Regierungsformen gleicht einer Piramide, welche unten im „Grunde am dickſten iſt, aber immer ſchmaler „wird, je höher ſie ſteigt, und ſich endlich in einen unbeträchtlichen Punkt verliert. Weil ihr

„Fundament am dickſten unter allen ihren Thei-
„len iſt, ſo kann ſie ſo leicht nicht über den Hau-
„fen fallen; — ſo kann man ſie nicht ſo bequem
„umſtürzen, als Säulen von einer andern Figur.
„So muß auch eine Regierung, die die ganze Maſſe
„des Volks führt, und die gleichſam auf dieſen
„Grundſtein ihr Hauptgebäude aufrichtet, feſter
„und dauerhafter ſeyn, als eine jede andre, deren
„Grund eben deshalb weniger feſte gelegt iſt, weil
„viele Perſonen davon ausgeſchloſſen werden, de-
„nen nicht nur die Erhaltung des Staats nichts
„werth iſt, ſondern die wohl gar wünſchen, daß
„er ganz über den Haufen falle.“ —

„Die Ariſtokratie gleicht einer Piramide, die
„auf einem kleinen Grunde aufgerichtet iſt, und
„folglich entweder unter ihrer eignen Schwere er-
„liegen muß, oder durch die kleinſte Kraft eines
„andern umgeworfen werden kann.“

Hiebey will ich wieder bemerken,

1) Daß alle Regierungsformen ihre Mängel und Fehler haben. Das beſtätigt der Lord Temple ungemein richtig, wenn er ſich folgendergeſtalt ausdrückt: — An allen Regierungsformen getraue ich mir, Mängel zu entdecken. Eine unumſchränkte Monarchie iſt das Verderben des Volks. Iſt ſie eingeſchränkt, ſo wird ſie den Monarchen ſelbſt

nachtheilig. Die Ariſtokratie iſt gar zu leicht mit der Unterdrückung des Volkes verbunden, weil ſich der Adel zu ſchleunig erheben kann. Die Demokratie drohet Tumult, und Aufſtand des Volkes. Ein allgemeines Modell für alle Regierungsformen iſt daher eben ſo unmöglich, als eine Univerſalmedicin, oder der Stein der Weiſen.

Dies Raiſonnement iſt ungemein richtig. Dem ohnerachtet ſind faſt die meiſten, beſonders die Alten, für die Monarchie. Homer ſagt:

— — — Εἷς κοίρανος ἔστω
Εἷς βασιλεύς. — —

Ariſtoteles,— Cicero, und andre denken nicht anders.

2) Die Monarchie könnte, meinem Bedünken nach, mit einer Piramide verglichen werden, welche von oben herunter geſtürzt ſich nur noch auf ihrer äuſſerſten Spize hält. Denn da ſie von einem einzigen Menſchen erhalten werden muß, und die ganze Macht des Volkes ſich auf den König allein ſtüzet, ſo muß dieſe Piramide bald umfallen, und, da ſie ſich nur an ihrem äußerſten Ende hält, durch ihre eigene Schwere ſinken. Lehrt nicht die Erfahrung, daß der Tod eines Monarchen die feſteſten Königreiche er

ſchüttert, und die ganze Form der Regierung über den Haufen geworfen habe?

In einem **ariſtokratiſchen** Staat hat man dergleichen Zufälle nicht zu befürchten. Gleich einer Piramide, die auf vielen Füßen ſtehet, mag nun immer einer über den Haufen fallen, — die andern werden ſich wohl halten, — weil der leere Raum bald wieder angefüllt werden kann, und die übrigen gar wohl im Stande ſind, die ganze Maſſe zu erhalten.

Da wir aber nun einmal Vergleichungen anſtellen wollen, ſo will ich eine andere vorſchlagen. Die Ariſtokratie iſt einer Baumſchule ähnlich. Fehlet einer von den Bäumen, ſo wird man gar bald einen andern ſezen, und die Baumſchule wird immer dieſelbe bleiben. Stirbt in der Ariſtokratie irgendwo ein Mitglied, ſo leiden darunter die Geſchäfte nicht im geringſten. In einer Monarchie geht es ganz anders. Der Tod eines Fürſten, beſonders, wenn er einen minorennen Erben hinterläßt, kann auſſerordentlich viele Veränderungen verurſachen; — das Reich kommt alsdann unter eine Vormundſchaft, die über die Befriedigung ihres eignen Vortheiles das Glück des Staats nicht ſelten in Gefahr ſezet. Die Geſchichte liefert uns überdem auch kein einziges Beiſpiel, daß die

Monarchien ſo lange Zeit hindurch ohne Revolutionen geblieben ſind, als die Republiken.

Da alſo die Vergleichung, die **Stanian** macht, ganz falſch iſt, — ſo muß die Schlußfolge, welche er daraus ziehet, es auch ſeyn.

— „In einer Ariſtokratie, ſagt er, denken gewiß „die wenigſten Glieder des Volkes auf die Erhal„tung derſelben; den meiſten iſt daran gelegen, „daß ſie untergraben werde, um allein regieren zu „können. Eine ſo kleine Anzahl, wie hernach noch „übrig bleibt, kann ſich alſo unmöglich gegen den „großen Haufen halten. Freilich iſt dieſe Regie„rungsform nun ſchon verſchiedene Jahrhunderte „hindurch in dieſen Kantons eingeführt; — und „ſie wird gewiß noch lange genug dauren, — we„nigſtens ſo lange, als wir Frieden behalten. Nur „Schade, daß bey der geringſten innerlichen oder „äußerlichen Erſchütterung des Staatsſyſtems die „ganze Piramide fallen, und die Regierung von „grundaus umgeſtürzt werden kann! — — „Seit acht Jahren habe ich in Genf, — Lu„cern, — und Zürch bereits viele Unruhen der „Bürgerſchaft gegen ihre Obrigkeiten erlebt, weil „ſie ihre Rechte ſchmälerten, und ihre Gewalt „immer weiter ausdehnten; — die aber ſogleich „aufhörten, da man den Bürgern gegen ihre Vor-

„geſezte Recht verſchaffte. Ueberhaupt hat ſeit
„einigen Jahren die Bürgerſchaft große Vortheile
„vor dem Magiſtrat zum voraus; – und zwingt ihn
„anizt nicht ſelten, ihr alle die Vorrechte und Frei-
„heiten wieder zu geben, die er ihr ſo lange vor-
„enthalten hatte. Alle dergleichen Verbeſſerungen
„gehen nur den großen Haufen des Volks an, der
„in dem übrigen Theile des **Kantons** wohnt,
„und kommen im Grunde mit den Freiheiten, die
„man den Bürgern der Hauptſtadt eingeräumt
„hat, nicht in die geringſte Kolliſion. Hieraus
„läßt ſich ganz natürlich folgern, daß, wenn bereits
„in kleineren Staaten die Hauptſtädte Aufſtand
„und Revolution veranſtalten können, es noch
„weit eher in großen Staaten zu befürchten ſey, –
„weil die Ungleichheit ihrer Regierungsform da-
„ſelbſt noch weit mehr in die Augen fällt, je aus-
„gedehnter ihr Bezirk iſt."

Hierauf muß ich nun antworten.

Es iſt ganz falſch, daß die Unterthanen eines
ariſtokratiſchen Staates eher an dem Umſturz der
Regierungsform arbeiten würden, als daß ſie auf
die Vermehrung ſeines Wohlſtandes bedacht ſeyn
ſollten. Daher haben ſich auch von jeher die Ari-
ſtokratien länger gehalten, als Monarchien, und
andre Reiche. In der Monarchie lebt das Volk
nicht ſowohl für ſeinen eignen Nuzen, es arbeitet

nicht fürs Vaterland, — ſondern blos für ſeinen König. Die Republik hingegen kann mehr als ein Beiſpiel der Großmuth, — der Tapferkeit, — des Heldenmuths, — und der wärmſten Vaterlandsliebe aufzählen. Es iſt wahr, ſo ofte die Ariſtokratie in eine Oligarchie oder eine Art von Tyranney ausartet, ſo läßt es auch das Volk an der nöthigen Unterwürfigkeit und Treue fehlen, und ein jeder wünſcht eine gänzliche Abänderung ſeiner Regierungsform. Die Menſchen denken nun einmal nicht anders. Sie gehorchen weit lieber einem König, wenn er auch noch ſo ein unmenſchlicher Tyrann wäre, als daß ſie ſich unter den Druck und die Herrſchaft mehrerer demüthigen ſollten. Liebe fürs Vaterland iſt ihnen unbekannt, und gleichgültig, — wie dort der Eſel ſagt: — —

„Quid refert mea
„Cui ſeruiam, clitellas dum portem meas.“

Bey ſolchen Geſinnungen kann das wahre Wohl des Staats unmöglich am Herzen liegen. Sobald aber eine Ariſtokratie die einmal eingeführte Regierungsform beibehält; — ſo wird ſich auch ſo leicht keiner in ſeiner Denkungsart verändern.

„Arcanum in omni Republica noui Status imago antiqui.

So lange der edle Name Freiheit noch gehört wird, trägt das Volk ſein Joch ganz gelaſſen, wenn es auch noch ſo hart wäre. — „Erhaltet, „ſagt Lukan, nur den Schatten der Freiheit, „wenn ihr wollet, daß man euch gehorche.“

Ehrgeiz und Stolz ſind allzeit dem gänzlichen Verfall der Staaten vorangegangen; — und der Zwiſt, der ſie unter einander zerrüttet hat, iſt von je her das Grab ihrer Freiheit geweſen. Die unumſchränkte Macht nahm in Germanien ſogleich die Oberhand, als die Gleichheit unter den Einwohnern aufhörte, und Stolz und Gewaltthätigkeit in die Stelle der Beſcheidenheit und Demuth traten. Die Schweiz iſt gegenwärtig in einer ſolchen Situation, daß weder innrer Aufſtand, noch äuſſerliche Unruhen zu befürchten ſind. Sollten ja von innen Zerrüttungen erfolgen, ſo wird doch gewiß nur eine Stadt insbeſondre daran Theil nehmen, — und die ganze Nation die ſchleunigſte Anſtalt machen, ſie ſogleich zu erſticken. Wenn ein Fürſt, oder ein mächtiger Nachbar von auſſen die Schweiz angreifen ſollte, ſo wird es an innerlicher Hülfe der Kantons ſelbſt nicht mangeln, einem gemeinſchaftlichen Feinde zu widerſtehen.

„Aus folgenden zwey Gründen, führt Stanian an, ſcheint es, als könnte man den Kantons „einen beſtändigen Frieden verſprechen. Einmal,

„ſie legen ihren Unterthanen nur im höchſten
„Nothfalle eine neue Abgabe auf, weil ſie in vieler
„Abſicht auſſerordentlich frey und wohl geſittet
„ſind; — ſo daß deßhalb ſo leicht kein Mißver-
„gnügen oder Unruhe von Seiten des Volks zu
„befürchten iſt. Hiernächſt haben ſich die Kantons
„unter einander verpflichtet, ihre einmal angenom-
„mene Regierungsform aufrecht zu erhalten. —
„— — Ich traue indeſſen dieſer doppelten Art
„der Sicherheit der Kantons gar nicht. Denn,
„ſo viel ich die Sache beurtheile, kann auch das
„ſüßeſte Vergnügen, das der Staat ſeinen Mit-
„gliedern gewähret, die Betrübniß, ſich von der
„Verwaltung deſſelben ausgeſchloſſen zu ſehen, un-
„möglich wieder gut machen. Soll die Sicherheit
„auf dem gemeinſchaftlichen Beiſtand der Kantons
„unter einander beruhen; — ſo iſt es nicht nur
„an ſich gefährlich, Fremde herbey zu rufen, um
„die häuslichen Uneinigkeiten zu ſtillen, ſondern
„die Proteſtanten und Katholiken haben auch ſo
„geringe Zuneigung gegen einander, daß es ſich
„gar nicht denken läßt, ein Kanton werde einem
„andern, der ſich zu einer verſchiedenen Religions-
„ſekte hält, willig beiſtehen. Der Kanton Bern
„wird ſeiner großen Macht wegen von allen andern
„dergeſtalt beneidet, daß vielleicht unter Zwölfen
„allemal nicht **einer** den völligen Umſturz deſſel-

„ben wünſchet. Eben deßhalb wäre es ſehr gut, „wenn die ariſtokratiſche Kantons, vorzüglich „Bern, ſeinen Plan etwas erweitern, und meh„rere vom Volke an der Regierung Antheil woll„ten nehmen laſſen. Das würde ihm mehr Muth „geben, ſich zu vertheidigen. Daß man manch„mal einigen Familien aus dem Pais de Vaud „das Bürgerrecht gegeben, und bey einer jeden „großen Promotion zwey Bürger aus dieſer Pro„vinz zu Mitgliedern des großen Raths gewählt „hat, will in Rückſicht auf den zahlreichen Adel „dieſer Provinz noch nichts ſagen.“

Dieſe Zweifel laſſen ſich bald widerlegen.

Die Regierung wird den Schweizern nimmermehr zu ſtarke Abgaben auflegen. Wenn ſie es auch thun wollte, ſo würde ſie die bloße Unmöglichkeit davon abhalten, weil die Unfruchtbarkeit, und Trockenheit des Bodens dergleichen Auflagen unmöglich erlauben. Nur in ſolchen Gegenden, wo der Ackerbau, oder die Handlung viel einbringt, laſſen ſich große Auflagen machen. Keines von beiden ſteigt in der Schweiz merklich hoch; — jene Steigerungen ſind alſo unmöglich. Dadurch würden die Schweizer nur bewogen werden, in andre Länder zu gehen, zumal da es bey ihnen ſchon zur Gewohnheit geworden iſt, fremde Gegenden, — z. B. den Elſaß, — Deutſchland, —

und die amerikaniſche Kolonien ihrer vaterländiſchen Wohnung vorzuziehen.

Was den zweiten Grund der Sicherheit der Schweiz betrift; — ſo bin ich gar nicht in Abrede, daß ſich ehemals die römiſch-katholiſchen und reformirten Kantons der Religion wegen ſehr angefeindet haben. Allein; je mehr ſich jene vom Pabſtthum und dem' übertriebenem Gehorſam gegen den römiſchen Stuhl entfernen, — deſto gelinder, nachgebender und toleranter ſind ſie auch in ihrer Denkungsart gegen dieſe. Wenn ſie ſonſt dem Pabſt, und der Kleriſey blindlings traueten, ſo gilt es bey ihnen anizt was der Dichter ſagt:

— — — — „Perierunt tempora longi
„Seruitii — — — — —

Es iſt überhaupt nichts ſchöner und einem toleranten Menſchenfreund angenehmer, als die Einigkeit, welche gegenwärtig unter den katholiſchen und proteſtantiſchen Kantons herrſcht. Nur eine geringe Bekanntſchaft mit der Geſchichte der Schweiz wird die Urſachen dieſer in ihrem Anfang ſchwer, aber in der Folge glücklich von ſtatten gehenden Vereinigung gar bald finden können.

Der Wunſch des Herrn Stanian, daß man eine größere Menge des Volkes, und insbeſondre vom Adel des Pais de Vaud zur Regierung zulaſſen

möchte, beſtätigt ſeine wenige Bekanntſchaft mit der alten Geſchichte der Schweiz. Sonſt würde er von der Achtung die die Berner für ihre Unterthanen haben, vortheilhafter ſprechen. Gleich im erſten Anfang, da die Republik zu Bern gegründet ward, hat der Magiſtrat zu Bern verſchiedenen Familien des Pais de Vaud das Bürgerrecht angeboten; ſie verbaten es aber. Er iſt mithin gar nicht verbunden, ſein Anerbieten noch öfter zu wiederholen. Sonſt könnten die Unterthanen in Deutſchland eben das verlangen, zumal, da ſich einige ihrer alten Familien für die Vertheidigung der Republik aufgeopfert haben. Es iſt überdem auch bekannt, daß der Kanton **Bern** eine ſehr große Anzahl von Vogteien beſizt, die er nicht von ſeinen Urvätern geerbt, ſondern durch einen freiwilligen Beitrag aus ſeiner Mitte herbeigeſchaft hat. Sollte er nun den Genuß dieſer Güter ſeinen Nachkommen entziehen, und ihn fremden, die nicht den geringſten Verdienſt um die Nation haben, überlaſſen? – wie könnte er dem einen das Bürgerrecht geben, ohne die Eiferſucht eines andern zu erregen, den er übergehen müßte? in dem Pais de Vaud allein iſt der Adel, ſo zahlreich, daß er ins Gedränge kommen würde, wen er aufnehmen ſollte.

Auch das iſt falſch, daß bey jeder großen Promotion zwey Bürger aus dem Pais de Vaud zu Mitgliedern des großen Raths in Bern gewählt würden. Man findet hierüber weder ein Geſez, noch eine Verordnung und Gewohnheit. Die Magiſtrate nehmen ſo viel Mitglieder an, als ſie würdig zu ſeyn glauben, dieſem Amte vorzuſtehen. Es iſt alſo ſo wenig ein Geſez vorhanden, zwey obrigkeitliche Perſonen zu wählen, als eins da iſt, ſich an **einer** zu begnügen. Wer das Bürgerrecht in Bern nicht erlangt hat, darf ſich auch nie Rechnung machen, in den großen Rath zu kommen; — und izt erlangt faſt kein einziger mehr dies Bürgerrecht.

Das zwölfte Hauptſtück.

Ueber die Demokratie der ſechs andern Kantons.

Die Regierungsform, — ſagt **Stanian**, iſt in folgenden ſechs Kantons, als in **Schweiz** — **Uri**, — **Unterwalden**, — **Zug** — **Glaris**, und **Appenzell** ganz **demokratiſch**.

Ich mag hier nichts entſcheiden. Sonſt müßte ich es entweder Vorurtheil, — oder Mangel der Bekanntſchaft, mit der Regierungsform dieſer Kantons nennen, wenn man dergleichen ohne gehörige Beweiſe zu geben, behaupten will. Anſtatt aller Widerlegungen, und Berichtigungen, die mich nur zu weit abführen würden, will ich hier nur eine allgemeine Idee von dieſer Regierungsform geben. Dies glaube ich, iſt um ſo viel nothwendiger, da man ſich weit mehr um die Sitten und Gebräuche der Chineſer und Mexikaner, als um die **Demokratie** der Schweizer bekümmert.

Sechs Kantons werden **demokratiſch** regiert. Eine jede von de Hauptſtädten iſt in ver-

ſchiedene Theile oder Quartiere, ſo wie die meiſten ariſtokratiſchen Städte in **Tribus**, — eingetheilt.

1) **Uri** in zehn.
2) **Schweiz** in ſechs.
3) **Unterwald** in zwey.
4) **Zug** in zwey.
5) **Glaris** in funfzehn.
6) **Appenzell** in zwölfe.

Die höchſte Perſon in der Hauptſtadt eines Kantons heißt **Ammann**, welcher Name mit dem deutſchen **Ammtmann** viel Aehnlichkeit hat, und ſo viel heißet, als ein Mann, der ein ſehr anſehnliches Amt verwaltet. Er heißt auch **Land-Ammann**. Er ſtellt beinahe eben ſoviel vor, als ein Bürgermeiſter bey uns. Ihn, und die andern Staatsbedienten erwählt eine **allgemeine Verſammlung** des ganzen Volkes; — doch wird an manchen Oertern jährlich, an andern aller zwey Jahre eine Veränderung hierinnen vorgenommen, da ſonſt die andere Bediente der Republik ihren Poſten Lebenslang behalten.

Ein ſolcher **Land-Ammann** iſt bey allen Zuſammenkünften des Volks **Präſident**, und mit Zuziehung einiger Räthe, die das Volk in der Hauptſtadt zur Abfertigung geringerer Geſchäfte erwählet, Direktor aller gewöhnlichen Angelegen-

heiten der Provinz. Dieſer gewöhnliche Rath beſteht alſo aus dem Land-Ammann; — aus dem Stadthalter, der ſeinen Poſten verſieht, wenn er abweſend oder krank iſt; — aus dem Pannerherrn, oder dem Standartenträger des Kantons; — aus dem Schazmeiſter; — und aus dem Oberauffſeher über die Waffen, und alle andre Kriegsgeräthe. Alle dieſe öffentliche Staatsbediente werden von einer allgemeinen Verſammlung des Volkes im Kanton gewählt. — Sie können aber nicht vor ſich und eigenmächtig richten, ſondern haben einige Räthe, die die einzelnen Viertheile wählen, zu Beiſizern. Dieſen gewöhnlichen Rath beruft der Land-Ammann zuſammen, und hat das Recht, einen jeden zu beſtrafen, der ſich nicht zur rechten Zeit einfindet.

Es würde mir zu viel Mühe machen, alle die Maaßregeln im Detail zu beſchreiben, die dieſe Kantons ſo vorſichtig nahmen, damit ihre Regierungsform in keine Ariſtokratie oder Monarchie ausarten möchte. — An vielen Oertern können nicht nur Vater und Sohn nicht zugleich in einem Rathe ſeyn; — es iſt nicht einmal zweyen Gliedern von einer Familie, die einerley Namen führen, erlaubt, eines Rathes Mitglieder zu werden. Die Hauptverſammlungen aller Abgeordneten aus den Kantons werden gewöhnlicherweiſe jährlich

nur einmal, entweder gegen Ende des Aprils, oder gleich im Anfang des May gehalten. Manchmal verſammlen ſie ſich außer der Ordnung, ſo oft es nöthig iſt. An einigen Oertern werden ſie an einem zwar ofnem, aber doch umſchränkten Orte gehalten, — an andern aber im Senat. Kommt die Hauptverſammlung zuſammen, ſo haben die Staatsbediente den Vorrang. — Trompeten — und Trommeln laſſen ſich vorne an hören. So bald man an den Ort kommt, wo die Staatsverſammlung gehalten werden ſoll, ſo fangen die Reformirten ſie mit einem Gebet und einer geiſtlichen Rede, — und die Katholiken mit dem Geſang Veni Creator Spiritus an. Man macht alsdann einen Kreis, in welchem ſich der Land-Ammann mit einem großen Schwerdte in der Hand ſtellet, ſeinen Eid ablegt, und hierauf den Vortrag thut, was für Angelegenheiten in Ueberlegung zu nehmen ſind. In dieſen groſſen Verſammlungen wird nur über die erheblichſten Angelegenheiten berathſchlaget; viele in den gewöhnlichen Rath verwieſen, oder bis zu einer andern großen Verſammlung aufgeſchoben. Ein feierlicher Geſang beſchließt die ganze Handlung. Auſſerdem übt ein jedes Viertel eines Kantons eine Art von unabhängiger Souveränität über ſeine Unterthanen aus, und richtet ſie in Civil- und Kri-

minalſachen, wenn ſie nur nicht den ganzen Kanton angehen, ohne zu appelliren. Dieſes heißt der gemeinſchaftliche Rath, und er wird mitten auf dem Felde gehalten.

Die allgemeine Verſammlung der Deputirten des Volkes hat die Beſorgung aller gewöhnlichen Staatsſachen, jedoch iſt ihre Gewalt immer nur eingeſchränkt, und das ganze Volk zuſammen genommen vertritt allemal die Stelle der Souveränität. Eben daher kommt es, daß dieſe Abgeordneten nicht im Stande ſind, den Geſandten eines Königes oder andern Fürſten eher eine Antwort zu ertheilen, als bis ſie erſt an ihre Viertel geſchrieben, und deren Rath eingezogen haben.

Alles, was Mann iſt, vom ſechszehnden Jahre an hat ſeine Stimme; – und der Herr und der Diener nehmen an der Souveränität gleichen Antheil. In manchen Kantons können ſo gar Knaben von 14 Jahren ſchon ihre Stimme geben.

Das mag genug über die allgemeine Regierungsform der kleinern Kantons geſagt ſeyn, welche einen jeden Einwohner gleich Theil daran nehmen laſſen, und ſo für die Erhaltung des Ganzen gleich intereßirt machen. Wer ſich durch eigne Verdienſte, beſonders durch Gaben der Beredſamkeit über ſie erhebt, der wird nicht nur von dem Volke ungemein geſchäzt, ſondern hat auch einen

leichten und ſehr natürlichen Zugang zu dem Herzen deſſelben. Nur iſt manchmal dieſe Herrſchaft über die Herzen ſehr gefährlich, weil ſich nichts gewöhnlicher eräugnet, als daß das unbeſonnene Volk bey mißlungenen Unternehmungen den zur Verantwortung zieht, der ihm den Rath gegeben hat.

Doch ich will zu einigen allgemeinen Betrachtungen über die Demokratie fortgehen.

„So wie ariſtokratiſche Regierungen, fährt „der Verfaſſer der Nachrichten über die Schweiz „fort, ſchon in ihrem Fundament mangelhaft ſind; „— ſo fehlet es der Demokratie an Ordnung, und „guten Einrichtungen. Jene kann in eine Oli„garchie, und dieſe in eine Anarchie übergehen. „In der Demokratie, wo das ganze Volk in öf„fentlichen Verſammlungen die Staatsſachen be„ſorgt, kann die Unordnung beinahe nicht ver„mieden werden; — in der Ariſtokratie hinge„gen, wenn das Volk weder unmittelbar noch „mittelbar durch ſeine Repräſentanten um „Rath gefragt wird, — wird es ihm ganz „ſicher gleichgültig ſeyn, ob die Regierung an der „es nicht den geringſten Theil nimmt, ſich auf„recht halte, oder nicht, — es kann ihm vielleicht „wohl gar Vergnügen gewähren, wenn die alte „Adminiſtration über den Haufen fällt, weil es

„bey der neuen eher ſeine Rechnung zu finden „glaubt.“

Der Verfaſſer erklärt ſich hier, und an andern Stellen mehr ganz offenbar für die Demokratie, und bezeuget ſeine Abneigung von der ariſtokratiſchen Regierungsform. Er irret ſich aber in der genauern Beſtimmung des eigentlichen Fundaments aller Ariſtokratien. Er meint, ſie ſeye bereits in dem Fundament unſicher; — er erklärt aber nicht, was er darunter ſagen wolle. Meiner Theorie nach ſind weiſe und gütige Geſeze der Grund aller Republiken, — und dieſe finden ſich in der Ariſtokratie. Eben ſie ſcheint der Natur am allernächſten zu treten, — weil gerade die Leute über andre geſezet ſind, und ihnen befehlen können, die ihr Alter, — ihre Kenntniſſe, — ihre Erfahrungen, und ihre Weisheit über andre emporheben. Wird man dieſe Vorzüge in einer Monarchie wohl zuſammen finden?

Ich höre ſchon einen andern Einwurf gegen die Ariſtokratie machen, — „daß ſie nämlich gar leicht „in eine Oligarchie ausarten könne.“ Bodin denkt eben ſo; — et quemadmodum Ariſtocratia bene conſtituta, per ſe laudabilis eſt et praeclara, ita ſi deprauari coeperit, nihil deterius fieri poteſt, ſi Nobiles et potentiores in plebeiorum et tenuium perniciem conſpirent. Sind

aber dergleichen Nachtheile nicht mehr in der Monarchie als in der Ariſtokratie zu befürchten? — kann nicht jene weit eher in eine Tyranney ausarten, als dieſe in eine Oligarchie? — — Wir haben keine Beiſpiele, daß man in Ariſtokratien die Tyranney und Grauſamkeit ſo weit getrieben habe, als es manche Monarchen gethan. Wenn auch in jener dieſes oder jenes Mitglied manchmal zu ſtrenge und hart regieret, ſo werden ſchon andre darauf denken, eine Mäßigung zu treffen.

Montesquieu erklärt ſich über den Verfall der Ariſtokratien ungemein richtig: — „die Geſeze, ſagt „er, müſſen zu allen Zeiten den Stolz der Beherrſchung demüthigen. Alle Arten von Schuz „gegen ihre Vollziehung gereichen der Ariſtokratie „zum Verderben, — und dann iſt die Tyranney „nicht weit davon. Es muß entweder auf eine „gewiſſe Zeit, oder auf beſtändig ein Magiſtrat ſeyn, vor welchem der Adel erzittert, wie „die Aufſeher zu Lacedämon, und die Staatsinquiſitoren zu Venedig, Magiſtraturen, die „gar keinen Förmlichkeiten unterworfen ſind. Eine „Ariſtokratie kann die Stärke ihres Grundes erhalten, wenn die Geſeze von der Art ſind, daß „ſie dem Adel die Gefahr und die Beſchwerlichkeiten des Amtes zu gebieten mehr empfinden laſſen, als ſeine Annehmlichkeiten; — und wenn

„ſich der Staat in einem ſolchen Zuſtande be„findet, daß immer etwas vorhanden iſt, wel„ches er zu fürchten hat, und daß die Sicherheit „von innen, und die Ungewißheit von außen „kommt — — dieſe Regierung hat alſo heftige „Triebfedern nöthig; — ein ſteinerner, oder, ſo „zu ſagen, tyranniſcher Rachen ſteht vor jeden „Angeber in Venedig offen, wo ſie ihre Zettel „hinein werfen.“

„Wie ich die Sache einſehe, fährt Stanian „fort, ſo nähern ſich die demokratiſchen Kan„tons in der Schweiz weit mehr einer vollkomm„nen Republik, oder könnten ihr doch weit näher „kommen, als die ariſtokratiſchen.“

Gegen dieſe Meinung will ich eine andre ſezen. Ein jeder republikaniſcher Staat wird ſich erhalten können, wenn er gute und billige Geſeze hat, und kein unvermutheter gewaltſamer Stoß ſeinem Glücke einen Nachtheil verurſacht, oder wohl gar ein Ende macht. So lange die Geſeze in der Republik genau und pünktlich beobachtet werden; — ſo lange wird ſie ſich ganz gewiß erhalten: ihr Verfall kann nur aus einem doppelten Falle entſtehen. Entweder, wenn die Geſeze verändert, oder wenn ſie nicht beobachtet werden. So lange ſie im Gange ſind, ſo kann weder Macht, noch Reichthum, noch Gewalt ihre Grundfeſte

erſchüttern. Vergißt man aber der Geſeze; — hört man auf, den Tugendhaften zu beſchüzen, und zu belohnen; — und den Laſterhaften zu beſtrafen, ſo wird ſie ohne allem Zweifel gar bald über den Haufen fallen, ſie mag eine Form haben, welche ſie will. Alle Republiken, und alle Monarchien haben ihre eigenen Epochen; — der Kindheit; — der Gröſze, — und — des Verfalles! eine Epoche, die die Alten durch ihren Fatalis Periodus Imperiorum bezeichneten. Die vollkommenſten und beſten Staaten haben mit ſchönen Gebäuden einerley Schickſal. Sie nuzen ſich mit der Zeit ab, und fallen endlich ganz über den Haufen.

„Das Verderbniß einer jeden Regierungsform, „ſagt Montesquieu, “fängt ſich faſt allezeit mit „dem Verderbniſſe der Grundregeln an. — Sind „die Grundregeln der Regierung einmal verdorben, „ſo werden die beſten Geſeze ſchlimm, und kehren „ſich wider den Staat. Wenn die Grundregeln „der geſunden Vernunft gemäß ſind, ſo haben die „ſchlimmen Geſeze die Würkung der guten; — „die Stärke der Grundregel ziehet alles nach ſich — „Es giebt wenig Geſeze, welche nicht gut wären, „wenn der Staat ſeine Grundregeln nicht verloren hat, wie Epikur von den Reichthümern „ſagte, der Saft iſt nicht verdorben, ſondern „das Gefäß.

„Wenn man die Demokratien vollkomm-
„ner machen will, fährt Stanian fort, ſo dürfte
„man nur aus jedem Viertel eines jeden Kantons
„einen edlen, einſichtsvollen Mann wählen; —
„dieſer aus allen Vierteln herausgezogene engere
„Ausſchuß, könnte einen kleineren Rath, oder ein
„Kollegium ausmachen, dem es obläge, die Sa-
„chen, welche in dem größeren Rathe zu entſchei-
„den vorkommen, gehörig einzuleiten, und zum
„Vortrag einzurichten. Dann müßte man von
„neuem vier oder fünf Deputirte aus jedem Vier-
„tel wählen, die nach dem Modell der Pregadi
„zu Venedig, * einen Senat ausmachten, der
„nun das unterſuchen und gehörig auseinander
„ſezen müßte, was der kleine Rath ihm von
„Staatsſachen vorlegen würde. Das, was dieſer

* I Pregadi iſt der ordentliche Rath zu Ve-
nedig, der die Geſchäfte der Regierung beſorgt.
Er beſteht aus ſechszig Rathsherren, aus den
Prokuratoren, und andern Magiſtratsperſonen,
welche ohngefähr auch wiederum ſechszig ausma-
chen. Für dieſe gehört alles, was vorfällt; —
ſie beſchlieſſen Krieg und Frieden. Sie kommen
wöchentlich dreymal zuſammen, und werden im
großen Rath gewählt. Es darf keiner unter
fünf und zwanzig Jahre ſeyn.
S. Volkmanns Nachrichten von Italien
3. Band.

Der Ueberſezer.

„Senat gut und fürs allgemeine Beſte zuträglich
„fände, müßte nun der Hauptverſammlung des
„Volkes, nicht um darüber von neuem zu raiſon-
„niren, ſondern blos darum vorgelegt werden,
„daß ſie es entweder ſogleich billigten und unter-
„ſchrieben, oder verwürfen. — Der kleine Rath
„müßte alſo vortragen; — der Senat das Vor-
„getragene in Erwegung ziehen; — und das Volk
„entſcheiden. Dann würde nach der Meinung
„der berühmteſten Republikaner eine vollkommne
„Republik entſtehen, wofern nur die Deputirte,
„aus denen dieſer doppelte Rath beſtehen würde,
„allemal gehörig unter einander abwechſelten.“

„Eine ſolche Einrichtung könnte meines Erach-
„tens gar leicht in den demokratiſchen Staaten
„eingeführt werden, da man hingegen in den ari-
„ſtokratiſchen die ganze Regierungsform vorher
„ganz umwerfen müßte, wenn man ſeine Abſichten
„auf eben dieſe Art erreichen wollte. Sie bleibt
„aber ganz gewiß ſo lange nur ein frommer Wunſch,
„als es denen, die den Staat regieren, vorzüglich
„daran gelegen iſt, die Gewalt in ihren Händen
„zu behalten. Aber auch ſelbſt nach dem Fuß,
„auf welchen anizt dieſe zwey Regierungsformen
„geſezt ſind, wollte ich immer behaupten, daß ſich
„die Demokratie länger halten werde. Denn,
„wenn auch manchmal aus Eiferſucht des Volkes

„gegen einander, und durch andre Kabalen Zwiſt
„und Streit entſtehen ſollten, — ſo wird er wohl
„einen Riß verurſachen können, aber nimmermehr
„das Gebäude über den Haufen werfen. Weit
„leichter iſt es aber, eine Ariſtokratie umzuſtürzen.

„Zum Theil iſt ſchon dieſe Einrichtung getroffen,
„und ich wundre mich, daß der genannte Verfaſſer
„dies nicht bemerkt hat. Die Sachen, die dem ver-
„ſammleten Volk vorgelegt werden ſollen, werden
„ja ſchon in dem Senat oder in dem Rathe bear-
„beitet, und in Ordnung gebracht. Nur mit dem
„Unterſchied, daß das Volk erſt überlegen muß,
„bevor es entſcheidet.“

Ob übrigens die Prophezeihung von der Dauer der Demokratien in ihre Erfüllung gehen werde, laſſe ich dahin geſtellt ſeyn. Der Geſchmack des Pöbels iſt indeſſen von ganz beſondrer Art. Ohne zu überlegen, wer der Ehre werth ſey, giebt es oft gerade dem den Kommandoſtab, der zu unwiſſend iſt, ihn zu führen; — abergläubiſch, voll von Vorurtheilen, — unbeſtändig in ſeinen Wünſchen, und Unternehmungen, furchtſam bey dem kleinſten Uebel, — aufgebracht, wenn ſeine eingebildete Ehre beleidigt wird, iſt es zu allem fähig:

— — — Ego Vulgum
Errori ſimilem, cunctum inſanire docebo;

Könnte eine Demokratie* beſtändig ſo enge in ihre Gränzen eingeſchloſſen werden, daß ſich der Reiche

* Die Liebe zur Gleichheit iſt der Grund aller Demokratien. — Hierauf müſſen die Geſeze abzielen. Wird ſie erhalten, ſo bleibt der Staat auch demokratiſch. Nun gräbt man das Fundament, ſo ſinkt das ganze Gebäude. —

„Die Liebe zur Demokratie,“ ſagt der Verfaſſer des Geiſtes der Geſeze, — „iſt auch noch „die Liebe zur Sparſamkeit. Da ein jeder „das nemliche Glück, und die nemlichen Vor„theile haben ſoll, ſo muß er auch das nemliche „Vergnügen genieſſen, und ſich die nemliche „Hoffnung machen, welches alles man ſich nur „von einer allgemeinen Sparſamkeit verſprechen „kann.“ Folglich ſind die Geſeze gegen den Luxus in der Demokratie die heilſamſten. Nach dem Maaße, daß die Verſchwendung eingeführt wird, nach demſelben ziehen ſich die Neigungen der Bürger auf ihren Privatnuzen. So bald die Römer verderbt waren, wurden ihre Begierden unermeßlich. Ein Krug Wein von Falernum galt hundert römiſche Denars, — ein Fäßgen eingeſalzenes Fleiſch von Pontus vier hundert, — ein guter Koch vier Talent, — — junge ſchöne Knaben hatten gar keinen Preis.

„Ueberhaupt, fährt Montesquieu fort, kann „ſich der Staat auf zweierley Art ändern; — „weil ſich die Verfaſſung verbeſſert, oder weil „ſie ſich verſchlimmert. Wenn er ſeine Grund„regeln bewahrt hat, und die Verfaſſung ändert

nicht für berechtigt hielt, ſeines Reichthums wegen ſich über andre zu erheben, ſo könnte man ihr allenfalls eher eine lange Dauer verſprechen. Es läßt ſich aber kaum gedenken, daß die Regierung, die das Volk übernimmt, lange Zeit dauren werde. — Nur ein ehrſüchtiger und reicher Bürger, darf ſich mit ſeinem Gelde den Weg zu den Herzen ſeiner ärmern Landsleute bahnen, und er wird bald ihre Achtung und Beifall gewinnen. Denn hat er es auf ſeiner Seite, — und nichts iſt gewöhnlicher, als daß die **Demokratie** in eine Anarchie über-

„ſich, ſo verbeſſert ſie ſich, — wenn er ſeine „Grundregeln verloren hat, indem ſich die Ver„faſſung ändert, ſo verſchlimmert ſie ſich. Rom „ſollte nach Abſchaffung der Könige eine De„mokratie werden. Das Volk hatte ſchon die „Macht, Geſeze zu geben. Seine einmüthige „Stimme war es, was die Könige verjagt hat„te: — und wenn das Volk nicht auf dieſem „Willen beſtand, ſo konnten die **Tarquiner** „alle Augenblicke wieder kommen. Sich einzu„bilden, es hätte ſelbige vertreiben wollen, um „in die Sklaverey einiger Familien zu fallen, „wäre nicht vernünftig. Die Beſchaffenheit „der Dinge erfoderte alſo, daß Rom eine De„mokratie würde; — und dennoch war ſie es „nicht. Es war nöthig, daß die Macht der „vornehmſten gemäßigt wurde, und daß ſich die „Geſeze gegen die Demokratie neigten."

Der Ueberſezer.

gehe, — von dieſer zur Monarchie iſt aber auch nur ein Schritt.

Noch eine Vergleichung des Herrn Stanian will ich zum Schluß des Kapitels beurtheilen.

„Die Plane zu den meiſten Regierungsarten, „ſagt er, ſo wie ſie izt in den Staaten eingeführt „ſind, ſcheinen eben ſo entſtanden zu ſeyn, als ein „Gebäude, das man ſchon etlichemal aufge„richtet hat. Wie in einem ſolchen Gebäude „die alten Baumaterialien mit den neuen allemal „einen auffallenden Kontraſt machen werden; ſo „wird auch in einer neuen Regierungsform das „alte, das man von der ehemaligen beibehalten „hat, die Symmetrie verderben.“

Es iſt bekannt, daß in allen izt blühenden Republiken die Geſezbücher mit neuen Geſezen bereichert worden ſind. Daraus folgt aber noch lange nicht, daß die obige Vergleichung nun würklich paſſe. Wer gern Bilder und Gleichniſſe liebt, der könnte ſie mit mehrerm Rechte mit dem Schiff der Argonauten vergleichen. Dies wurde ſo oft ausgebeſſert, und ſo viel neue Breter in die Stelle der alten unbrauchbar gewordenen geſezt, daß man zulezt die alten Stücke nicht mehr gewahr wurde, und alles für neu hielt, ob es gleich noch immer daſſelbe Schiff blieb. So wechſeln in den Republiken allerdings noch izt die alten und neuen

Geſeze, — alte und neue Gewohnheiten mit einander ab, ohne daß man die Veränderung merklich gewahr werden ſollte; — und es konnte auch nicht anders ſeyn. Iſt der Staat noch in ſeiner Kindheit, ſo herrſcht kunſtloſe Einfalt, und ungeſchminkte Natur in allen Geſezen; — hieher die Geſeze der zwölf Tafeln, — des Solons, und andrer griechiſchen Geſezgeber. Erweitern ſich ſeine Gränzen, nimmt erſt Luxus, und Verſchwendung feſten Siz in demſelben, ſo müſſen die Geſeze von ihrer Strenge nachlaſſen; — es entſtehen alſo neue, die den erſteren ſich ſo ſehr nähern, als möglich. So verändert ſich die Geſtalt aller Staaten in der Welt. Daraus erwachſen allerdings für den Geſezgeber ſehr wichtige Klugheitsregeln. Nie muß ein Staat mit Geſezen überlaſtet werden. Das neue Geſez muß nicht ſtrenger ſeyn, als das alte. Sonſt heilt man ein Uebel durch zu gewaltſame Mittel. Hat der Staat, (daß ich die angefangene Vergleichung fortſeze) erſt einmal ein mannbares Alter erreicht, ſo kann er die Härte der erſten Geſeze nicht gut mehr vertragen. Ohne die Form deſſelben zu ändern, müſſen die neu gegebenen etwas herablaſſendes haben, und gelinde, dem Genius des Staats, dem Naturell der Einwohner und andern äuſſeren

Umſtänden angemeſſen ſeyn. Redlichkeit* und Klugheit ſind zwey Haupteigenſchaften des Geſezgebers. Nie muß die Geſezgebende Gewalt in zu vieler Hände ſeyn. „Wählt man „zu viel Geſezgeber, ſo rechne man ja nicht auf „ein zuſammenhängendes Syſtem der Geſeze „ſelbſt. – Oft wird eitle Liebe zu den Verfah„ren, oft ein unmerklicher Stolz die Triebfeder „für manchen, Geſeze zu geben, und ſich deßhalb „über andre zu erheben, ob er gleich nicht einmal „weiß, was ein Geſez iſt. Die Griechen und „Römer, denen wir überhaupt alle Künſte und „Wiſſenſchaften zu danken haben, überlieſſen es „niemals dem großen Haufen, Geſeze zu verferti„gen. Wenige, aber weiſe und kluge Männer, „wurden dazu berechtigt. Das Volk hatte blos „die Freiheit, ſie zu beſtätigen.“

* Montesquieu drückt dies Erfoderniß meiſterhaft aus.

„Die Geſeze müſſen eine gewiſſe Redlichkeit „haben. Da ſie die Gottloſigkeit der Menſchen „zu beſtrafen gemacht ſind; – ſo müſſen ſie „auch ſelbſt höchſt unſchuldig ſeyn. Man ſehe „in dem Geſeze der Wiſigothen die lächerliche „Bittſchrift, wodurch man die Juden verpflich„tete, allerhand mit Schweinefleiſch zugerichtete „Dinge zu eſſen, nur daß ſie nicht ſelbſt Schwei„nefleiſch eſſen durften.“ Der Ueberſezer.

Der Grund des Verfalles der Ariſtokratien liegt auch ganz gewiß darinnen, daß ſie ihre alte Geſtalt nach und nach abändern, und eine neue annehmen; denn nur ſo lange dauret eine Regierungsform fort, als ihre älteſte Geſeze gültig ſind. Dieſe ſind aber eben darum ſichrer und dauerhafter, als die neuen, weil ſie dem Geiſte und den Abſichten des Stifters eines Staates mehr entſprechen. So ſind alte Gebäude weit dauerhafter, als neue, ob dieſe gleich mehr ins Auge fallen. In jenen iſt mehr Kunſt und Feſtigkeit; — dieſe ſind ganz modern, — das heißt, leicht und geſchwinde in die Höhe gerichtet. Man beſſere ſie noch ſo ſehr aus; — ſie werden doch eher umfallen, als die alten.

Dreizehntes Hauptſtück. *

Von den allgemeinen Landtagen (Tageſazungen 2c. 2c.) der Schweizer.

Nirgends zeigt ſich das Ehrwürdige des Schweizerbundes beſſer, und nie ſieht man der Nation den alten Freiheitsgeiſt, und ächten Vaterlandsſinn deutlicher an, als auf ihren allgemeinen Landtägen. Unter dieſem Worte muß man die großen und feierlichen Verſammlungen der Schweizer verſtehen. Es giebt verſchiedene Arten ſolcher Zuſammenkünfte.

So werden manchmal alle 13 Kantons mit den ſogenannten zugewandten Oertern zuſammen berufen. Wenn über ein allgemeines Bündniß, welches man etwa ſchlieſſen will, berathſchlagt werden ſoll, ſo ſind ſie faſt alle gegenwärtig. Gewöhnlicherweiſe ſind aber nur der Abt und die Stadt St. Gall, — und die Stadt Biel, als Beiſizer gegenwärtig. Auf denſelben werden nur allgemeine die Schweiz überhaupt betreffende Angelegenheiten abgehandelt. Ein jeder Kanton

* Ich bin aus den bereits angezeigten Gründen bey dieſem Hauptſtück kurz, doch, ohne dem Weſentlichen etwas zu vergeben.

Der Ueberſezer.

hat ſeine beſondre Stimme, ob er gleich mehrere Deputirte hinſchickt. Nur einheimiſche Sachen kommen alsdann vor, und werden durch die Mehrheit der Stimmen entſchieden.

Es giebt ferner auch Tageſazungen, wo nur fünf oder ſechs römiſch-katholiſche Kantons verſammlet ſind. Zu der Zahl dieſer Kantons gehören Uri, — Schweiz, — Zug, — Unterwald, — Lucern, — Freiburg. — Soluthurn, — Glaris und Appenzell gehören nicht dazu, ob ſie gleich katholiſche Deputirten hinſchicken, — weil die meiſten Einwohner reformirt ſind.

Die vier reformirten Kantons, Zürch, — Bern, — Baſel und Schafhauſen halten öfters Tageſazungen, welche man die evangeliſche Konferenzen nennet. Die Reformirten in Glaris und Appenzell kommen zwar auch hin; — die Tageſazung heißt indeſſen doch nur die Konferenz der vier Kantons.

Endlich halten auch die zwey Kantons Bern und Freiburg der vier Vogteien wegen, die ihnen gemeinſchaftlich gehören, gewiſſe Tageſazungen, allwo die Mißhelligkeiten, die zwiſchen ihnen etwa entſtehen könnten, beigelegt werden.

Die kleineren Konferenzen mag ich gar nicht anführen, weil ich zu weitſchweifig werden müßte, und ſie überhaupt uns nur in ſo fern intereßiren,

als wir daraus den Genius der Nation und das Koſtüme derſelben beurtheilen können.

Der groſſe Landtag aller 13 Kantons, welcher auch die Jahrrechnungs-Tageſazung heißt, wird alle Jahr am Johannistage gehalten. Die Sicherheit der Schweiz, und überhaupt das gemeine Beſte derſelben iſt der Hauptgegenſtand der Unterſuchung. Sie dauret nur einen Monat, es müßte denn etwas auſſerordentliches vorfallen. Von jedem Kanton erſcheint ein Geſandter. Sie ſizen alle auf Lehnſeſſeln, nicht anders, als einsmals Roms graue Senatoren mit dem Scepter in der Hand auf dem ehrenvollen Stuhle. — — Auf dieſer großen Verſammlung kommen folgende wichtige Angelegenheiten vor: —

I. **Alle Kriegs- und Friedensberathſchlagungen.** Z. B. wenn dem Staat eine Gefahr von auſſen bevorſteht, ſo berathſchlagt man, „ob „man nicht etwa die Gränzen beſezen; — ob „man Gewalt mit Gewalt vertreiben; — ob „man einen gemeinſchaftlichen Krieg führen, „oder ob man lieber den Frieden vorziehen müſ„ſe; — ob man einer fremden Armee freien „Durchgang verſtatten; — ob man einer frem„den Macht Landtruppen in Sold geben kön„ne. — Da werden Bündniſſe mit auswärti-

„gen Mächten geſchloſſen, oder erneuert, oder „abgeändert.“

II. Eine vorzügliche Stelle nehmen **die innländiſchen Staatsangelegenheiten** in dieſen jährlichen Verſammlungen ein. Da wird z. B. unterſucht, ob auch die Geſeze und die gemeinen Verordnungen gehörig vollzogen werden. Die Schweizer haben verſchiedene Verträge und allgemein angenommene Gewohnheiten, worauf ſie ſehr heilig halten. Hieher gehöret die Verordnung für die Kriegsmacht, die ſie gewöhnlicher Weiſe unterhalten. Sie iſt ſchon 1393 gemacht, und wird Jahr aus Jahr ein von neuem beſtätiget, und mit der genaueſten Obacht befolgt. *

* Die vornehmſten Artikel dieſer Kriegsverordnung ſind folgende:

1) Die Kantons verſprechen einander gegenſeitigen Beiſtand, und Vertheidigung. Auch die **Unterthanen** ſollen hier mit eingeſchloſſen ſeyn.

2) Kein Schweizer ſoll dem andern offenbar oder insgeheim Unrecht thun; — vielmehr wollen ſich alle und jede einzelne Kantons treulich beiſtehen und vertheidigen.

3) Sollte ein allgemeiner Krieg (ein **Landkrieg**) entſtehen, ſo ſoll ſich ſofort ein jeder **Nationalſchweizer** zu dem Regiment, oder zu der Kompagnie begeben, wo er einge-

Zu den gemeinen Verordnungen gehöret auch das Bündniß, das ſie 1481 in dem Dorfe Stanz eidlich verabredeten.

ſchrieben iſt. Sollte er entweichen, oder ſich in einem Treffen auf die Flucht begeben, ſo ſoll er von den Kantons nach der Strenge beſtraft werden.

4) Iſt hingegen ein Soldat ſo verwundet, daß er nicht mehr fechten kann, ſo ſoll man ihm ſchlechterdings keine Vorwürfe machen, als wäre er entlaufen, oder zu furchtſam, dem Streite beizuwohnen.

5) Keiner von der Armee ſoll ſich beikommen laſſen, vor geendigter Schlacht den Feind zu plündern, ſondern er ſoll als ein muthiger, unerſchrockner Kriegsmann ſo lange fechten, als der Streit anhält. Hat er ſeinen Mann erlegt, ſo kann er ihm alsdann ſeine Kleider und das, was er bey ſich hat, nehmen, doch ſoll er die gemachte Beute in Beiſeyn der Officire mit ſeinen Kameraden theilen.

6) Kirchen, — Klöſter, — und andre heilige Gebäude ſollen durchgehends, und bey allen Feindſeligkeiten heilig und unverlezlich ſeyn. General und Soldaten ſollen ſie gänzlich verſchonen, es wäre denn, daß der Feind ſein Geld und ſeine andre Koſtbarkeiten hereingebracht hätte.

7) Kein Soldat ſoll eine Frau oder ein Mädchen tödten, — noch verwunden, noch ſchlagen, oder ſonſt beleidigen; — es wäre denn, daß ſie an ihrem Tode, oder ſonſt an

Insbeſondre die öffentliche Akte, oder der geſchärfte Befehl, den die Schweizer 1570 gegen die Prieſter und Mönche ergehen lieſſen.*

üblen Behandlungen ihrer Perſon Schuld wären.

*Hier iſt die Verordnung wider die Geiſtlichkeit.

1) Alle und jede Sekular- und Ordensgeiſtliche, die in der Schweiz wohnen, müſſen ſich eidlich verpflichten, zum Wohl und Nuzen des Staats beizutragen, welchem Fürſten ſie auch vorher unterthan geweſen ſind.

2) Kein Mönch, er ſey nun ein gebohrner Schweizer, oder er habe ſich blos wohnhaft in der Schweiz niedergelaſſen, ſoll ſich an eine auswärtige Obrigkeit wenden, es müßte denn lediglich ſeine Privatangelegenheiten, oder Eheſachen betreffen.

3) Ein Prieſter oder Mönch, der dagegen verſtoßen würde, ſoll nicht nur aus dem Ort, wo er wohnt, ſondern überhaupt aus dem ganzen Land vertrieben werden.

4) Kein Prieſter ſoll den andern citiren können, es ſey denn, daß er ihn vor ſeinen beſondern Richter fodere; — eben ſo ſoll er ſich an keinem ſeiner Verwahrung anvertraueten Unterpfand vergreifen, noch weniger es veruntreuen.

5) Die öffentliche Landſtraßen ſollen heilig gehalten werden, und einem jeden frey ſtehen. Wer ſich an denſelben nur im geringſten vergreift, ſoll für einen Feind des Vaterlands gehalten werden.

III. Die Deputirten auf den Landtägen müſſen ganz zunächſt die Adminiſtration der gemeinſchaftlichen Vogteien kennen lernen; — folglich die Aufführung der Vögte gegen die Landleute, die in ihre Vogtei gehören, nicht nur unterſuchen, ſondern auch die Unteramtleute, — die Notarien, — die Sekretäre, wenn es nöthig iſt, und ſie Ungerechtigkeiten verübt haben, ihrer Aemter entſezen; — überhaupt die Rechtsſachen, in denen appellirt wird, ſchlichten, und die vorkommenden Zwiſte und Streitigkeiten der gemeinſchaftlichen Vogteien wegen entſchieden.

* * *

Außer dieſen gewöhnlichen Berathſchlagungen ſind noch viele außerordentliche Sachen in Ueberlegung zu nehmen. Die auswärtigen Geſandten pflegen alsdann gemeiniglich die Angelegenheiten ihrer Herren bey der Eidgenoſſenſchaft entweder in einer perſönlichen Audienz oder durch Schriften vorzutragen; — vor allen andern findet ſich der franzöſiſche Geſandte bey allen großen Landtägen ein, nicht ſeiner Geſchäfte wegen, ſondern, — weil er die franzöſiſche Mode liebt, den verſammleten Eidgenoſſen ſeine Aufwartung zu machen. — —

Ehemals wurde der Landtag zu Baden gehalten; ſeit dem Kriege im Jahr 1712 iſt er aber nach Frauenfeld verleget worden. Wenn die 13 Kantons die allgemeinen Angelegenheiten des Staates verhandelt haben, ſo kommen noch die Sachen der gemeinſchaftlichen Vogteien, zu Thurgau, — Rheinthal, — Sargans und der oberen freyen Aemter vor — hierauf geht der Landtag auseinander, Zürch, — Bern und Glaris gehen aber nach Baden, um allda die Badenſche und die Sachen der unteren freyen Aemter abzuurtheln.

Die fremden Geſandten wohnen in den Kantons, die ihren Geſchäften am bequemſten liegen. Der franzöſiſche, z. B. in Soluthurn; — der engliſche entweder in Bern oder Zürch; — der ſpaniſche in Lucern; — der holländiſche in Schafhauſen oder ſonſt in einer reformirten Stadt; — der venetianiſche in Zürch; der päbſtliche Nuncius, der zugleich legatus a latere iſt, in Lucern; — der kaiſerliche entweder in Baſel, oder in Baden. Die ordentlichen Geſandten ſind die von den Höfen zu Wien, — Madrid, — Verſailles, — und London, — die andern werden nur außerordentlicher Weiſe hergeſchickt.

Fällt etwa eine wichtige Sache vor, die ſchleunig entſchieden werden muß, ſo iſt ein jeder Kanton berechtigt, einen außerordentlichen Landtag anzuſezen. Er muß nämlich in dieſem Falle ſich an Zürch verwenden; leidet die Sache indeſſen keinen Aufſchub, ſo kann er auch für ſich allein einen zuſammen berufen.

Ein auswärtiger Geſandte kann in Angelegenheiten ſeines Hofes ſo oft einen Landtag zuſammen fodern, als es ihm gefällt; nur muß er den Deputirten der Kantons die Reiſekoſten, und das, was ſie verzehren, wieder erſtatten. Sie müſſen ſich indeſſen allemal an Zürch zuerſt wenden. Der franzöſiſche Geſandte muß die katholiſchen Deputirten aus **Soluthurn** auf ſeine Koſten zuſammen fodern. Verſammlen ſich etwa die katholiſche Deputirten in päbſtlichen Angelegenheiten, – ſo bezahlt der Pabſt zwar auch für ſie, – aber nur ſehr wenig. Die reformirten Kantons haben ſich, ſo viel ich mich erinnern kann, **nie** frey halten laſſen.

Die Titulaturen ſind ungemein verſchieden.

Der König von Frankreich giebt ihnen folgenden Titel – „A noſtres Chers, Grands Amis „et Confederés les Bourguemaitres, Avoyers, „Landammanns et Conſeil des Ligues Suiſſes des „Hautes Alemagues, etc.

Die lateiniſchen Briefe des Königs von Engelland lauten ſo:

ILLVSTRIBVS et AMPLISSIMIS DOMINIS CONSVLIBVS SCVLTETIS, LANDAMMANNIS, et SENATORIBVS CANTONVM HELVETIAE CONFOEDERATORVM, AMICIS NOSTRIS CARISSIMIS.

Der Pabſt giebt ihnen folgenden Titel —

DILECTIS FILIIS, PRAETORIBVS, LANDAMANNIS, et CONSILIARIIS, ex OCTO PAGIS HELVETICIS CATHOLICIS, LVCERNAE, etc. ECCLESIAE LIBERTATIS DEFENSORIBVS — — — —

Der ſpaniſche Geſandte nennt ſie

ILLVSTRI et POTENTI SIGNORI.

Der König von Preuſſen ſchreibt:

Denen Wohlgebohrnen, edlen, ehrenveſten, hochweiſen, und hochgelahrten, beſonders lieben Freunden, alliirten und bundesverwandten Burgermeiſter, Schultheiſs, Landammann, und Rathen der dreizehn Orten

der Eidgenoſſenſchaft Zürch, Bern, Lucern, u. ſ. w.

Der König von Pohlen,

Celſis et praepotentibus.

Gewöhnlicherweiſe ſchickt ein jeder Kanton zwey Deputirte auf den Landtag, die ſich nach dem Rang der Kantons auf die dazu beſtimmten Seſſel ſezen. Der Abt von St. Gall, und die Städte Gall und Biel ſchicken als verbündete Oerter auch Deputirte ab, aber ein jeder nur einen; — welches Privilegium ſie ſeit ohngefähr 90 Jahr haben. Ehemals fanden ſich auch die Graubündner, die Stadt Mühlhauſen, und andre mehr fleißig ein. Der franzöſiſche Geſandte genießt einer beſondern Ehre, wenn er kommt. Der ganze ſchweizeriſche Staatskörper, die Deputirten von Mühlhauſen und andre Bundesgenoſſen begrüßen ihn alsdann förmlich.

Der Zürcher Geſandte iſt allemal zugleich Präſident des Landtages. Er trägt die Sachen vor, welche ausgemacht werden ſollen; — ſammlet die Stimmen; — faßt die Dekrete ab; — und verrichtet alles, was dem Präſidenten eines jeden andern Kollegiums oblieget. Zürch hat auch überdem den Vorrang vor allen andern Kantons, — er beruft durch ein allgemeines Cirkular-Ausſchreiben an alle andre den Landtag zuſammen,

und iſt bey andern Gelegenheiten immer dem Range nach der erſte.

Nur wird man dabey an keine würkliche Superiorität dieſes Kantons vor den andern denken müſſen. Er hat bey den Landtägen deswegen den Vorſiz, weil er unter den andern, die ſonſt eben die Rechte beſizen, die er hat, der erſte iſt. Wird dieſer jährliche Landtag etwa einmal in Solüthurn gehalten, ſo iſt alsdann der Vornehmſte deſſelben auch Präſident, und verrichtet das Amt deſſelben. Ein jeder andrer Kanton hat überdem das Recht, Landtäge zuſammenzurufen, und Zürch nimmt nur deßhalb einen ſo großen Theil an allen öffentlichen Staatsſachen, weil es zur Zeit des großen Bündniſſes der reichſte und mächtigſte unter den Bundesgenoſſen war.

Ehemals, da der Landtag noch zu Baden gehalten wurde, war der Vogtei-Sekretär dieſer Stadt auch zugleich Protokolliſt, und verfertigte die **Abſcheide** und **Receſſe** des Landtags. Seit 1712 aber ſind zwey expedirende Protokolliſten, ein **evangeliſcher** aus Zürch oder Bern, und ein **katholiſcher** erwählet, welche alles, was berathſchlaget wird, niederſchreiben, am Schluß jeder Verſammlung die Akten laut vorleſen, und ſie gegen einander halten müſſen, damit

ſich keine Irrung oder Widerſpruch darinnen finde.

Bereits vor den Unruhen in Abſicht der Religion hatten die acht alten, — die drey Kantons Uri, Schwiz und Unterwald, ſo wie auch die anderen ihre eigene Zuſammenkünfte; — ob ſie gleich ſonſt durch ein unauflösliches Band der Freundſchaft mit einander verbunden zu ſeyn ſchienen. Kaum nahmen ſie aber verſchiedene Religions-Meinungen an, ſo verſchwand dieſe zärtliche Bruderliebe, und das ehedem ſo ganz unbedingte Zutrauen gegen einander gieng in Mißtrauen und Zweifelſucht über. Der Religionseifer erzeugte einen gemeinſchaftlichen Haß der Kantons gegen einander; — daraus entſtand gegenſeitige Eiferſucht — Widerſtrebung gegen einander, wenn es auf die Ausführung gewiſſer Plane ankam, Widerſezlichkeit des einen Kantons gegen das andere, kurz eine beklagenswerthe Uneinigkeit.

Zur Ehre der Nation muß man aber doch geſtehen, daß dieſer Religionshaß ſich merklich verringert habe. „Izt hat man die beſten Verordnungen getroffen, um das Uebel ſo gleich in ſeiner Geburt zu erſticken, das aus unzeitiger Religions-Sektirerey entſtehen könnte. Weder die „katholiſche, noch die reformirte Kantons dürfen

„Bekehrer ausſenden, — keine Parthey darf die
„andere beleidigen, und die, welche die andre et-
„wa mit Schimpfwörtern, oder Thätigkeiten be-
„einträchtigt, wird von der Obrigkeit aufs här-
„teſte beſtraft; — ein jeder darf in ſeiner Reli-
„gion bleiben ſo lange es ihm gefällt, u. ſ. w. *

Doch von dem Religionsweſen der Schweiz wird ein eigenes Kapitel handeln.

Noch will ich zum Schluß bemerken, daß die Tageſazungen der Reformirten zu **Arau**, und der Katholiken zu **Lucern**, gehalten werden, ob gleich die Kantons nicht ſo ſehr an dieſe Oerter gebunden ſind, daß ſie ſich nicht eine andre Stadt wählen könnten.

* Hirſchfelds Briefe — der 16de.

Vierzehntes Hauptſtück.

Ueber den Schweizer-Bund.

Das enge Band der Freundſchaft zwiſchen allen dreizehn Kantons, — ihre Einigkeit auf dem großen jährlichen Landtage, an dem ſie alle als Glieder eines gemeinſchaftlichen Staatskörpers harmoniſch handeln; — und die Bündniſſe und Traktaten, die ſie ſämmtlich mit andern Staaten geſchloſſen, — haben zu der allgemein angenommenen Meinung Gelegenheit gegeben, „daß „alle dreizehn Kantons, ſo wie die vereinigte „Provinzen der Niederlande, eine Republik „ausmachten.“ Dieſe Meinung iſt ganz falſch. Die 13 Kantons machen dreizehn von einander ganz unabhängige Republiken aus, die zu ihrer gemeinſchaftlichen Sicherheit freilich enge genug zuſammenhalten, die aber ſonſt ſo wenig einen einzigen Körper formiren, daß nicht einmal eine öffentliche Akte da iſt, in der ſie ſich alle XIII. ſo genau und gemeinſchaftlich mit einander verbunden hätten.

Der Schweizer Staat wird von den meiſten, die ſeine innre Einrichtung nicht kennen, für einen ganz monſtröſen Körper ohne Kopf — gehalten. So erklärte ihn der ſavoyſche Geſandte einſtmals

durch eine von Gott ſelbſt inſpirirte Unordnung. Ich will das Nöthigſte über dieſe Union der Schweizer hier anführen.

Das erſte ſchriftliche Bündniß, ſchloſſen die drey Kantons Uri, Schweiz und Unterwalden nach dem Sieg bey Morgarten ohngefähr 8 Jahr darauf, da ſie das öſterreichiſche Joch abgeworfen hatten, mithin im Jahre 1315 unter einander. Die Hauptartikel dieſes Bundes habe ich bereits oben im neunten Hauptſtück angeführt. Seite 188 u. f.

Ein zweites Bündniß trafen die 8 acht alten Kantons im Jahre 1481. Der weſentliche Inhalt deſſelben war ohngefähr dieſer: — Daß es blos ein Defenſiv-Bündniß, und kein Kanton verpflichtet ſeyn ſolle, dem andern offenſive beizuſtehen; — — daß, um allen unnüzen Kriegen vorzubeugen, das Kanton, welches etwa Klagen hätte, ſie allen andern Kantons zur Einſicht überreichen ſolle — würden ſie ſolche einſtimmig als gegründet erkennen, ſo könnte ſich jenes auch auf ihren Beiſtand Rechnung machen, im entgegengeſezten Fall aber auf keine Weiſe. Daß, bevor die Kriegsfeindſeligkeiten angefangen würden, das Kanton, welches klagbar eingekommen, zuvörderſt ſeine Klagen dem beleidigenden Theile be-

kannt machen laſſen, und alles verſuchen ſolle, ob die Irrung nicht in der Güte beigelegt werden könne. Wenn hingegen der Krieg einmal ausgebrochen, ſo ſollten alle Kantons ohne Aufſchub gehalten ſeyn, den angegriffenen nach allen ihren Kräften, mit Truppen und ſonſt anderer Beihülfe zu unterſtüzen. Dieſe Truppen ſollen, ſo lange der Krieg anhält, von denen Kantons, die ſie ſchicken, unterhalten werden. Wird eine Stadt zum Vortheil eines einzelnen Kantons belagert, ſo ſoll dieſer Kanton die Koſten allein tragen; — geſchieht es aber zum Beſten aller Kantons zuſammen genommen, ſo ſoll ein jeder ſeinen Beitrag thun. Kein Kanton ſoll auſſerhalb der Schweiz Hülfstruppen ſchicken, unter welchem Vorwande er es auch thun wolle. Bey entſtandenen Irrungen zweier oder mehrerer Kantons ſollen die anderen alles thun, um ſie zur Ruhe zu bringen: — daher ſoll es jedem Theile frey ſtehen, ſich zwey unparteiiſche Richter zu erwählen, die ohne allen Eigennuz und ohne alle ſonſt niedrigen Abſichten die Sache entſcheiden ſollen; — ſollten dieſe vier Richter nicht übereinkommen können, ſo können die Parteien ſich noch einen andern wählen, der eine Definitivſentenz fällen, und den andern Kantons zur Genehmigung und Unter-

ſchrift vorlegen müſſe. Gleichermaßen liegt es den Kantons ob, denjenigen, der ſich dem Urtheil unterwirft, gegen den andern, der es nicht thun will, zu ſchüzen.

Nicht lange drauf wurden in einer Verſammlung der acht alten Kantons zu **Stanz** in Unterwalden noch dieſe zwey Artikel hinzugefügt:

1) Daß alle Kantons die Aufrechthaltung der einmal beliebten und beſtätigten Regierungsform gemeinſchaftlich befördern.

2) Daß man eine Sammlung von Geſezen für das Militär anfertigen und authoriſiren ſolle.

Um nun noch etwas Allgemeines über die ſchweizeriſche Union zu ſagen, ſo kann man folgendes bemerken:

1) Daß man in gewiſſer Hinſicht behaupten könne, daß die dreizehn Kantons einen gemeinſchaftlichen Staatskörper ausmachen, in andrer aber nicht.

2) Daß bey Verbindungen mit auswärtigen Mächten die fünf jüngere Kantons ohne Genehmigung der acht erſteren, die man auch die

acht alte Kantons nenn , nichts beſchlieſſen dürfen.

3) Sie ſchicken weit öfter einen oder zwey Geſandten im Namen der ganzen Nation an auswärtige Staaten, als ein jedes Kanton für ſich allein. Gröſstentheils iſt alsdann der eine reformirt, und der andre katholiſch. So gieng 1700 eine ſolche Geſandſchaft von zwey Perſonen im Namen der ganzen Eidgenoſſenſchaft nach Wien. Manchmal ſchicken ſie auch nur einen weg.

4) Daraus folgt aber nicht, daſs die dreizehn Kantons eine Republik ausmachen. Sie ſind vielmehr, wie ich ſchon oben erinnert, dreizehn unabhängige Staaten, welche ſchlechterdings keinen Oberherrn erkennen, keinen andern Geſezen ſich unterwerfen, keinen einzigen Friedens- oder Kriegesſchluſs annehmen, und ſich durchaus keiner auswärtigen Macht unterthänig machen.

5) Es war ganz natürlich, daſs die Kantons von einander verſchiedene unabhängige Staaten ausmachten, weil ſie ſich nicht auf einmal der Herrſchaft der Oeſterreicher entzogen, ſondern nach und nach das Joch derſelben abwarfen. Eben daher kommt es, daſs dieſe Kantons auch

ſo viel verſchiedene Republiken ausmachen, die ſowohl in den Geſezen, als in der Regierungsform verſchieden ſind.

So trennten ſich Griechenlands alte Staaten von einander, und das war die Urſache ihres Umſturzes. Die Schweizer hätten ſchon längſt eben dieſes Schickſal erfahren, wenn ſie nicht frühzeitig auf enge Verbindungen unter einander gedacht hätten. Sollte einmal das Band der Freundſchaft aufgelöſet werden, ſo iſt Wohlſtand, — Ruhe, — und Sicherheit verloren.

Funfzehntes Hauptſtück.

Vom Intereſſe der Schweizer.

In dem Kriege, welcher 1712 geführt wurde, konnte Bern allein in Zeit von vier Monat eine Armee von 35000 bis 40000 Mann aufbringen; — und es wäre ihm etwas leichtes geweſen, noch 15000 Mann dazu zu ſchaffen, ſo, daß es eine Armee von 50 bis 55000 Mann hätte auf die Beine bringen können. Man nehme an; — Bern ſey der dritte Theil der ganzen Schweiz und die andre Kantons und Bundesgenoſſen wären die zwey andre Drittheile; ſo können die Schweizer eine Armee von 100000 Mann ſtellen, — die Bündtner und Walliſer nicht gerechnet, die gleichfalls an 20000 Mann zuſammen ſchaffen können. Alſo 150000 Schweizer, — die mit dem heißeſten Patriotismus, und der unumſchränkteſten Freiheitsliebe fechten, — wer ſollte ein ſolches Heer nicht ehrerbietig ſcheuen? — Wären die Kantons auſſerdem noch ganz einverſtändig, ſo würden ſie unüberwindlich ſeyn.

Allerdings iſt ihre **Union** unter einander ihr erheblichſter Vortheil. Die geheiligten Bande der Bruderliebe, und der Freundſchaft, ſchüzen ſie gegen alle gewaltthätige Angriffe auswärtiger und

mißgünſtiger Mächte. Leider iſt dies ehrwürdige Band nur gar zu ſchleunig zerriſſen worden. Die Verſchiedenheit der Religion, und die daher entſtandne Irrungen ſind eine Urſache, aber nicht die wichtigſte. Die Schweizerhiſtorie kurz vor der Reformation kann uns belehren, daß das beſondre Intereſſe eines jeden Kantons, — die Eiferſucht der kleineren und ſchwächeren gegen die gröſſeren und mächtigern — kurz die unſelige Streitigkeiten über das Mein und Dein, die nie verſiegende Quelle der Trennungen, Fehden und Kriege geweſen ſind, und daß die Nation, wenn ſie durchgängig nach Regeln der Ueberlegung und Vernunft denken und handeln wollte, nur ein gemeinſchaftliches Intereſſe haben müßte. Dazu kommen die Kriegsbündniſſe, die die Schweizer mit auswärtigen Mächten geſchloſſen, und in denen ſie ihnen Armeen in Sold gegeben haben. Endlich, haben leider die Religionsſtreitigkeiten auſſerordentlichen Nachtheil verurſachet.

Im Jahr 1586 ſchloſſen die ſieben katholiſche Kantons unter einander den güldenen Bund, in welchem ſie ſich eidlich verpflichteten, in dem katholiſchen Glauben zu leben und zu ſterben, ſich gegen einen jeden, der ſie angreifen würde, treulich beizuſtehen; — einen jeden von ihnen, der zu ſi-

nen andern Glauben übertreten würde, unaufhörlich zu befehden.

Das Jahr darauf 1587 ſchloſſen abermals alle katholiſche Kantons, Soluthurn ausgenommen, mit dem König von Spanien, als Beſchüzer des katholiſchen Glaubens, ein Bündniß, wozu der katholiſche Theil von Appenzell im Jahr 1596 und der Abt von St. Gall 1604 traten. Seit 1533 hatten ſie mit den Walliſern, — und mit dem Pabſte Klemens VII, und im Jahr 1577 mit dem Herzoge von Savoyen zur Aufrechthaltung des katholiſchen Glaubens Verträge gemacht.

Dagegen ſezte ſich Zürch und Bern 1528, und verband ſich mit St. Gall, — den Kantons Baſel und Schafhauſen, und der Stadt Biel und Mühlhauſen. Noch enger verbanden ſich Bern und Zürch 1584. Dies war die Quelle der Spaltung des Kantons, die hernach eine ſo zahlreiche Menge übler Folgen verurſachte.

Man dachte freilich darauf, dieſe Wunde zu heilen. — Dazu ſchien kein bewährteres Mittel zu ſeyn, als, wenn man das dreifache Uebel zu ſteuren bedacht wäre, das dieſe Wunde geſchlagen hatte, — — die Religionsſpaltung; — die Kriegsdienſte der Nation bey auswärtigen Mächten, — und die Intriguen der fremden Geſandten.

Man ſtellte zu **Baden** im Jahr 1526 eine berühmte Religionsunterredung an, in der Oekolampadius an der Spize der Reformirten ſtand, wo aber, leider! nicht viel erhebliches von beiden Seiten ausgemacht wurde. Beide Parteien blieben ihren alten Religionskenntniſſen treu, und es ſtand von dieſer Seite keine Aenderung zu hoffen.

Es kam ein doppeltes Verbot heraus, **daß die Schweizer in keine fremde Dienſte und Sold gehen, und daß ſich kein auswärtiger Geſandter mehr in der Schweiz aufhalten, daß im Gegentheil ein jeder Fürſt ſich ſelbſt an den Kanton wenden ſollte, von dem er etwas wünſchte.** Beide Mittel hätten ohne Zweifel die erwünſchte Würkung gethan, wenn ſie nicht ſobald wieder abgeändert worden wären.

Möchte doch der blinde Religionseifer immer mehr unterdrückt, und Sanftmuth und Verträglichkeit allgemeiner werden! Dann würden Katholiken und Reformirten in unwandelbarer Einigkeit leben, und dadurch ein wichtiger Grund ſo vieler nachtheiligen Würkungen für die ganze Schweiz gehoben werden. *

* Nach den neueſten Zeitungsnachrichten iſt zu Soluthurn ein Bündniß der 13 Kantons, der

mitverbündeten Städte, des Abts und der Stadt St. Gall, des Walliſer Landes und der Stadt Mühlhauſen, mit dem König von Frankreich auf 50 Jahre zu Stande gekommen, in welchem folgende Artikel zum Grunde gelegt worden ſind.

1) Der 1516 mit Franz I. geſchloſſene Friede wird zum Grunde gelegt.

2) Beide Theile garantiren ſich ihre Staaten, — Rechte, u. d. gl.

3) Der König von Frankreich verſpricht der Eidgenoſſenſchaft, ſie für völlig frey, und unabhängig zu erkennen.

4) Die Eidgenoſſen verſprechen im Fall der Noth auſſer den Truppen, die ſchon izt im Dienſte der Krone Frankreich ſind, noch 6000 Mann aufzubringen.

5) Der König von Frankreich verſpricht dieſen Truppen freie Religionsübung und Juſtizpflege.

6) Offenbare Miſſethäter, die von einem Lande ins andre fliehen, ſollen einander ausgeliefert werden.

7) Die katholiſchen Kantons, — die vermiſchten Glaris und Appenzell — Biel empfangen die Friedens- und Bundesgelder.

Sechszehntes Hauptſtück.

Ueber das Temperament, — Fruchtbarkeit, — Sitten der Schweizer, ein Verſuch über ihren Charakter.

Da die Schweizer in einem bergichten, rauhen, — unebenen Lande wohnen, deſſen Kultur mühſam und ſchwer iſt; — da ſie eine verdünnte feine, und ſehr reine Luft einathmen; — die aber doch mehr kalt, als warm iſt: — ſo ſind ſie auch größtentheils von ſtarker Leibesbeſchaffenheit, — geſund und heiter, zu ſchweren Arbeiten geſchickt, — unverdroſſen in ihren Beſchäftigungen, und zum Krieg ganz beſonders gebauet. Sie werden größtentheils ſehr alt. Ein Greis von 90 oder 100 Jahren iſt in der Schweiz eben keine ſo ſeltene Erſcheinung.

Ueberhaupt genommen ſind die, welche auf den Gebürgen wohnen, größer, — ſtärker, und leben länger, als die Bewohner der Plänen. Man bemerkt ſogar, daß die Bewohner des Jura mehr aushalten können, als die, welche auf den Alpen wohnen. Sie ſind unerſchrocken in den mühſamſten Unternehmungen, weichen auch den drohendeſten Gefahren nur im höchſten Nothfalle aus, und gehen den unvermeidlichen Unfällen getroſt entgegen.

Die Schweizer ſind faſt alle wohl geſtaltet. Ein ſchwarzes Haar und Auge erhöhet bey beiden Geſchlechtern das Geſicht. Eine bräunliche Farbe bedecket die Mannsgeſichter, die auf den Gebürgen faſt in das ſchwarzbraune übergeht. Die Frauenzimmer in den Städten ſind ziemlich weiß, die Dorfſchönen hingegen wie die Mannsbilder bräunlich. Beide Geſchlechter ehren die Natur, und verabſcheuen allen Zwang und alles Unnatürliche; obgleich in unſern feinen Zeiten, wo man den Geſchmack auf Unkoſten der Geſundheit immer höher erhebt, und zum Nachtheil aller guten Sitten unendlich vervielfältigt, — das auswärtige Gift einer weichlichen Lebensart auch die Schweizer anzuſtecken anfängt. Sie behalfen ſich weit länger mit geſunder friſcher Milch, und kräftigem Brod zum Frühſtück, als wir. Koffee, — Thee und Chokolade blieben ihnen länger unbekannt, als den Franzoſen und uns Deutſchen, die wir uns nicht ſchämen, ihre Affen zu ſeyn. Allein die izige Schweizergeneration ſcheint von der Diätetik ihrer Väter und Großväter eine Ausnahme machen zu wollen. Sie fängt an, mit ihren Landesprodukten ſich nicht zu begnügen, und holt fremde; — je näher man nach Frankreich kommt, deſto mehr findet man die Schweizer von den Sitten ihrer Vorfahren entfernt; — ſie haben, wie wir, fran-

zöſiſche Kochbücher, und hohen Gout, — wie wir, verſtehen ſie die Kunſt, durch tauſendfache Vermiſchung und Abänderung der Speiſen, ihren Gaumen zu kizeln und ihrem Magen zu ſchaden, und nach unſerm Beiſpiel hat man auch ſchon in Genf, — Bern, u. ſ. w. Dejeuners.

Die Frauenzimmer ſind im ganzen genommen ſchön. Nur iſt es Schade, daß viele von ihnen Kröpfe haben. Man ſchreibt dieſes Uebel ohne allem Grunde dem Schneewaſſer zu, welches die Bergbewohner im Sommer trinken müßten, weil es ſich mit dem andern Waſſer vermiſcht. Denn, nicht zu gedenken, daß auf dem platten Lande eben ſo gut Frauenzimmer angetroffen werden, die mit dieſer Krankheit behaftet ſind; ſo iſt auch das Schneewaſſer ſo wenig daran Schuld, daß ſie es vielmehr als ein Heilungsmittel gegen die Kröpfe zu trinken pflegen. Man glaubt mit mehrerm Rechte, daß ſie aus dem Waſſer entſtehen, welches viel Tufſtein bey ſich führe. Dieſe kleine ſteinichte Theilchen vermiſchen ſich alsdann mit dem Waſſer, ſezen ſich im Halſe an, und erzeugen allda den Kropf. Uebrigens lehrt auch die Erfahrung, daß Kinder kröpfigter Eltern manchmal Kröpfe bekommen, ohne daß ſie von dieſem Waſſer trinken.

Man behauptet von dem ſchweizeriſchen Frauenzimmer, und zwar mit Recht, daß ſie ſehr

fruchtbar ſind. Naturverſtändige wollen hievon eine doppelte Urſache anführen. Das geſchäftige, — arbeitſame Leben, das das weibliche Geſchlecht mit dem männlichen führet, ſoll die eine davon ſeyn. Sie bauen mit ihren Männern das Feld, — bearbeiten die Gärten; — wenigſtens, wenn ihr Stand ſie auch vom eigentlichen Ackerbau abhält, ſind ſie doch die Sommermonate über auf dem Land. Durch ein ſolch freies, — thätiges und geſundes Leben werden ſie zu dem Geſchäfte der Zeugung geſchickter, als unſre deutſchen und franzöſiſchen Damen bey ihrem eingeſchränkten, — ſybaritiſchen, — oft ganz unnüzem Leben. Hiernächſt ſind größtentheils die ſchweizeriſche Dirnen in ihrem ledigen Stande züchtiger und keuſcher, als die unſrigen. Sie bewahren das heilige Feuer für den Eheſtand, — da in unſern Gegenden die Damen es oft vor dem Eheſtande haben brennen und verlodern laſſen.* Es iſt ſehr gewöhnlich, daß man Familien trifft, wo neun bis zehn Kinder an dem Tiſch herum ſizen; — und öfters ſieht man Greiſe, deren Nachkommenſchaft über hundert von beiden Geſchlechtern ausmachet. Die Katholiken wiſſen den reichen Segen in der Ehe ſchon zu ſeiner Zeit

* Möchten doch alle junge deutſche Mädchen, die noch rein und unſchuldig ſind, dieſe Bemerkung fein beherzigen!!

unterzubringen; — aber den Proteſtanten fällt eine zahlreiche Familie manchmal zur Laſt. Das hält ſie aber doch von der Ehe nicht ab; — und die Hageſtolze ſind immer eine ſeltene Erſcheinung. Für gewiſſe Menſchen wird der Eheſtand beinahe zum Geſez. In Bern kann z. B. ein Unverheirateter keine Vogtey bekommen, noch in den kleinen Rath aufgenommen, noch zum Sechszehner erwählt werden.

Daher kommt es auch, daß ſie ſo ſehr aus dem Lande gehen. Beſonders pflegen ſie ſich in fremder Herren Dienſte zu begeben. Ein ſehr großer Nachtheil für das Land, zumal da das Vorurtheil ganz falſch iſt, daß, wenn ſie ſich nicht auf dieſe Art Luft machten, die Einwohner verhungern würden. Ohne izt zu erwähnen, daß die Stärke eines Landes eben in der Menge der Unterthanen beſtehe, ſo ſind noch ſehr viele Striche in der Schweiz ganz unbebauet, und dieſe konnten einer anſehnlichen Menge Menſchen reichliches Brod geben. Die Erfahrung beſtätigt es. Seit dem lezteren großen Kriege, da man nicht mehr ſo viele Menſchen in fremden Sold giebt, blühet Ackerbau und Handel weit mehr, als ſonſt, weil mehr Hände da ſind, die den Pflug, und die Feder führen können. Könnte man überhaupt die

auswärtigen Dienſte verbieten, ſo würden die Einwohner ſich auch den Künſten und Handwerkern wiedmen, und dadurch neue Gelegenheit erhalten, ſich und dem Staate zu nuzen. Anizt eilen ſie hergegen in dem Frühling ihres Lebens aus dem Lande, und kommen oft als Greiſe zurück. Mit Wunden im Geſicht und im Arm, — zerſchoſſen, und Krüppel, — entſtellt und untüchtig zu aller Arbeit fallen ſie dem Staate zur Laſt, der, um anſtatt Bürger zu haben, die arbeiten und ihr Brod ſchaffen können, Invaliden ernähren muß.

Alles wohl überlegt; — die Schweiz iſt lange nicht ſo volkreich, als ſie ſeyn könnte. Im Kanton Bern wohnen ohngefähr 400000 Menſchen; — und in der ganzen Schweiz ſind 1768 die Einwohner 1, 847500 Menſchen geweſen. Es ſind indeſſen noch außerordentlich viele öde Wüſteneien, die bebauet werden und mehrere Menſchen ernähren könnten. Ein großer Theil der Schweizer iſt auswärts. In Paris und England ſind wohl die meiſten, — in Deutſchland auch nicht wenige. Dazu kommen die vielen unglückliche Geburten der Landleute, wobey ſehr oft Mutter und Kind ſterben, da ſie von geſchickten Wehemüttern keine Hülfe haben können. Nicht zu vergeſſen, daß kein Fremder das Bürgerrecht erlange, daß alſo

dadurch der Abgang gar nicht wieder erſezt werde.

Das Sittengemälde der **alten** Schweizer und der **iztlebenden**, iſt ſich in aller Abſicht ſehr ungleich. Mit Gebirgen umzäunt lebten ſie ehemals ganz einfach. Sich allein überlaſſen, ohne alle Politur des Geſchmacks, – von dem Umgang der übrigen Welt abgeſchnitten führten ſie, wie die **Patriarchen** eine offne ländliche Lebensart, hatten viele Bedürfniſſe nicht, die ſie izt haben; — ungeſchminkte Treue, und edle Offenherzigkeit waren ihr Kreditiv; — und ſo genoſſen ſie des Lebens Glück in einſamer Genügſamkeit, und heiterer, ſtillen Ruhe des Geiſtes. Freilich waren ſie damals ſehr roh, und gränzten manchmal nahe an die Unwiſſenheit und Dummheit. „Unſer Nicht„denken, ſagt **Zimmermann** in ſeinem fürtref„lichen Buche vom **Nationalſtolz**, fällt doch „mehrentheils in jene fromme und andächtige Zei„ten, wo man in der Stadt Bern zwar das erſte „öffentliche Hurenhaus geſtiftet; aber zugleich auf „patriotiſches Anrathen des apoſtoliſchen Doktors „und Stadtſchreibers der Republick Bern, **Thü„rings** Frikart, die im Jahr 1479 unſerm Kan„ton ſehr ſchädliche Raupen durch eine geſezmäſ„ſige Notifikation vor die geiſtliche Gerichtsbar„keit des Biſchofs zu Lauſanne lud; der ſodann

„nebſt den übrigen geiſtlichen Vätern nach ange„hörter Klag und Antwort Replik und Duplik „dieſe Raupen im Namen der heiligen Dreieinig„keit verfluchte.“

Die izigen Schweizer ſind von ihren Ahnen merklich unterſchieden. Luxus, Verſchwendung, — und üppige Lebensart vertritt ſeit einiger Zeit an ſehr vielen Orten die Stelle der Frugalität, — der Keuſchheit und der Zucht. Man giebt dieſe Verſchlimmerung der Sitten den auswärtigen, beſonders den franzöſiſchen Kriegsdienſten Schuld, in welche die Schweizer gegangen ſind. So viel iſt entſchieden, daß in den Kantons Bern, Freiburg und Soluthurn, die näher an Frankreich liegen, auch der franzöſiſche Geſchmack, und die franzöſiſche Sitten herrſchen, und daß ſich daſelbſt, ſo gar bis auf die niedrigſten Landhütten, mit dem Bon Ton der Franzoſen auch ihre Weichlichkeit und Wolluſt eingeſchlichen haben. *

* O Zeit, o böſe Zeit!! wo Laſter rühmlich worden,
Was fehlt uns, Rom zu ſeyn, als ungeſtraft zu morden!
Nein, — alſo war es nicht, eh Frankreich uns gekannt,
Von unſern Laſtern war noch manches ungenannt;

Die Kleidertracht iſt faſt ganz franzöſiſch, die Landleute, und — die Stadt Baſel zum Theil ausgenommen. In Baſel herrſcht noch eine gewiſſe Barbarey, die weit genug gehet. Gleich

Die Pracht und Ueppigkeit hat Armuth weggeſchrecket,
Und Einfalt hielt vor uns manch ſeines Gift verdecket.
Glückſelig waren wir, eh als durch öftren Sieg
BERN über Habsburgs Schutt, die Nachbarn überſtieg,
Der Mauern engen Raum bewohnten groſſe Seelen,
Sie waren ohne Land, doch fähig zum Befehlen.
Es war *ein* Vaterland, *ein* Gott, *ein* freyes Herz,
Beſtechen war kein Kauf, Verrätherey kein Scherz.
Izt ſinken wir dahin, von langer Ruh erweichet,
Wie Rom und jeder Staat, wenn er ſein Ziel erreichet!
Das Herz der Bürgerſchaft, das einen Staat beſeelt,
Das Mark des Vaterlands iſt mürb und ausgehöhlt,
Und einmal wird die Welt in den Geſchichten leſen,
Wie nah dem Sittenfall der Fall des Staats geweſen!

Haller.

unſern Urältermüttern gehen die jüngſten Mädchen hier einher. Das ſchönſte Haar wird glatt aus dem Geſichte zurück, und unter eine goldene oder ſilberne Haube hingeſtreifet, die nicht größer iſt, und faſt ſo ausſieht, wie unſre platte runde Bauermüzen, oder wie die, welche die römiſche Geiſtliche unter ihrem Hute zu tragen pflegen. Juwelen und brabantiſche Spizen dürfen ſie, ausgenommen in der Peripherie ihrer Wohnung, nicht tragen. Piqueniqs, Masqueraden, — und Bälle ſind ſogar in beſondern geſchloſſenen Geſellſchaften verboten — zwey Gelegenheiten machen eine Ausnahme. Das öffentliche Freiſchieſſen, wo man in dem durchſichtigen gemeinen Schüzenſaale, oder auf dem Plaze ſelbſt unter dem freien Himmel, in dem klaren Sonnenſchein tanzen darf. Hernach die Schlittenfahrten, daher man auch bey ganz wenigem Schnee dergleichen anſtellet, um nachhero tanzen zu können. Doch erlaubt die löbliche Reformationsordnung Eines weiſen Rathes anizt auch Bälle in der Stadt, und ſo erſparen die jungen Wüſtlinge, und die lüſternen Mädchens viel Geld und Zeit, da ſie ſonſt, um tanzen, und — — — luſtig ſeyn zu können, nach Hünningen, einen ohnweit Baſel gelegenen kleinen Dorfe fuhren.

In Bern bedecken alle wohlgekleidete Damen, gleich den Türkinnen, und unſerm deutſchen Frauenzimmer, ihr Geſicht mit einem Schleier von Flor, vermuthlich, um es — dem profanen Anblick der Mannsperſonen zu entziehen. Die Schuhe ſind gerade ſo, wie die Damensſchuhe bey uns. Das heißt; — ſie bedecken nichts weniger, als den Fuß, und alles, was nicht zur Sohle und zur Befeſtigung mit der Schnalle gehöret, fehlet über dem Fuße, und iſt ſo künſtlich weggeſchnitten, daß die hochfarbigten Strümpfe hindurch ſchimmern, und der kleine niedliche Fuß ſich in ſeiner ganzen Schönheit dem lüſternen Auge darſtelle. Der Kopfpuz der Frauenzimmer iſt ſehr verſchieden. In Baſel tragen ſie den Kopf blos mit einem geflochtenen langen Haarzopfe. In Baden breite Hauben. Von Thun bis Bern niedergeſchlagene ſchwarze Mannshüte. Im Kanton Freiburg kleine artige Strohhüte. Von Roche bis Aigle große gethürmte Strohhüte. Im Pais de Vaud bis Genf und Neufchatel eine wohl kleidende, mit franzöſiſcher Nachläßigkeit zuſammengenähete und gefaltene Leinwandkappe. In Soluthurn endlich und in einem Theil des deutſchen Bernergebiets Strohhüte mit lang geflochtenen Haaren. Doch machen in dem allen die vornehmen Damen eine Ausnahme, welche in dem Zierrath des Kopfes Veränderungen

genug haben; — gerade wie bey uns in Deutſchland bald ein Hut in die Stirn der Schöne gedrückt iſt, bald ein hoher Abſaz mit einigen ziemlich langen Federn ihre Reize vergrößert, – bald ein nachläßiges Nachthäubchen ihre Schönheiten ausſpendet.*

In den drey an Frankreich zunächſt liegenden Kantons ſpricht man mehr franzöſiſch, als deutſch. Man findet ſogar von beiden Geſchlechtern ſehr viele, die nicht einmal deutſch ſchreiben können. An den meiſten Oertern hingegen iſt die deutſche Sprache gewöhnlich. Sie wird auch in den Angelegenheiten der Eidgenoſſenſchaften gebraucht. Der Dialekt iſt äußerſt ſchlecht. Die Menge der National-Ausdrücke, und die rauhe Ausſprache machen, daß, wenn ein Fremder einen National-Schweizer ſprechen hört, ihm allemal ſehr bange wird.† Mit der franzöſiſchen Sprache verbinden die Schweizerdamen beſonders in den drey erwähnten Kantons auch die ganze franzöſiſche Lebensart. Sie kommen a la francaiſe auf

* Siehe Andreä Briefe.

† Herr Hirſchfeld hat einige Schweizerwörter in ſeine Briefe eingerücket, und Herr Andreä hat deren eine noch größere Anzahl angeführet. Z. B. würde wohl der Schlächter ein Mädchen verſtehn, wenn es von ihm Flaſch u ka ba dra (Fleiſch und kein Bein dran) foderte? und doch

Kaffe, — Viſiten — und Kollation zuſammen, — wiſſen ſich gut zu unterhalten, ſind galant gegen die Chapeaus, verſtehen Lebensart, und mithin ſind Reiſende ungemein gern in ihrer Geſellſchaft. Sonſt waren ſie ſtrenge Wirthinnen, izt richten ſie ſich nach dem Genius der Zeit und geben ihren Diners und Soupers durch vervielfältigte Gerichte und andre Delikateſſen, Würde und Anmuth. Sonſt beſorgten ſie, wie es denn auch einer guten Hausfrau eignet, ihr Hausweſen ſelbſt; izt laſſen ſie, weil Frankreich ſo nahe iſt, franzöſiſche Köche kommen. Oft muß ſogar der Mann die Küche beſorgen. Sie pflegten ehedem ſelbſt ihren Anzug ſich anzulegen; — in unſern Tagen haben ſie ſo gut, als wir Deutſchen, Kammerzofen und Schranzen genug, die um die gebietende Frau, wie die Schmetterlinge, herumflattern. Aller Verordnungen der Obrigkeit ohnerachtet, laſſen ſie doch den Zügel ſchieſſen, weil Sittſamkeit, Ordnung und Zucht beinahe aus der Mode gekommen zu ſeyn ſcheinen.

ſollen die Schafhauſer Mädchen ſo lieblich reden.

— — — —

Es verſteht ſich, daß gelehrte und policirte Bürger im Schreiben und Sprechen eine Ausnahme machen.

Der Ueberſezer.

— Unbändige Wolluſt auſſer dem Eheſtande mit dem ganzen Gefolg ihrer feinen Künſte und liſtigen Intriguen, und Untreue im Eheſtand ſind in der Schweiz beiden Geſchlechtern anizt faſt ſo gewöhnlich, als in Frankreich, — Deutſchland und Italien. Das Klima, — die fruchtbare Gegend, — die böſen Nachbarn, die Franzoſen und Deutſche, — und der zu mächtige Inſtinkt, den die Natur dem Frauenzimmer in der Schweiz ſo gut als in andern Erdſtrichen eingepflanzt hat, ſind Schuld, daß ſie Liebesrollen meiſterlich ſpielen können. Ein Schweizerroman wäre ſo intereſſant, als je einer ſeyn kann, der auf deutſchem Grund und Boden gewachſen iſt. Sie verſtehen indeſſen das Geheimniß, ihre Liebesaufträge an einander ſo geheim abzuhandeln, als möglich, — vermutlich ſind die Kammermädchen ſchlauer, als bey uns, ob es gleich unter uns auch manche Franciska giebt. — — — — — —

Doch, ich will aufhören. Ich müßte ſonſt befürchten, daß ich für einen gallſüchtigen, — milzſüchtigen und menſchenfeindlichen Weiberhaſſer ausgeſchrien würde.

Sind die Damen verliebt, ſo fehlt es dem Bürgerſtand und den Landleuten in der Schweiz gewiß nicht an andern Laſtern. Sie trinken bis zur Tollheit, und verſchwenden nicht ſelten ein ganzes Ver-

mögen in der Völlerey. Ehemals warf man dem Deutſchen das unmäßige Trinken vor; — izt trifft dieſer Vorwurf mehr den Helvetier, als den Alemannier. Sie lieben beſonders das häufige Zuſammenkommen auf ein gut Glas Wein, und eine anſehnliche Mundportion, — woran auch zu großer Verwunderung der Durchreiſenden die Damen ritterlich Theil nehmen. Herr Hirſchfeld beſchreibt ihr Veſperbrod ſehr angenehm: „Auſſer den ge„wöhnlichen Mahlzeiten, ſagt er, zu Mittag und „zu Abend, wird in allen Häuſern des Nachmit„tags, oft eine Stunde nach dem Mittagseſſen, „bey dem Koffe wieder eine Menge Speiſen, „Käſe und Brod, Fiſche, Braten, und Schinken, „Gebackenes, auch Wein aufgetragen; und man „muſs ſich wundern, mit welchem Appetit man „wieder ſpeiſet, und wie ſelbſt die Damen ſich „nicht davon ausſchlieſſen. Dieſe Gewohnheit „wird ſehr ſorgfältig beobachtet, und ohne die„ſelbe würde der Schweizer gewiſs befürchten, „in eine Kranckheit zu fallen. Man nennt dies „*goutiren;* aber es iſt eine förmliche Mahlzeit, „nur mit dem Unterſchied, daſs man nicht zu „ſizen pflegt, ſondern dabey im Zimmer herum„geht. Ein recht artiges Gemählde müſte es „abgeben, wenn man die zufriedne Mine nach-

„bildete, mit welcher eine ſolche Geſellſchaft
„goutirt.“ — — —

Eine der wichtigſten Urſache dieſer ſo auffallenden Verſchlimmerung der ſchweizeriſchen Sitten liegt in der elenden Erziehung, die man an vielen Oertern, beſonders in ſolchen, wo kein Handel iſt, der Jugend giebt. In großen Städten trifft man bereits funfzehnjährige Knaben an, die mit den Geheimniſſen der Venus vollkommen bekannt ſind. Sie gehn müßig, weil ſie durch ihre Geburt ſich ſchon berechtigt halten, Magiſtraturen zu erlangen. Höchſtens ſorgen die Eltern dafür, daß ſie gut tanzen, gut Kartenſpielen, und ſich gut tragen lernen. Für gründliche Wiſſenſchaften haben ſie nur ſelten Geſchmack, und ein Gelehrter und ein Pedant iſt bey vielen einerley. Doch finden hier Ausnahmen die Menge ſtatt. Ueberdem werden auch die Söhne gewöhnlicherweiſe auſſer Landes geſchickt, um ſich Weltkenntniß, und Geſchick entweder zur Handlung, oder zum Kriegsdienſt zu verſchaffen; — und kommen alsdann gemeiniglich mit verfeinerten Sitten, und – mit verfeinerten Laſtern zurück. Sie modeln ihre Sitten und ihre Kleider nach dem Land, in welchem ſie ſich aufgehalten haben. Ein Officier, der z. B. in Holland gedient hat, wird das Einfache in der Tracht, und die Modeſtie in der Aufführung lieben, – der Franzöſiſche hinge-

gen wird ſchon prachtvoller einhergehen, und geſchwäziger, — auch wohl frecher plaudern können. Man hat bemerkt, daß der **leztere** bey den Damen wohl gelitten ſey.

Ich muß aber nun auch die guten Seiten des Schweizercharakters in ihr gehöriges Licht ſtellen, da ich vorher ſeine Flecken bekannt gemacht habe. Vielleicht erhält durch das Uebergewicht der hervorſtechenden Tugenden dieſer Nation der Charakter ſelbſt deſto mehr Licht, — und verdunkelt dadurch den Schatten, den ſeine Mängel machen.

In keinem Staat ſind wohl gegen die Unordnung, und Liederlichkeit ſtrengere Geſeze, als in der Schweiz. Der Ehebrecher wird hart beſtraft; und der Mann hat das Recht, ſeine Frau, und den Schänder ſeines Ehebettes zu tödten, wenn er ſie über der That ertappet. Möchten doch dieſe Geſeze eben ſo ſtreng gegen die Wolluſt im eheloſen Stande ſeyn!!

Die Schweizer haben ein ungemein ſanftes, wohlwollendes Herz, das in Liebe und Zärtlichkeit gar bald überflieſſet. Die Geſchichte liefert uns ſolche Beweiſe von der ganz uneingeſchränkten Güte der Nation gegen andre, und von ihrem Mitleiden gegen Hülfsbedürftige, von denen man wünſchen möchte, daß ſie zum ewigen Andenken, beſonders des Kantons Bern mit goldenen Buchſtaben auf

Marmortafeln eingehauen würden. Als Frankreich ſeine gute reformirte Einwohner mit Feuer und Schwerdt verfolgte, ſo wurde Bern für dieſe unglückliche Flüchtlinge ein Zufluchtsort. Man öffnete ihnen mit dem mitleidsvollſten Herzen die Thore, verpflegte ſie aufs beſte, gab den unverheiratheten Geiſtlichen ein monatliches Gehalt von fünf Thalern, und den Verheiratheten eine nach dem Umfang ihrer Familie angemeſſene Summe. Man vertheilte dieſe neue Einwohner in dem Pais de Vaud, beſonders in Lauſanne und Vevay. Die Zürcher, — die Graubündtner, — die Einwohner von St. Gall, Neufchatel, u. ſ. w. folgten dem Beiſpiele der Berner nach; — ſie konnten ihnen aber doch den Vorzug nicht ablaufen. Noch izt herrſcht derſelbe ſanfte Geiſt der Bruderliebe und des Mitleidens in den Kantons der Schweiz. Noch izt kann ſich überhaupt ein jeder Fremde der gefälligſten, leutſeligſten Aufnahme verſichert halten.

* * *

Ich werde dieſes Hauptſtück damit endigen, daß ich die einzelnen Seiten des Charakters der Schweizer zuſammenſeze, ſo wie ſie der Verfaſſer der Nachrichten über die Schweiz liefert. Dabey muß ich aber einige Bemerkungen machen, da ſein

Gemälde mehr den Charakter der alten, als der izigen Schweizer abkopirt.

Die Schweizer, ſagt er, ſind tapfer, und ihrem Verſprechen bis in den Tod getreu. Sie ziehn die Kriegsbeſchäftigungen allen bürgerlichen Arbeiten vor, – und doch iſt es ihnen angelegen, einen ewigen Frieden zu unterhalten. Wenn ſie zuſammenhalten, ſo kann ihnen die gröſte Macht nichts anhaben. – Sind ſie uneinig, ſo können ſie leicht überwunden werden. Die Schweiz iſt ſehr bevölkert. Dadurch werden ſie arm, weil ſie keine Handlung treiben, – da hingegen andre Staaten reich werden, wenn ſie viele Bürger haben. Kaum bringt das Land die nothwendigſten Dinge hervor, an Ueberfluſs iſt ohnedem nicht zu gedenken. Indeſſen kann es ſich durch ſeine gute Lage und durch Hülfe ſeiner Nachbarn für ganz mäsſige Preiſe alles verſchaffen, was es wünſcht.

Die Natur hat die Schweizer faſt in den Mittelpunkt von Europa geſezt; – und doch ſind ſie den Europäern lange nicht bekannt genug. Kaum daſs man ſie noch ihrer Tapferkeit wegen ſchäzt. Man kann von dieſem Staat ſagen, was man von einem Privatmann, der im Mittelſtande lebt, zu ſagen pflegt, daſs er weit auſſer der Sphaere des Neides liege. Rauſchende und tu-

multuariſche Freuden findet man hier gar nicht, — aber deſto mehr innre genugſame Zufriedenheit. Vielleicht haben die Schweizer mehr Verſtand, und ſind weniger aufrichtig, als man von ihnen glaubt. Unter der alten teutſchen Treue wiſſen ſie die italiäniſche Argliſt ganz geſchickt zu verbergen. Ihre Tugenden ſind mehr Natur und Temperament; — und ihre Laſter entſtehen aus den Verſuchungen, denen man alsdann unterzuliegen pflegt, wenn man Schwürigkeiten zu beſtreiten hat.

* * *

Folgendes glaube ich, zur Berichtigung dieſer Stelle anführen zu müſſen.

1) Ehemals pflegten die Schweizer mehr aus dem Lande zu gehen, wie izt. Seit dem lezten allgemeinen Frieden legen ſie ſich emſiger auf Handwerke, und Künſte. Man bemerket auch ſeit der Zeit, daß Handel, Manufakturen und Gewerbe weit beſſer in Schwang komme, als ehedem, daß ſie alſo ihr Brod lieber in ihrem Vaterlande erwerben, als es auswärts ſuchen.

2) Die Schweiz hat keinen Mangel an den nothwendigſten Bedürfniſſen des Lebens. Sie hat auch Produkte, die ſie mit andern vertauſchen kann.

a) Eine auſſerordentliche Menge von Flachs, womit die Einwohner großen Handel treiben.

b) Käſe, der häufig aus dem Lande geführet wird.

c) Butter.

d) Pferde und andres Hornvieh, großes und kleines.

e) Da in der Schweiz ſo viel Fleiſch gegeſſen wird, daß man die Häute des getödteten Viehes nicht verbrauchen kann, ſo ſind auch dieſe ein anſehnliches Landesprodukt.

f) Auch Wein und Eiſen könnte es werden, ſobald man nur die Weinberge, und die Eiſengruben beſſer bearbeiten wollte.

Ueberhaupt haben die Schweizer, die **indianiſche** Waaren, das **Salz** und zum **Theil auch das Getraide** ausgenommen, alles im Ueberfluß, was zur Nothwendigkeit des Lebens gehöret.

5) Sehr richtig, ſagt der Verfaſſer, daß das Glück der Nation in der Vergnügſamkeit beſtehe. Weitläuftige Staaten und ausgebreitete große Reiche können weit leichter umſtürzen, als mittelmäßige Republiken. Jene erliegen unter ihrer Laſt, und dieſe erhalten ſich beſtändig aufrecht, wenn auch noch ſo viele Gefahren umher wüten.

Saepius ventis agitatur ingens
Pinus, et celſae graviore caſu
Decidunt turres, feriuntque ſummos
Fulmina montes.

Siebenzehntes Hauptſtück.

Von den Anlagen der Schweizer zu Künſten und Wiſſenſchaften. – Zuſtand der Gelehrſamkeit.

Von je her hat man die Schweizer ihrer Kenntniſſe wegen gering geachtet; – und man hatte dazu auch einiges Recht. Der Ausländer vermißte an ihnen das Policirte, – Humane und Sanfte, was unſrer Natur ſo gut kleidet. Vielmehr fand er ſie rauh, – ſtarrſinnig, – menſchenſcheu, — und Feinde aller angenehmen Sitten. So ſprach er ihnen auch allen Kopf und Verſtand ab. „Ein Schweizer und ein Ochſe waren lange in Wien, in Verſailles, und in Rom Worte von gleicher Bedeutung. Unter uns geſagt, es war mir ſelbſt, ich weis nicht wie, um das Herz, als ich an einem dieſer Höfe den Tritt der ſchweizeriſchen Helpartergarde mit dem Zappeln der Kammeraffen von der Aufwartung verglich.“* Noch izt, bey der großen Aufklärung der Wiſſenſchaften in dieſem Staat, iſt die Nation auſſerordentlich verſchrien; — es giebt ſogar gewiſſe Gegenden, wo ein jeder für einen Menſchen ohne Kopf gilt, der ſie etwa vertheidigen wollte.

* Zimmermann vom Nationalſtolz.

Ueberhaupt ſcheint mir es eins der lächerlich=ſten Vorurtheile zu ſeyn, zu glauben, eine Nation ſey klüger und geſcheuter geweſen, als die andre;* beinahe noch lächerlicher, als das, daß unſre Väter klüger waren, als wir. — — Haben nicht alle Völker eine und dieſelbe körperliche Form? — Iſt nicht ihr Gehirn nach gleichen Regeln gefaltet? Man ſollte alſo in dieſer Abſicht keiner Nation vor der andern den Vorzug geben, da ohnedem alles auf die Erziehung ankommt. Die Länder, die Jahrhunderte lang als barbariſch und dumm angeſehn wurden, erzeugten zulezt manch Genie vom erſten Range. Das alte Griechenland lag in der tiefſten Nacht der Unwiſſenheit begraben, da es in Egypten heller Tag war. Die Künſte und Wiſſenſchaften zogen hierauf nach Griechenland, und Egypten verſank in Dummheit und Aberglauben. Griechenland ward ſtolz genug zu glauben, daß es die einzige Pflanzſchule der Köpfe ſey, und daß es auſſer ſeinen Grenzen kein Genie gebe. Sogar Cicero, ein ſonſt warmer Lobredner der Griechen, beklagte ſich darüber. »Quis eſt Graecorum, qui »quempiam noſtrûm quicquam intelligere arbi»tretur.« Die Muſen wurden dieſer ſtolzen

* Der Verfaſſer denkt wie Helvetius, und ſeine Schüler.

Nation unhold und ſchlugen in Italien ihren Wohnſiz auf. — Dies Land lieferte unter ihrer Begünſtigung die ſchäzbarſten Werke der Gelartheit und der Kunſt. Ueberhaupt ein jedes Land hat ſeine Genies, — und es hat kein Volk auf den Erdboden gelebt, welches nicht große Männer aus ſeiner Mitte aufzählen könnte.

»Summos poſſe viros, et magna exempla daturos,
»Vervecum in patria, craſſoque ſub aere naſci.«

Ganz ungerecht iſt die Beſchuldigung, die man der Schweiz macht, daß ſie der Siz der Unwiſſenheit und der Dummheit ſey. Ich habe faſt nirgends ein ſo großes Maas von geſunden ſchlichten Menſchenverſtand, — ſo gewandte Applikation zu den wichtigſten Geſchäften, — nirgends eine kernhaftere Denkungsart, — geiſtvollere Geſellſchaften, und beſſere, der Natur näher liegende Ergözungen angetroffen, als in der Schweiz. Dies Land hat uns Werke geliefert, deren ſich das gröſte Genie Englands und Deutſchlands nicht ſchämen dürfte. *

* Hallers mediciniſche und poetiſche Werke, — Sulzers Theorie der ſchönen Künſte, — Lamberts Organon und Architektonik, — Zimmermanns Werk vom Nationalſtolz, — Geßners

In den vornehmſten Städten der Schweiz giebt es Gelehrte aus allen Fakultäten. Auf die Theologie legen ſich nur ſehr wenige. Dieſe Wiſſenſchaft ſcheint, ſo wie anizt faſt durchgängig für die Armen, und die zu ſeyn, die keinen Theil an Regierung des Staats haben. Ueberhaupt werden die Hauptwiſſenſchaften nur handwerksmäßig und nach den gewöhnlichen Schlendrian getrieben; — die Univerſitäten von Ausländern wenig oder gar nicht beſucht, und die meiſten eingebornen Schweizer erlangen auf auswärtigen Akademien die Kenntniſſe und den Ruhm, der ſie nicht ſelten vor ſo vielen andern erhebt. Der Mangel an ausgebreiteter Gelehrſamkeit in der Schweiz und beſonders an Belletriſten hat verſchiedene Urſachen. Die frühzeitige Verheirathungen machen, daß man frühzeitig auf ſein und ſeiner Familie Unterkommen bedacht ſeyn muß. Die häuslichen Sorgen, und der

Gedichte, — Lavaters Phyſiognomik, Schweizerlieder, u. ſ. w. Breitingers, Bodmers güldene Schriften, — — Vattels Völkerrecht, — wer kennt ſie nicht als vorzügliche Produkte der Gelartheit?

Der Ueberſezer.

Der Verfaſſer gedenkt auch des Muraults Briefe ſur les Anglois, Francois, et ſur les Voyages.

Eheſtand, welcher abgewartet ſeyn will, rauben Luſt und Muße zu gelehrten Beſchäftigungen, die einen heitern ſorgenloſen Geiſt, und ein gemächliches Leben vorausſezen. Zu dergleichen eingeſchränkten Oekonomien tragen die Eltern das ihrige redlich bey. Sie geben ihren Kindern nur wenig bey der Heirath mit, und überlaſſen ihnen die Sorgen, ſich mit ihrer geliebten Hälfte des Lebens Unterhalt zu verdienen. Daher kommt es, daß faſt kein einziger, wenn er verheirathet iſt, leben kann, ohne Schulden zu machen. Horaz wußte ſchon aus ſeiner eignen Erfahrung, daß ein reichliches Auskommen auf das Studieren einen gewaltigen Einfluß habe.

Indeſſen muß man doch ſehr vielen die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daß ſie ſich durch vorzügliche Kenntniſſe der brauchbarſten Wiſſenſchaften von andern unterſcheiden. Schon im **achten** und **neunten** Jahrhundert war die Abtey St. Gall der ſichre Siz der Muſen, und eine ſehr zahlreiche Pflanzſchule der Gelehrten. Seit der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften hat man auch wahre Gelehrte in der Schweiz gehabt und geſchäzt. In **Baſel**, – **Lauſanne**, – **Genf**, – **Zürch**, – **Bern**, – **Lucern**, – **St. Gall**, u. ſ. w. ſind Univerſitäten. In **Zürch**, – **Bern** und **Baſel** phyſikaliſche

und ökonomiſche Geſellſchaften. Wer kennt nicht die berühmten Buchhändler, die dieſem Lande ſo vorzügliche Ehre durch ihren Geſchmack und litterariſche Kenntniſſe machen, die Oporins, — Frobens, — die Amerbache, — Wetſteine, — die Geßner, — die Thurneiſen, — die Orells, — Fueßly's, — die Steinere, — die Wagnere, u. ſ. w.? Vorzüglich zeichnen ſich die Bibliotheken zu Bern, — Baſel, — Zürch, — St. Gall und nicht wenige in den Klöſtern nicht nur wegen des großen Vorrathes, ſondern auch wegen der innern Güte der Werke ſelbſt aus. Nähere Beſchreibungen der Univerſitäten, — Bibliotheken, und andrer litterariſcher Anſtalten ſollen bey den Kantons ſelbſt eingeſtreuet werden.

Eine Bemerkung muß ich hier im Vorbeigehen machen, — wozu mich die vielen ordinirten Kandidaten des Predigtamts in der Schweiz veranlaſſen. Man findet ſie ſehr häufig, und öfters ſind ſie ſchon verheirathet, ehe ſie eine Gemeinde erhalten. Im ganzen genommen kann ichs nicht billigen, daß man jungen Theologen oft acht bis zehn Jahr vorhero ſchon die Hände auflegt, ehe ſie eine ordentliche Pfarre erhalten. Nicht zu gedenken, daß ſie alsdann ein Mittelding zwiſchen Geiſtlichen und Kandidaten ſind; — ſo erfodert der

Predigerſtand, zumal, da ſie ſogleich zur Ehe ſchrei-ten, eine gewiſſe Verfaſſung, wozu oft mehr Koſten erfodert werden, als ihr Heirathsgut, und der wenige Verdienſt, den ſie ſich erwerben, abwerfen. Sie kommen dadurch nicht ſelten in eine große Schuldenlaſt, aus der ſie ſich bey den ohnedem nur mäßigen, oft kümmerlichen Einkünften ihrer Pfarre ihr ganzes Lebelang nicht herauswinden können. Sehr traurig iſt es überhaupt, daß faſt durchgehends die Pfarrſtellen in der Schweiz geringhaltig ſind, und es im eigentlichen Verſtande eintrifft, — **die Lehrer müſſen ihr Amt mit Seufzen führen.** *

* Man verzeihe mir, daß ich dieſe Anmerkung im Text hereingeſchoben habe. Sie kommt unmittelbar von einem Gelehrten in der Schweiz, mit dem ich zu korreſpondiren die Ehre habe.

Wahr iſt es; — die armen Geiſtlichen ſind größtentheils ſchlecht ſituirt. In unſerm Deutſchland geht es nicht beſſer. Manche ergiebige Hirtenſtellen ausgenommen, — wie traurig geht es den armen Land- auch wohl Stadtgeiſtlichen? Die lezteren, weil ſie in der Stadt wohnen, haben mehr Intraden, oft — nicht ſo viel zu thun, aller 14 Tage oder 3 Wochen nur einmal zu predigen. Was wollen aber die Gehalte ſelbſt eines Superintendenten gegen die Sporteln eines Sekretärs ſagen, der bey Nichtsthun und Federeintunken, — und Mundiren oft monatlich ſo viel einſtreicht, als der Geiſtli-

Eben dieſer Freund ſchrieb mir, — daß es ihm eben ſo wenig gefalle, daß man in der Schweiz die Geiſtlichen nicht erſt in der Schule arbeiten laſſe. Es würde ihnen weit beſſer anſtehen, die Kanzel zu betreten, wenn ſie vorhero das Schulkatheder hätten beſteigen lernen. — Denn am Ende wird ſich zum Schulmann kein Menſch mehr entſchlieſſen, weil Herkules Arbeit dazu gehöre, und der Lohn ſehr ſchmal ſeye.

☆ ☆ ☆

Den bewährteſten Beweis von den vorzüglichen Talenten der Schweizer werde ich alsdenn geben können, wenn ich dem nachdenkenden Leſer einige berühmte Namen ins Gedächtniß bringe; — und ſollte ich dadurch wohl ihren Unwillen erregen, daß ich eine Seite mit Namen anfülle, da ſo manchmal ganze Bogen geleſen werden, worauf zwar Buchſtaben, — aber keine Gedanken ſtehen.

Die Schweiz weiſet in allen Wiſſenſchaften unter Katholiken und Proteſtanten große Männer auf, nur nicht in der **Rechtsgelehrſamkeit.**

che in einem ganzen halben Jahr nicht aufzählen kann? — — — —

Es wäre überall beſſer, dem Predigerſtande hinlänglich Auskommen zu verſchaffen.

Die Reichsſtädte ſind hievon ausgenommen. Auch manchmal gewiſſe Oberpfarren, — Diakonate, u. ſ. w. Der Ueberſezer.

Ich will einiger Gelehrten nach den Wiſſenſchaften gedenken.

Theologie.

1) Katholiſche Gottesgelehrte.

Forer, – Frowin, – Gardentius, – Herrmann Kontraktus, – Joſt, – Lang, – Murner, – Notker, – Pfyffer, – Reding, – Ruska, – Sfondrati, – Strabon. – – –

2) Proteſtantiſche Gottesgelehrte.

Bibliander, – Bullinger, – Grynäus, – Haller, – Heidegger, – die Hottingere, – Mykonius, – Oekolampadius, – Oſterwald, – Stapfer, – Turretin, – Wetſtein, – Werenfels, – Zwinger, – Wyttenbach, – Lavater, * – Tobler, † – Heß, – Pfenninger, – Meiſter, u. ſ. w.

* Der große Lavater! man ſchreie ſo viel, wie man will, gegen dieſe Zierde Helvetiens. Bey allen ſeinen wunderlichen, oft — ans ſchwärmeriſche eilenden Meinungen, — von Wundergaben, u. ſ. w. bleibt er ein ganz eigener großer Kopf, deren noch nicht viele exiſtirt haben!!

Der Ueberſezer.

† Tobler iſt meiner Meinung nach der einzige in der Schweiz, der das Naive, – Lokale, – und das Herzandringende im Predigtton verſteht.

In Deutſchland verſtehen es die Spaldinge, – Bruhne — und Tiedens.

Der Ueberſezer.

Philoſophen und Mathematiker.

Die Bernoullis, – die Eulere, – Krouſaz, – Herrmann, – Jalabert, – Sulzer, – Merian, – Lambert, – Beguely, – Vattel, – Iſelin. –

Rechtsgelehrte.

Amerbach, – Barbeyrak, – Bochat, – Burlamaqui, – Godfried, – Goldaſt, – Iſelin, – Waldkirch, – Lerber, u. ſ. w.

Aerzte.

Amman, – Bauhin, – Brunner, – Kappeler, – Gesner, – Haller, – Lang, – Plater, – Scheuchzer, – Wepfer, – Zwinger, – Tiſſot, – Zimmermann. ꝛc.

Dichter.

Bodmer, – Barfäus, – Kollin, – Gesner, – Glareanus, – Haller, – Spreng, – Tollot, – Vadian. –

Geſchichtkundige.

Brukner, – Cyſet, – Füßlin, – Guilliman, – Guler, – Hartmann, – Hottinger, – Laufer, – Leu, – Rüchat, – Schodeler, – Simler, – Spanheim, – Sprecher, –

Stettler, — Tſcharner, — Tſchudi, — Wurſteiſen, — Zurlauben. —

Belletriſten.

Battier, — Breitinger, — Buxtorf, — Kaſaubonus, — Feſeh, — Geinoz, — Hagenbuch, — Iſelin, — Morch, — Muralt, — Rouſſeau, — Schmidt, — Spanheim, — Werenfels, — Wetſtein. —

Man findet in der Schweiz verſchiedene Künſtler, die die Natur allein gebildet hat. Ich habe zwey ſolche geſchickte Menſchen gekannt. Sie waren beyde Landleute; — der eine konnte Uhren, und der andre Gewehre verfertigen. Noch ein andrer konnte ſo künſtliche Orgeln von allerley Art bauen, daß man nur eine kleine Handhabe herumzudrehen, und eine Feder in die Höhe brauchte ſpringen zu laſſen, um die prächtigſten melodiereichſten Arien ertönen zu hören. Auſſerdem habe ich noch zwey künſtlich verfertigte Stücke von Bauern geſehen; — es waren zwey große Glasbouteillen, die einen ſo engen Hals hatten, daß man kaum mit dem Finger hereinfahren konnte. In der einen ſahe man ein kleines hölzernes Gerüſte, und andre Statuen, welche das Urtheil Salomons über die zwey Huren vorſtellte; — in der andern war die Vorſtellung eines Schulzengerichts, — wo

Richter und Schöppen gegenwärtig waren, und Mann und Frau vor ſie traten, um ihre Klagſache bey ihnen anzubringen. Wie häufig ſind nicht in ganz neueren Zeiten, beſonders in der Gegend von Neufchatel, die Künſtler, welche die Uhren ſtückweiſe verfertigen? — —

Zu den freien Künſten haben die **Schweizer** eine vorzügliche Neigung. Die Malerey hat nicht nur große Meiſter aufzuweiſen, ſondern es legen ſich auch vornehme Perſonen, und ſogar **Damen** darauf.

Holbein ſteht auf einer der höchſten Stuffen. Seine **Paſſion** iſt unnachahmlich ſchön. Der Churfürſt von Baiern, **Maximilian**, hat dafür 30000 Gulden geboten. Sie iſt auf Holz gemalet, und macht dem Rathhauſe zu Baſel die größte Ehre. — Eben ſo ſchön iſt der erblichene Körper Chriſti, den er auch gemalet hat. Die Wunden von den Nägeln, womit die Hände und Füße durchbort geweſen, ſcheinen erſt geriſſen zu ſeyn, und noch von geronnenem Blute zu ſchwizen. Das bleiche, verſtellte Geſicht, — die blauen Lefzen, der dahin geſtrekte ganze Leichnam, alles zwinget zum Mitleiden und zu Thränen. Fueßly in **Zürch** hat 60 der Bürgermeiſter von Zürch mit vieler Kunſt grau in grau ausgemalt. Klopſtock und Kleiſt (den Herr Andreä anizt beſizt,) ſind

gleichfalls von ihm. „Es iſt ein zwiefaches Ver„gnügen, ſagt Herr Andreä, um ihn zu ſeyn, „wenn er von ſeiner Kunſt ſpricht; — denn ſo „ſind ſeine Reden Feuer, und er wird lauter „*Geiſt*.“

Auch die Glasmalerey hat in der Schweiz ihre Meiſter gehabt. Leonhard Thurneiſen war ein ſehr berühmter Glasmaler. In **Baſel** befinden ſich gemalte Scheiben, die ſeine Geburt, — ſeine Gefangennehmung in der Schlacht bey Summershauſen, — und ihn ſelbſt abbilden, wie er einem orientaliſchen Prinzen Unterricht giebt. Zu **Holbeins** Zeiten, alſo im 15ten und 16ten Jahrhunderte, ſcheint die Glasmalerey, vielleicht in der Schweiz am höchſten getrieben zu ſeyn. Auch noch in der Mitte des 17ten Jahrhunderts trifft man Gemälde an, die prächtig und hoch gemalet ſind. In unſerm 18ten Jahrhundert iſt dieſe Kunſt, wenigſtens in der Schweiz, faſt ganz verſchwunden; — denn izt weiß kein einziger die Farben durch das Feuer recht in das Glas einzuſchmelzen, und ſo durchſichtig und prächtig hervorzubringen, als vor Zeiten; — die izige Malerey iſt nur obenhin verfertigt, und nicht dauerhaft. Der lezte Glasmaler, Mannewetſch mit Namen, iſt in Baſel vor ohngefähr 45 Jahr verſtorben: — ſo niedlich ſeine Farben auch waren, ſo lieſſen ſie

doch gegen die alten, wie todt und verdorben. Joſias Maurer, — Michael Müller, — Meier, — und Konrad Geyer waren berühmte ſchweizeriſche Glasmaler; — der leztere hat die Kunſt erfunden, mit Oelfarben auf Glas zu malen. Hedlinger wird für einen der größten Medailleurs gehalten. Herr Andreä hat Medaillen von ihm geſehen, wobey, wie er ſagt, alle Beſchreibung zu kurz kommt. Er erwähnt eines damals noch nicht vollendeten Medaillons auf Georg den Zweiten von England, — und eines andern, welches des Künſtlers Bildniß vorſtellet mit der Ueberſchrift ΑΔΓΟΜ. (ſchlecht und recht.) S. Fueßlins Geſchichte der beſten Künſtler in der Schweiz, 3. Band. Der genfiſche Medailleur Daſſier hat unter andern drey vorzüglich hervorſtechende Abdrücke geliefert, auf den Kardinal Fleuri, — auf Pope und Montesquieu.

Die Muſik hat freilich in der Schweiz lange den Grad nicht erreicht, auf den ſie in Italien und Deutſchland geſtiegen iſt. Große Komponiſten findet man nur ſelten. Die Koncerte, die in den berühmteſten Städten gehalten werden, verfeinern zwar den Geſchmack der Nation für die Tonkunſt, — ſie haben aber bey weitem die Vollkommenheit nicht, die man in den Koncerts zu

Kaſſel, — Berlin, — Hamburg, — und Dresden bewundert. Sänger ſind in der Schweiz nur eine höchſt ſeltene Erſcheinung; daher würde eine Mara einen allgewaltigen Eindruck auf die Schweizer machen, wenn ſie ſich in Bern, oder Zürch, oder Genf einmal hören lieſſe. Ehedem fiel man in den Familien nicht einmal darauf, die Jugend in der Muſik unterrichten zu laſſen; — anizt werden in vornehmen Häuſern auch Tonkünſtler angenommen, um ſie in einer Kunſt zu unterrichten, »durch welche eine jede leiden»ſchaftliche Empfindung erweckt werden kann.«

Die **Baukunſt** wird in der Schweiz immer mehr vervollkommnet. Bern wendet die meiſten Koſten darauf, weil er ihm **theils** an Baumaterialien, ich meyne an Steinen nicht fehlet, **theils** weil er auch am meiſten geben kann.

In den **Gerichtsbänken** ſizen die geſcheuteſten und erfahrenſten Männer, die die verwickelteſten Staatsſachen mit der bewundernswürdigſten Vorſicht und Ueberlegung entſcheiden, und unter den größeſten Gefahren, die der Nation drohen, unermüdet für ihre Sicherheit und den Wohlſtand ſorgen. Frankreich hält die Ambaſſade nach der Schweiz für eine der wichtigſten, weil es gar zu oft ſchon gewizigt iſt, und viele Geſandten mit Schaam und Schande ihren Poſten unnüz führten, da ſie die

Nation für zu dumm hielten, alles von ihnen erlangen zu können.

Es hat indeſſen ſeine gute Gründe, daß man die Schweizer ſo viele Jahre hindurch für ganz dumm und einfältig gehalten hat. Ein armes Volk wird, wie ein armer Menſch, ein Gegenſtand der Verachtung.

„Nil habet infelix paupertas durius in ſe,
„Quam quod ridiculos homines facit - - - -

Die ſklaviſche Unterwürfigkeit trug auch das Ihrige bey, die Nation in den Ruf der Unwiſſenheit zu bringen. Rom brauchte bereits die Redensarten Dummkopf, — und Sklave für ſynonimiſch, ob gleich ein Phädrus — Plautus, — Terenz u. ſ. w. das Gegentheil erwieſen. „Wir „tragen alle mehr oder weniger die Livrey, — „die Ordensbänder, — die Ordenskreuze und „die Schellen der Narrheit.“ Nur Schade, daß wir uns nicht dafür erkennen, aber ſehr bereitwillig ſind, die Schwachheiten andrer zu entdecken. Daher hat eine Nation die andre von jeher für Minder weiſe, als ſie iſt, gehalten. Die Schweizer haben ihre allgemeine Verachtung den Franzoſen zu danken. Dies Volk iſt faſt das hochmüthigſte unter der Sonnen. Zimmermann hat eine für-

trefliche Kopie geliefert. Sie iſt zum Abſchreiben zu lang, und ich glaube, daß man ſie ſchon geleſen haben wird, (denn wer ſollte einen Zimmermann nicht leſen?) — „Die Franzoſen glau„ben ſich berechtigt, ſagt er unter andern, die „Geſezgeber aller Nationen zu ſeyn, weil ganz „Europa von ihren *Modemacherinnen, Schnei„dern, Peruquenmachern*, und *Köchen Geſeze* „annimmt.“ Die Schweizer mußten ihre beiſſende Verachtung am meiſten erfahren. Sie ſuchen den Verſtand auf der Zunge und im Springen, — und da fanden ſie ihn gerade bey den Eidgenoſſen nicht. Sie lieben das Eitle und Geſchwäzige; — daher ſie auch ſchon Silius Italikus ein *Vaniloquum Celtae genus* nennt, — und ſie fanden bey den Helvetiern Ernſt und Gründlichkeit.

Aechte patriotiſch-geſinnte Schweizer fühlen den Abſtand der izigen Nation von den Zeiten, wo Barbarey und die tiefſte Unwiſſenheit ſie umzog, gar zu gut. Sie geſtehen auch ihre Fehler ganz unverholen. Zimmermann macht den Abt des Kloſters Muri in der Schweiz, der ſeinem „Erbmarſchall zwanzig gute Gulden jährliche „Einkünfte giebt, und bey ofner Tafel aus ſei„nen Leibſchüſſeln iſſet, die kein Gaſt berüh„ren darf, — eben ſo lächerlich, als den Tartar-

„Chan der, wenn er ſein Pferdefleiſch und ſeine „Milch geſpeiſet hat, öffentlich durch einen „Herold verkündigen läſſet, allen Potentaten „Fürſten und Herren dieſer Erde ſey nunmehr „vergönnet, auch zu ſpeiſen.“

Der Schweizer wird allemal die Verachtung und den Spott verlachen, mit der ihn ein eingebildeter wizelnder Franzoſe anſieht. Lächerlich iſt es, wenn manche beſonders das Neufchatel und Genf, deren Mutterſprache die franzöſiſche iſt, ſich es zur Schande anrechnen, von helvetiſchen Geblüte abzuſtammen; — oder ſich wohl gar nicht zur Nation bekennen, und nur dann als Schweizer gelten wollen, wenn ihr Eigennuz dabey gewinnet, oder wenn ſie den Schuz der Eidgenoſſenſchaft ſuchen.

Achtzehntes Hauptſtück.

Ueber die Tapferkeit der Schweizer, — ihre Verbindung mit andern Mächten, — über ihre Treue.

Die Neigung, die Waffen zu führen, iſt ſonder Zweifel bey den Schweizern von je her die herrſchende geweſen. In gewiſſer Abſicht läßt es ſich auch behaupten, daß ihnen nichts mehr zugeſtanden ſey, als Tapferkeit, und ein unerſchrockner Muth. Selbſt die Franzoſen, die ſonſt ſo gern ihrer ſpotten, können ihnen dieſen Hauptzug nicht abläugnen; — ſie ſolden die Schweizer Soldaten gemeiniglich am theureſten, wenn ſie ihnen nur dienen wollen.

Schon lange hat man die Völkerſchaften unter die muthigſten und tapferſten gerechnet, die in einem unfruchtbaren, — dürren, und unangenehmen Klima wohnen; — denen es alſo nöthiger thut, ſich an ein hartes und arbeitſames Leben zu gewöhnen, und die Waffen ſchon frühzeitig führen zu lernen. Der alte Menander hat Recht, wenn er ſagt: — „Ein unfruchtbares Land erzeugt „gemeiniglich die gröſten Genies.“ — **Klerikus** meint, man könne von der izigen Schweizernation eben das Ruhmvolle behaupten, was

man von den Scythen ſagt. Puffendorf macht eben dieſelbe Bemerkung: — — „Von je her, „ſagt er, ſind die Schweizer für ehrliche, — „muthvolle, — und tapfre Leute gehalten wor„den. Daher haben ſie auch Fürſten und Her„ren nicht nur gern in ihre Dienſte genommen, „ſondern ſogar ihre eigene Perſon lediglich ihrer „Bewachung anvertrauet. — — — — In „Frankreich * machen ſie einen ganz beträchtli„chen Theil der Infanterie des Königes aus. So „muthig ſie indeſſen ſind, ſo fehlt es ihnen doch „nicht an Eigenſinn. Lange Zeit laſſen ſie ſich „nicht in andrer Herren Dienſte vermiethen. „Wenn ſie nicht bald ihren Sold erhalten, ſo „werden ſie unwillig; — und eilen gleich wie„der nach ihren Vaterland zurück. Ueberdem „kommt es ihnen ſehr ſauer an, in auswärtigen „Gegenden zu hungern, weil ſie ihrer Meinung „nach ſchon in ihrem Vaterland oft genug fa„ſten müſſen.“

So lange man denken kann, hat man der Schweizer in Abſicht ihrer Tapferkeit mit vielem Ruhme gedacht. Cäſar ſagt ſchon von ihnen, daß ſie alle andre Gallier an ſtreitbarem Muthe weit über-

* Der Verfaſſer hätte hinzufügen ſollen: — auch in *Holland.* —

treffen. Tacitus behauptet, daß ſie ſowohl an Mannſchaft ſehr zahlreich, als der Tapferkeit wegen berühmt wären, und daß ihr Name ſeit undenklicher Zeit in Ehren gehalten würde. Ueberhaupt haben ſchon die langwierigen, blutigen Kriege mit dem Hauſe Oeſterreich ihren Ruhm am beſten entſchieden, und ihre Ehre ſo hoch gebracht, daß in allen Gegenden und Ecken Europens ihr Name erſchallt.

„Eben dieſer Stolz, ſagt der vortreffliche *Zimmermann*, hat vormals die Helvetiſche Nation „durch lange Gefahren über die Nacken ihrer „zahlreichen Feinde emporgeſchwungen; — „eine Handvoll Hirten rang ihr die Freiheit. „Das Andenken dieſer Hirten ſprach in den „Herzen der tapfern Berner bey *Laupen*; — „der kleine Haufe trat, mit der Zuverſicht des „Helvetiſchen Namens nicht unwürdig zu ſterben, in das Feld; — mit Reben bekränzet „ſangen ſie von den Urhebern ihrer Freiheit, „und zerſtäubten ihren ſtolzen Feind. Das Andenken dieſer Hirten beſiegte das Oeſterreichiſche Heer bey *Sempach*; — der furchtbare „Adel verflog vor den zakigten Keulen der wenigen Helvetier; — ihr Heldengeiſt überwand „die beſſern Waffen, die Geſchicklichkeit, und „die Menge. — — Das Andenken dieſer Hir-

„ten brannte in den Herzen der *zwölfhundert* „Helvetier, die unweit *Baſel* vierzigtauſend „Franzoſen angriffen, einen groſſen Theil der„ſelben tödteten, und ſo lange um den Sieg ſtrit„ten, bis ſie alle unter dem Schutte einer ange„zündeten Kirche auf dem Wahlplaze ſtarben. „— — — Das Andenken dieſer Hirten glü„hete in den Herzen unſrer Väter, die bey *Mur*„*ten* die *Burgundter* aus dem Felde trieben, wie „der Sturmwind leichten Sand. Das Andenken „dieſer Hirten erwarb ihrer noch nicht ausgear„teten Nachkommenſchaft durch tauſend un„ſterbliche Thaten das Zutrauen der Fürſten, „die Bewunderung von Europa, den Frieden mit „Auswärtigen; — und uns zum lezten Erbtheil „das *Heimweh*.“

Frankreich hat beſonders die unerſchrockene Tapferkeit der Eidgenoſſen zu ſeinem Vortheil erfahren. Bis auf Ludwig XII. blieben ſie mit Frankreich in unverrückter Harmonie; — da er aber ihren Sold nicht erhöhen wollte, ſo traten ſie zu ſeinem Nachtheile von ihm ab. Die Franzoſen verloren bey Novara 1513 eine Schlacht, und wurden darauf ganz aus Italien vertrieben. Franz I. ſchloß wohlbedächtig ein Bündniß mit der Nation, welches ſein ganzes Leben hindurch, und noch drey Jahr nach ſeinem Tode dauren ſollte. Hier-

auf hat die Krone Frankreich allemal in Verbindung mit ihr geſtanden. Heinrich der Vierte erneuerte es für ſich und auch für ſeinen Nachfolger. Ludwig XIV. ſchloß mit den katholiſchen Kantons und der Republik Wallis ein neues Bündniß. * Die proteſtantiſchen Kantons waren hievon ganz ausge-

* Der fünfte Artikel dieſes Bündniſſes fiel damals den Staatskundigen ſehr auf. Er lautet folgendergeſtalt:

„Wenn die Eidgenoſſenſchaft, oder ein einzelner Kanton und Staat von einer auswärtigen Macht angegriffen würde, oder wenn ſich ein innerlicher Krieg entſpinnet; ſo wird der König in Frankreich im erſten Falle die Republik nach allen ſeinen Kräften unterſtüzen; — im andern aber als ihr gemeinſchaftlicher guter Freund und Bundesgenoſſe alles anwenden, daſs der klagbar gewordene Theil in der Güte zur Ruhe verwieſen werde. Sollte die Güte nichts fruchten wollen, ſo wird der König und ſeine Nachfolger, ohne dem Bündniſs dadurch im geringſten Eintrag zu thun, die Macht, die ihm Gott gegeben hat, gebrauchen, um den angreifenden Theil in die ihm zukommende Grenzen zu weiſen. So wie überhaupt der König und ſeine Nachfolger alle die Unterhandlungen der löblichen Eidgenoſſenſchaft, die ſie etwa nach vorhergegangener Uneinigkeit machen würde, garantiret.“

ſchloſſen. Dadurch hat ſich Frankreich eine Art von Herrſchaft über die Schweiz erworben. Ganz neuerlich ſind nach dem Bericht der Zeitungen die Kantons abermals in einen engen Bund mit Frankreich getreten.

Auch die Päbſte haben von je her die Schweizer zu benuzen geſucht, und ihnen ihren Körper zu bewachen anvertrauet. Julius der Zweite ſchloß mit ihnen ein Bündniß unter dem Vorwande der Beſchüzung des Kirchenſtaats. Sie wurden aber die Täuſcherey des Pabſtes, der ſie nur zur Vertreibung der Franzoſen aus dem Mailändſchen gebrauchen wollte, zu frühe inne; – und verlieſſen Italien ohne Sold, und ohne den Segen des heiligen Vaters zu erhalten. Zwey Jahre darauf nahmen ſie ſich indeſſen ihres geiſtlichen Vaters mit ſolchem Nachdruck an, daß ſie die Franzoſen gar bald vertrieben. Da erhielten ſie den prächtigen Titel — Beſchüzer des Glaubens. Leo der Zehnde ſchloß mit ihnen ein Bündniß auf fünf Jahr. Paul der Vierte wollte ſie gegen den Kaiſer gebrauchen; — die lieben Söhne waren aber diesmal in der Sache ihres Vaters nicht glücklich, — ſie wurden geſchlagen, und kehrten mit Thränen im Auge nach ihren Vaterland zurück. Pius der Vierte erneuerte das Bündniß mit den katholiſchen Kantons, und beſtätigte den

Vertrag, den ſchon Sixtus der Vierte unter dem Vorwand, gegen die Türken zu ziehen, im Grunde aber, um mit ihnen einige italiäniſche Fürſten zu bekriegen, mit ihnen gemacht hatte.

Eine andre Tugend, wodurch ſich die Schweizer auszeichnen, iſt ihre Treue. Haben ſie ſich erſt einmal zur Fahne eines fremden Fürſten verpflichtet, ſo verlaſſen ſie ſolche unter keinerley Vorwande. Am Ende des vorigen und im Anfange des lezteren Jahrhunderts haben wir die hervorſtechendeſten Beweiſe von der Treue der Nation. Sie liefen mit der erhizteſten Wuth in die feindliche Armee hinein, und erwarteten nichts anders als Sieg oder Tod. Der Vorwurf, den man den Schweizern macht, daß ſie den Herzog von Mailand, Ludwig Sforza, der ſich in die Montur eines ſchweizeriſchen Soldaten einhüllte, um ſein Leben zu retten, den Franzoſen ausgeliefert haben, iſt doch nur eine Privatverrätherey, die ein gewiſſer Turmann begieng. Die Schweizer waren ſo ſehr gegen den Turmann aufgebracht, daß ſie ihn lebendig viertheilen wollten, und hernach mit genauer Mühe dieſe grauſame Todesſtrafe in die Enthauptung verwandelten.

Das iſt das einzige Beiſpiel, welches man von Verrätherey der Schweizer aufweiſen kann. Denn der Verdacht gegen einen Officier, der in

Dienſten des Herzogs von Savoyen dem ſpaniſchen Sukceſſionskriege beiwohnte, und zur feindlichen Armee übergegangen ſeyn ſoll, gehöret nicht hieher.

Die Könige von Frankreich wiſſen die ſchweizeriſche Treue ſehr hoch zu ſchazen. Sie ertheilen den Eidgenoſſen nicht nur viele Freiheiten in ihren Staaten, ſondern vertrauen ſich auch ihrem Schuz weit lieber an, als ihren eigenen Unterthanen; die gebornen Franzoſen ſind damit im geringſten nicht zufrieden. Ein gewiſſer Miniſter, ein geſchworner Feind der Schweizer, ſagte mehr als einmal zu Ludwig dem Vierzehnten, daß es ihm ſehr bedenklich vorkäme, die geheiligte Perſon eines Monarchen der Bewachung der Schweizer zu übergeben, da man noch gar nicht wüßte, ob man einem von ihnen tauſend Thaler anvertrauen dürfe.

— — —

Die Holländer haben ſogar in Friedenszeiten 10000 Schweizer unter ihrer Armee, und danken lieber ihre Nationaltruppen ab, um ſie mit deſto größern Koſten zu beſolden.

Daher kommt es, daß man ihnen die bitterſten Vorwürfe macht, daß ſie für Geld ſich, — ihr Vaterland, — und ihre Kinder verhandeln. „Sie dienen,“ ſagt der Verfaſſer der Nachrichten von der Schweiz, „ohne den geringſten Unter-

„ſchied zu machen, einer jeden Parthey, ſie mag „den Krieg mit Recht anfangen, oder ohne „Grund ſich darinn einlaſſen. Sie verkaufen „Vater und Bruder, und löſen die heiligſte Ban„de des Blutes gewaltſam auf. Die *Reformi„ten* ſind weit ſtrafbarer, als die Katholiken. „Die lezteren dienen nur allein katholiſchen „Mächten. Beſonders ſind ſie der Krone Frank„reich zugethan, mit der ſie auf die engeſte Art „zu ſympathiſiren, und an allen ihren Schickſalen, „den traurigen ſowohl als den erwünſchten, „den gröſſeſten Antheil zu nehmen ſcheinen. „Der Herr von *Puiſieux* hatte alſo wohl Recht, „wenn er nach der Schlacht bey *Ramilly* zu den „Kantons ſagte: — *Der König, ſein Herr, „ſchicke ihn blos deshalb zur Eidgenoſſenſchaft, „um ſie zu tröſten, weil er wüſte, wie viel Antheil „ſie an den Schickſalen der Krone nähmen.* Die „Reformirten wären hingegen in ihrer Wahl „ungemein veränderlich. Bald ſeye Frankreich, „bald Holland der Gegenſtand derſelben. Man „habe gar Fälle gehabt, wo der eine Theil „*franzöſiſch*, der andre *Holländiſch* geſinnt ge„weſen wäre."

Man kann zu ihrer Vertheidigung folgendes ſagen:

Erſtlich: Die Schweizer laſſen ihre Armee keinem Fürſten oder keiner Republik über, wenn ſie nicht ſchon vorhero mit ihr in Verbindung ſtehen. Ich weiß nur **ein** Beiſpiel, wo ſie dieſer ihrer Hauptmaxime zuwider handelten. Im Jahr 1694 warb der Kanton **Bern** einige Kompagnien für die **Generalſtaaten.** Allein auch da bewies er alle mögliche Vorſicht. Er erlaubte zwar, daß einige Bürgerkompagnien zum Dienſt der Republik Holland geſammlet werden könnten, weil damals eine ſehr vortheilhafte Verbindung mit Holland im Werke war; — der Erbſtatthalter war indeſſen darinn gar nicht eingemiſcht, und erkannte ſie allererſt nach dem Frieden von Ryswik für **Nationaltruppen.**

Zweitens: Sie bewilligen ihre Soldaten lediglich als **Defenſivtruppen,** aber niemals zum Angrif. So geſtatten ſie es nimmermehr, daß die in franzöſiſchen Dienſten ſich befindende Schweizer das **deutſche Reich** oder **Holland,** und diejenigen, die dieſen beiden Staaten dienen, Frankreich angreifen. Die wenigen Beiſpiele, daß manchmal hie und da Officierer dagegen verſtoſſen haben, wollen nichts ſagen. Sie ſind dafür allemal beſtraft worden, wenn ſie denen ihnen gegebenen Befehlen nicht nachgekommen ſind. Auf der andern Seite läſſet

ſich im Kriege, der 1672 geführt wurde, mehr als ein Beiſpiel von Officirern aufweiſen, die ihre ſonſt einträgliche Dienſte verlieſſen, um nur nicht gegen Holland und das deutſche Reich zu fechten.

Drittens: Alle Werbungen, die ohne ausdrücklichem Befehl des Staates für eine fremde Macht geſchehen, ſind bey ſchwerer Strafe verboten; — und die, welche darüber betroffen werden, der härteſten Strafe ausgeſezt.

Viertens: Die Eidgenoſſenſchaft bekommt von keinem Fürſten oder Staate, dem ſie Truppen bewilliget, Subſidien. Sie iſt nur darauf bedacht, daß ſie ihren Unterthanen einen kleinen Gewinn verſchaffe, ohne, daß ſie für ſich Nuzen haben ſollte.

✽ ✽ ✽

Eben ſo treu, und noch rechtſchaffner handeln ſie gegen ihre Obrigkeit, und gegen einander. Man ſieht in dieſem Lande, wie viel darauf ankomme, daß ein Land gute Regenten habe. Der Schweizerſtaat iſt ſeiner Natur nach ganz frey und unabhängig. Ihre Obrigkeit maßt ſich daher kein gebietriſches Anſehen über die Unterthanen an; — fern von den Blendwerken, mit denen man zuweilen Gehorſam und Unterthänigkeit erzwingen will,

gebraucht ſie ſelbſt bey den Strafen die gelindeſten Mittel, und vergißt es nimmermehr, daß die Schweizer freie Leute ſind.

Unter einander beweiſen ſie die unverfälſchte Rechtſchaffenheit. Von Klagen und Proceſſen hört man bey ihnen faſt gar nicht. Diebſtähle ſind kaum den Namen nach bekannt. Die Vergiftung des Kommunionweins in Zürch gehört daher unter die größeſten Seltenheiten, — und der Vergifter unter den Abſchaum der Menſchheit. Selbſt der Fremde iſt in ihrem Lande ruhig und ſicher. Vergißt oder verliert der Reiſende etwas, ſo bekommt es der Eigenthümer wieder, ſo lange er noch in der Gegend zu erreichen iſt. Der Bauer iſt ungemein höflich, und beinahe noch dienſtfertiger, als der ſächſiſche und franzöſiſche. Für kleine Dienſte fodert er gewiß keine Belohnung, ſondern ſchäzt ſich glücklich, einem andern einen Liebesdienſt erwieſen zu haben. Er grüßet mit einer ungezwungenen Freundlichkeit, und ſo verbindlich, daß er manchen Stadtbewohner beſchämet.

Ihre Freiheitsliebe geht über alles. Sie ſchäzen ihr Vaterland ganz auſſerordentlich, weil es

ſelbſt in den ariſtokratiſchen Kantons frey iſt. Ihre Abgaben ſind ſehr mäßig, und ſie beſizen ihre geerbte, oder erworbene Güter in der vollkommenſten Ruhe. Dieſe Zuneigung zu ihrem Vaterland iſt auch die Urſache des bekannten ſchweizeriſchen Heimwehes, welches nicht ſelten in eine würkliche Schwachheit und Krankheit der Seele ausartet. Ein Horn aus Baumrinde, ein Zeitvertreib in ihrem einſamen, aber glücklichen Hirtenleben, war im Stande, bey den in Holland ſtehenden Schweizerregimentern eine allgemeine Sehnſucht zu erregen.

Neunzehntes Hauptſtück.

Ueber die Stände und Klaſſen der Schweizer.

Man kann die ganze Nation in drey verſchiedene Klaſſen abtheilen.

1. in Landleute.
2. in den Adel, oder die Vaſallen.
3. in die Bürger.

Die Landleute ſind ſtarke, arbeitſame und nützliche Arbeiter, die das unfruchtbarſte Erdreich mit unglaublicher Mühe bauen. Es giebt unter ihnen ungemein reiche Bauren, bey denen ein Vermögen von 40 = bis 50000 Rthlr. nichts ſeltnes iſt. Die Verbindung, in der ſie in den ariſtokratiſchen Staaten mit ihrer Obrigkeit ſtehen, iſt ungemein freundſchaftlich. Sie ſind ihnen treu in allen Vorfällen und Gelegenheiten; — und jene wird nie zu viel von ihnen fodern. Sie legt ihnen ſo wenig neue und größere Abgaben auf, daß ſie vielmehr von Zeit zu Zeit, und nach Maasgabe der Umſtände die alten entweder ganz abſchafft, oder mildert. Seit einer geraumen Zeit iſt die Auflage in Soluthurn zur Befeſtigung der Stadt die einzige geweſen, die man gemacht hat. Die deut=

ſchen Bauren haben vor denen im Pais de Vaud einen merklichen Vorzug. Die lezteren ſind faul, — hinterliſtig, — zur Betrügerey und Diebſtahl aufgelegt, und der Verſchwendung ungemein ergeben.

Im Kanton Bern, beſonders in dem Pais de Vaud giebt es verſchiedene große und kleine Lehngüter, welche wohlhabende Kaufleute, die den Handel nicht mehr fortſezen wollen, oder reiche Bauren ſich kaufen, und nun Edelleute heißen wollen, weil ſie Vaſallen ſind. Eine jede Meierey, — ein jedes noch ſo kleines Landhaus, heißt gleich ein Lehngut, — und man kann von den meiſten ſagen, was der Dichter von einem gewiſſen Varro ſagt: —

„Varro vocat fundum quem poſſis mittere funda,
„Ni tamen exciderit, qua caua funda patet.

Dieſe Vaſallen ſind auf ihren Adel ungemein ſtolz, und wollen ſchlechterdings ſo genennt ſeyn. Einige, denen dieſer ihr Adel doch verdächtig ſcheint, wenden alles mögliche an, durch Geld und andre Mittel von den Fürſten, und Königen dergleichen Adelbriefe zu erhalten.

Die wenigen Familien von würklich altem Adel, die in der Schweiz ſind, haben gemeiniglich nicht viel Vermögen, und können ſich alſo

nicht ſonderlich hervorthun. Daher maßen ſich die neuen Familien vieler Vorzüge über ſie an, und verurſachen, daß ſie mehr Aufwand machen, als ſie bezahlen können, wie Juvenal ſagt:

— — — Hic viuimus ambitioſa
Paupertate.

Das Schickſal dieſes Adels iſt in aller Abſicht traurig. Wenn ſie auch gleich der Obrigkeit nichts oder doch nur ſehr wenig geben, ſo ſind ſie von allen Aemtern von Wichtigkeit ausgeſchloſſen. Die reichſten unter ihnen haben daher alles zu thun, daß ſie ihr Auskommen haben, und die armen ſind genöthigt, ihr Glück in fremden Kriegsdienſten zu machen. Auch das gelingt ihnen nicht immer. Theils hält es ſchwer, daß ſie als Fremde auswärts unterkommen, — theils haben die Bürger ihres Landes im Kriegsdienſte ſelbſt weit mehr Glück als ſie. Die Kantons ziehen ihre Bürger allemal ihren andern Unterthanen vor, wenn ſie einem Fürſten, oder ſonſt einem Staate eine Armee überlaſſen; — ausgenommen, daß man einem alten Gebrauch gemäß zu acht Kompagnien die Hauptleute aus den Unterthanen der Kantons wählet.

Zum Handel wollen ſie ſich nun ſchlechterdings gar nicht entſchließen, weil ſie dadurch ih-

rem Adel etwas zu vergeben gedenken; — in den geiſtlichen Stand treten ſie eben ſo wenig, weil es ihnen eine Schande zu ſeyn dünkt, ein Geiſtlicher und doch ein Edelmann zu ſeyn. Sie opfern das beſte vergnügteſte Leben kleinen, unbedeutenden Titeln auf; — und begnügen ſich, wenn ſie eine kleine Wieſe, — oder einen Meierhof zu ihrem Domainengut haben.

Die Bürger in den **ariſtokratiſchen Kantons** kann man in drey verſchiedene Klaſſen abtheilen.

1. in Kaufleute und Künſtler.

2. in ſolche die Profeßion von der Feder machen. (Gelehrte.)

3. In Kriegsleute.

Die erſte Klaſſe ſteht in dem üblen Ruf, daß ſie ſtolz und faul ſey. Zwey beſondre Freiheiten ſind daran Schuld. Einmal haben ſie das Recht, weil ſie Bürger ſind, an der Regierung Theil zu nehmen. Hiernächſt können ſie einem jeden, der kein-Bürger iſt, unterſagen, in den Städten eine Profeßion zu treiben. Daraus entſteht ein doppelter Nachtheil; — daß die Einwohner ihre Waaren ſehr theuer bezahlen müſſen, — und daß es keine geſchickte Handwerksleute in der Schweiz

giebt. In den meiſten Kantons wollen die Kaufleute nichts ſagen. In St. Gall und einigen andern Städten des Kantons Bern giebt es einige, die ſeit einiger Zeit einen ſtarken Handel mit Flachſe treiben. Außerdem haben in Bern verſchiedene von den vertriebenen Reformirten aus Frankreich ſeidene Stofffabriken angelegt. Kaufleute, welche ganz im Großen handeln, giebt es nur ſehr wenig.

Unter der Benennung **Leute, die von der Feder Profeßion machen**, verſtehet man alle diejenige, die ſich auf die Staatswiſſenſchaft und Rechtsgelehrſamkeit legen, und ſich der Republik gänzlich widmen, wenn ſie auch würklich vorhero außerhalb ihrem Vaterland gedient haben. Ueberdem begreifet man darunter auch noch alle, die ihr Glück in irgend einer Kanzeley machen wollen. In Bern und Soluthurn rechnet man ſichs beinahe zur Schande an, ein Kaufmann oder ein Künſtler zu ſeyn. Daher laſſen ſich in Bern faſt alle junge Leute von guter Familie zu Notarien beſtellen, weil es ſehr viele Stellen giebt, wo man Notarius ſeyn muß, — und ſie alſo dadurch einen Weg zu ihrem Glück zu finden vermeinen.

Zu den **Kriegsleuten** gehören alle die, welche in auswärtigen Dienſten geweſen, oder noch ſind.

Sonſt war dieſer Stand der geehrteſte in der Schweiz, weil man die Kriegswiſſenſchaft für die nüzlichſte unter allen andern anſahe. Anizt ſchäzt man hingegen Gelehrte weit höher, weil man aus ihnen die höchſten Aemter im Staat zu beſezen pfleget. Jene bleiben daher entweder immer in Dienſten, oder ſie verlaſſen ſie nur alsdann, wenn ſie ſoviel gewonnen haben, um von ihren Zinſen leben zu können. In dieſem Fall nehmen ſie gemeiniglich eine Vogtey an, wenn ſie nämlich zu den Zweyhunderten gehören. So bald ſie zu einem öffentlichen Amte berufen werden, müſſen ſie auch ihre Kriegsdienſte gänzlich niederlegen.

Es iſt allerdings wahr, daß eben durch die Kriegsdienſte, beſonders in Frankreich viel Vermögen in die Schweiz gekommen iſt. Wenn man aber bedenkt, daß viele Officierer in fremden Dienſten ihr Leben verlieren, oder durch andre Umſtände verhindert werden, einen Poſten zu bekommen, wobey ſie etwas ſparen können; — und daß alle Subalternen nothwendig ihr eigenes Vermögen zuſezen müſſen; ſo wird es ſich gar leicht berechnen laſſen, daß eben durch die auswärtigen Kriegsdienſte mehr Geld aus dem Lande gehe, als hereinkömmt.

Unter den Bürgern giebt es einige wohlhabende adeliche Familien, unter welche die ſechſe in Bern gehören, die man wegen ihres Vermögens und Anſehens vorzugsweiſe Adeliche nennt. Sie haben ſich indeſſen mit der Bürgerſchaft ſo ſehr vermiſcht, daß ſie nunmehro beinahe gar keinen Vorzug mehr haben, als den, daß man ſie Junker nennt, und ſie, jedoch nur in dem kleinen Rath, gleichen Antheil an der Regierung des Staats haben.

Zwanzigſtes Hauptſtück.

Von dem Handel in der Schweiz.

Liegt ein Staat bequem für den Handel, ſo iſt es die Schweiz. Alle Landesprodukte, und Manufaktur-Arbeit kann auf der einen Seite über die Rhone und das mittelländiſche Meer nach Frankreich, und auf der andern über den Rhein nach Deutſchland, — nach den Niederlanden geführt werden. Im Lande ſelbſt kann man durch Hülfe der Seen und Flüſſe alle Waaren von einem Orte zum andern bringen. Italien iſt das einzige Land, wohin der Transport der Waaren etwas ſchwer iſt. Daher müſſen ſich die Einwohner, ſo wie auch andre Nationen der Mauleſel bedienen.

Der Handel in der Schweiz iſt ſeit geraumer Zeit ſehr beträchtlich geworden, und der Handel der Stadt Zürch ungemein alt, und ſeines Sees und des Fluſſes wegen vortheilhaft. Sonſt waren ſo viele Lederbereiter in Bern, daß man ſie in zwey Innungen abtheilen mußte. Eben daſelbſt und in Freiburg ſind die ſehr guten Tücher von alten Zeiten her bekannt geweſen. Baſel hat gleichfalls ſchon ſehr lange Handel getrieben.

Die auswärtigen Produkte werden anizt beinahe Bedürfniß für die Schweizer, da man ſich

von der alten Frugalität entwöhnet, die vor Zeiten der Nation ſo viel Ehre machte. Man ſcheint recht drauf zu denken, daß man neue Lebensbedürfniſſe finden möge; — ob es gleich nicht ſchlechterdings nöthig iſt, ſie zu haben. Das Salz, und zum Theil auch das Getraide ausgenommen, brauchte man eigentlich nichts auswärts kommen zu laſſen. Die Schweizer haben Holz — Wein — Hornvieh und Schafe — viel Flachs u. ſ. w. kurz die nothwendigſte Produkte im Ueberfluß.

Pferde, Hornvieh, Butter und Käſe werden häufig außerhalb Landes geführet. Frankreich bekommt jährlich, wenn Krieg iſt, eine große Menge Remontepferde für die Kavallerie, Dragoner und Artillerie, oft wohl Zehntauſend in einem Jahre. Der König von Sardinien hat gemeiniglich deutſche Pferde für ſeine Kavallerie, und Schweizeriſche für die Dragoner und Artillerie. Sollte er einmal mit dem Kaiſer zerfallen, ſo müßte er alle Pferde aus der Schweiz nehmen. Auch nach Mailand und in die Lombardie verhandeln die Schweizer ihre Kutſchpferde. Die Leinwand bringt indeſſen jährlich ſo viel ein, als alle dieſe Waaren zuſammen genommen. Sie wird nach Frankreich, — Spanien, — Italien und Deutſchland verhandelt. Außerdem treibt man mit Flohr, — Packleinwand, und Kräutern großen

Verkehr, und löſet mit dem Verfahren des Kirſch- und Wacholderbeer-Brantweins * nach Deutſchland und Holland anſehnliche Summen.

* Wir könnten ihnen eben dieſe verſchiedene Waſſer nachmachen.

Das Kirſchwaſſer, z. B. welches kein Infuſum, ſondern ein Geiſt aus den Früchten ſelbſt iſt, wird gröſtentheils aus friſchen, manchmal auch aus trocknen Kirſchen auf folgende Weiſe gemacht.

Man nimmt ſo viel friſche kleine, ſchwarze wilde Kirſchen als man will, ohne Stiele, füllet damit ein Faß ſo weit, daß für die Gährung Raum genug bleibt. Dieſe Kirſchen ſtößet man in dem Faſſe mit einem groſſen Holze, nur in ſo weit, daß die meiſten zerquetſchet werden, und läſſet ſolche, ohne Waſſer hinzuzuthun, in dem Faſſe gähren. Die Gährung geſchieht, nachdem das Gefäße mäßig warm ſtehet, und die Parthey groß iſt, in 14 Tagen, auch 3 bis 4 Wochen. Bey der Gährung müſſen ſolche um den andern Tag umgerührt, und die oben ſtehenden immer wieder hinunter gedrückt, das Faß auch während der Gährung, mit einem Tuch und Deckel darüber, ſo gut als möglich, vermacht werden. Das beſte Zeichen der vollendeten Gährung iſt, daß es ruhig und ſtill ſtehet, das Dicke ſich zu Boden geſezet, und oben alles klar iſt. Wenn man es abziehet, ſo muß man es, ſo bald es in der kupfernen Blaſe zu kochen anfängt, nochmals darinnen umrüh-

In St. Gall ſind fürtrefliche Leinwand-Fabriken, die zwar mit der Holländiſchen in keine Vergleichung kommen, dem ſchweizeriſchen Adel aber wegen der wohlfeilen Preiſe vorzüglicher ſind. In Genf ſind die Einwohner zur Induſtrie ſehr aufgelegt, und treiben nicht nur alle Arten von Handel in der Stadt, ſondern nehmen auch im-

ren, damit das Anbrennen verhütet werde. Was nun abgeht, hat die gehörige Güte, ſo lange es klar kommt; — das folgende, ſo man Nachbrand heißet, iſt ſchlecht und ſchwach, und wird zu einer künftigen Deſtillation gethan, da es denn rektificirt übergehet, und ohngefähr zur Hälfte. Wenn man zu den gegorenen Kirſchen etwas zerſtoßene Kerne ſchüttet, ſo erhält davon der Spiritus einen höchſt angenehmen Geſchmack.

In verſchiedenen Gegenden der Schweiz verfertigt man, und zwar ebenfalls ohne Zuſaz von fremden Brandwein aus den Beeren des Brombeerſtrauches einen Geiſt, und der Geſchmack übertrift bey den Liebhabern den von dem Kirſchgeiſt. So ziehet man auch im Kanton Uri, und ſonſt hie und da durch die bloße Gährung (jedoch wie bey den Kartoffeln geſchiehet,) mit hinzugegoſſenem Waſſer, aus Gentian und Aſtrantia Wurzel, Spiritus. Der Geſchmack iſt zwar unangenehm, man hält aber beide für geſund, und ſie ſollen beide mediciniſche Eigenſchaften haben.

mer mehr Arbeiter und Künſtler aus der Fremde auf, unter denen beſonders die vertriebene Reformirte aus Frankreich viele bis dahin unbekannte Manufakturen angelegt haben. Es befinden ſich auch viele reiche Banquiers daſelbſt, die nach Frankreich und Italien große Summen negociiren. Die reformirten Kantons legen ſich indeſſen weit mehr auf den Handel, als die katholiſche; — und Lucern, — Freiburg, — ſelbſt Soluthurn, deſſen Lage doch ſo ſehr vortheilhaft für die Einwohner ſeyn könnte, ſind gerade diejenigen Städte, welche am wenigſten darauf bedacht ſind.

Den Nuzen, den ſie aus ihrem Handel und Manufakturen ziehen, verbrauchen ſie größtentheils auf den nothwendigſten Ankauf der Bedürfniſſe des Lebens, und deſſen, was zur Bequemlichkeit deſſelben gehört. In manchen Kantons fehlt es ſo gar an den nöthigen Brodkorn und Wein; — doch liefern die Mailänder und die Schwaben dieſe beide unentbehrliche Dinge. — Das Land hat auch kein Salz; — daher kaufen es die Einwohner, ob ſchon eben nicht ſonderlich theuer, aus Tyrol, — Franche-Comte' — und Baiern. — Gemeiniglich nimmt es ein jeder Kanton, um die Fuhrenkoſten zu erſparen, von ſeinem nächſten Nachbar, und ſchließet zu dieſem Ende mit den jedesmaligen Innhabern der Salzgruben einen

Kontrakt, nach welchem ſie ihm jährlich nach einen gewiſſen einmal beſtimmten Preis eine gleichfalls feſtgeſezte Quantität Salz liefern müſſen. So wird der Oberherr eines jeden Kantons ein Salzhändler, und verhandelt Salz an Privatperſonen. — Die vor kurzem nahe bey Aigle im Kanton Bern entdeckte Salzquelle, wird nur erſt nach geraumer Zeit hinreichen, die Schweiz ganz mit Salz zu verſorgen.

Da die Schweizer wenige Manufakturen von Wolle, — Ziegenhaar, — oder Seide haben, ſo müſſen ſie viel Zeug zu Frauens, — Manns, — und Nachtkleider von fremden Kaufleuten nehmen. Die Bauren brauchen die groben Landtücher; — aber Leute von Rang nehmen auswärtige. — Die Manufakturiers ſind, wie ich ſchon erwähnt habe, in der Arbeit mittelmäßig, und ſelten ſehr gut. Dieß kommt größtentheils daher, weil ſie nicht genug belohnt werden. Hiezu kann man das abgeſchmackte Vorurtheil der Nation hinzufügen, daß alles, was aus der Fremde kommt, den einheimiſchen Waaren unendlich vorzuziehen ſey — Noch kann man die allen Franzoſen angeborne Gabe ſezen, ihre Waaren dem Käufer auf das lieblichſte anzuſchwazen, und ſo gar den geringſten Landmann zu bereden, daß er alle ſeine Be-

dürfniſſe ſchlechterdings aus Frankreich müſſe kommen laſſen.

Wenn man alles zuſammen vergleicht, was für Landesprodukte aus der Schweiz geführt werden, und was der Luxus, die übertriebene Verſchwendung, — und die knechtiſche Nachahmungsſucht der franzöſiſchen Wichtigkeit für Waaren hereinbringt; — ſo wird man ſich mehr darüber wundern müſſen, daß würklich noch Geld in der Schweiz iſt, als es auffallen kann, daß die Einwohner in einer ziemlich großen Armuth leben. Indeſſen bleibt doch Gold und Silbergeld in der Schweiz allemal rar. Man kann hievon folgende Gründe angeben.

1) Man ſammlet in den Kantons, in denen ein öffentlicher Schaz iſt, die Gold und Silbermünzen in denſelben zuſammen. Sie ſind folglich unter Privatperſonen nicht mehr in Gang, und gehen daher gewiſſermaßen für ſie verloren.

2) Kapitaliſten haben nicht immer Gelegenheit, ihr Geld ſicher anzuleihen. Landgüter, und Weinberge ſind zwar ſichre Hypotheken; — es ſind aber nicht viel Adeliche da, welche im Nothfall ihre Güter verſezen könnten. Daher kommts, daß Ka-

pitaliſten ihr Geld gemeiniglich in auswärtige Banken thun.

3) Ungemein viel Geld geht zur Unterhaltung der in fremden Dienſten ſich befindenden jungen Edelleute und Subalternen-Officiers aus dem Lande, weil man ihnen ſo lange nachſchickt, bis ſie eine Kompagnie haben.

4) Die Reiſen in fremde Länder nehmen auch viel Geld weg. Gemeiniglich wollen die jungen Reiſenden in der Fremde einen gewiſſen Pomp und Staat machen, und verſchwenden in ſechs Monat in Paris oder Rom, oder London oft ſo viel, als ſie in ihrem ganzen Leben kaum gewinnen können.

5) Der in der Schweiz eingeführte Luxus, und die weichliche Lebensart vermindert das Geld auſſerordentlich.

6) Sehr viel Kapitaliſten, beſonders Bürger aus Bern, ſchicken ihr Geld nach England, um dafür bey der Südſee-Kompagnie Aktien zu kaufen.

Um dem Handel aufzuhelfen, hat man nun allerdings recht wohl gethan, daß man die auswärtigen Waaren verboten, — den Manufakturen und Fabriken aufgeholfen, und Geſeze gegen den Luxus, beſonders gegen die Kleiderpracht gegeben hat. Da-

durch iſt zwar der gute Endzweck zum Theil befördert worden. Es ſind anizt in der Schweiz ungemein viel ſchöne Manufakturen. Die reformirten Kantons treiben mit ihren Kattundruckereien anſehnliches Gewerbe. An Färbereien und guten Bleichen iſt kein Mangel. Man ſpinnt und macht Floretſeide, und **maſchinirte** oder Organſinerſeide, und webet halb und ganz ſeidene Zeuge, welche leztere zum Theil mit Gold und Silber durchwirket ſind, und Sammete. Man macht auch ganz und halbſeidene Strümpfe und Schnupftücher, — ſeidenes Band, — gemengte Zeuge aus Wolle oder Baumwolle, — wollene Strümpfe und Handſchuhe, — Netteltuch und Kattun, — Glanzleinwand von feiner mittlerer und grober Art, — gute Hüte, — auch gutes Schreib- und Druckpapier. — An verſchiedenen Orten wird auch unächtes Porcellan verfertiget, auch Buchdruckerſchriften. Es giebt auch Eiſenfabriken.

Die Strenge der Geſeze gegen den Luxus hat aber ſehr bald nachgelaſſen. — So iſt es durchgehends in der Welt geweſen. Pompejus wollte die Römer zu ihrer erſten alten Einfalt wieder zurückbringen, — er mußte aber im kurzem das gegebene Geſez wieder aufheben. Man gab dem Frauenzimmer in der Schweiz zu bald Erlaubniß, von dieſem Geſeze eine Ausnahme zu machen, —

und ſich bey Hochzeiten, — an feſtlichen Tagen, und ſonſt bey andern Feierlichkeiten in Seiden kleiden zu dürfen. Dies riß immer weiter ein; man ſieht gegenwärtig die meiſten Damen gewöhnlicherweiſe in dem ſtolzeſten Gewand einhergehen, und es bleibt eine ungemein ſeltene Erſcheinung, wenn die Frau eines Land-Ammanns, gleich einer alten Sabinerinn, ſich an wollenen Zeugen begnüget.

Ob man gleich, wie ich bereits oben erwähnt habe, den reformirten Proteſtanten viele Freiheiten eingeräumet hat, welche auch den Handel durch die Anlegung vieler Manufakturen ungemein empor gebracht; — ſo iſt man doch in manchen Kantons bey der Aufnahme eines Fremden auſſerordentlich ſchwürig. In Zürch und in den demokratiſchen Kantons ſezt ſich gemeiniglich das Volk dagegen. In Genf ertheilt man weit gefälliger das Bürgerrecht; — und blos daher muß man es auch erklären, daß in den reformirten Städten, wo die Obrigkeit und die Bürger harmoniren, der Handel immer blühender werde.

Ein und zwanzigſtes Hauptſtück.

Von den Staatseinkünften der Eidgenoſſenſchaft.

Die Helvetier, in der Ariſtokratie ſowohl, als in der Demokratie, müſſen jederzeit als ein ganz freies, unabhängiges, und zwangloſes Volk angeſehen werden. Sie ſind daher immer bewaffnet. Nur ein Wink iſt nöthig, um ſie an einen Ort zu verſammlen. Heute pflügen ſie den Acker, — und morgen ziehen ſie der Fahne nach. Sie halten ſich ihre eigene Waffen und Mondur. Mithin können die Magiſtrâte ihnen weder Kopfſteuer, noch andre große Abgaben auflegen. Demohnerachtet bezahlen ſie folgende Abgaben.

1) Die gewöhnliche Steuer, von der der Eingeborne ſo wenig ausgenommen iſt, als der Ausländer.

2) Den Zehnden vom Getreide, Wein, von Hornvieh, — oft ſogar vom Obſt und Hülſenfrüchten.

3) Den jährlichen Grundzins, eine Abgabe, welche die Mönche und Weltgeiſtliche faſt auf alle und jede Grundſtücke zu ihrem Nuzen gelegt haben. Dieſe Abgabe dauret noch bis izt fort, ſo ſehnlich auch das Volk die Abſchaffung derſelben wünſcht.

4) Die herrſchaftlichen Renten. Dieſe müſſen ſie an manchen Orten dem Magiſtrat, an andern aber der Regierung des Ortes abtragen.

5) Die Kontributionen, zur Unterhaltung der Landſtraßen, — der Brücken, der öffentlichen Gebäude, u. ſ. w.

Hieraus erhellet, daß die Unterthanen der Kantons nicht wenige, ſondern viele Abgaben haben; — in ſo fern man nämlich auf die Größe, — auf die innre Beſchaffenheit, und auf den Handel des Landes Rückſicht nimmt. Denn — von ihnen eben die Abgaben einfodern wollen, die man in Frankreich und in den Niederlanden nimmt, — hieſſe die Einwohner in die völligſte Armuth ſtürzen.

Wollte man den Vermögenszuſtand eines Staats ſo berechnen, wie man es bey einer Privatperſon zu thun pflegt, daß man nämlich Einnahme und Ausgabe gegen einander hält; ſo werden einige Kantons nicht können arm genannt werden. — Ihre jährliche Einkünfte ſind zwar immer nur mittelmäßig, — doch überſteigen ſie ihre Ausgaben. Eine Republik hat überhaupt zwey ſehr beträchtliche Vorzüge vor einer Monarchie.

Einmal: Sind die Finanzen weit genauer eingerichtet, und es wird lange nicht ſo vie-

verſchwendet, als manchmal ein Fürſt oder König verthut.

Hiernächſt: Sind auch die gewöhnlichen Ausgaben der Regierung ſelbſt weit geringer, als in der Monarchie. Man ſparet, z. B. die ſehr beträchtlichen Koſten für den Hofſtaat, — für die Leibwache, — für den Prunk, den ein Fürſt machen muß.

Indeſſen hat ſie auch wieder das Nachtheilige; daß, wenn ſie ſich einmal zu einer gewiſſen Größe empor geſchwungen hat, nun auch ein jeder Bürger von ihr verlange, nicht nur, daß ſie ihn von dem Elend, von der Armuth, und andern Bedrückungen errette, ſondern daß ſie ihm auch ſo viel gebe, als er zur Erhaltung ſeines Ranges, — und zur Beſtreitung der ſeiner Geburt angemeſſenen Ausgaben gebrauchet. Verbindet man erſt mit Staatsämtern anſehnliche Einkünfte, ſo ſteht der Staat ſelbſt ganz gewiß am Rande ſeines Verderbens. Bewilligt man denen, die das Ruder führen, jährliches Gehalt, — ſo wird der geringſte Bürger auf den öffentlichen Schaz Anſprüche machen; — und, wie Tiber einſt dem römiſchen Senat ſagt: — die Foderungen werden nicht aufhören, und dadurch der Staat ganz gewiß über den Haufen fallen. Die Geſchichte lehrt es, daß man kein ſicheres Mittel habe, das Volk zum

Müßiggange zu verleiten, — es laſterhaft zu machen, und in die völligſte Dürftigkeit zu verſezen, als, wenn man es berechtigt, aus dem Schaze eine gewiſſe Beihülfe zu bekommen. In einer Republik muß man kein öffentliches Amt ſeines Privatnuzens, ſondern des allgemeinen Beſtens willen verwalten. Sonſt reichen die gewöhnlichen Einkünfte derſelben nicht zu, — und man würde tyranniſch mit dem Volke umgehen müſſen, wenn man die noch fehlenden Summen mit Gewalt einfodern wollte. Sind die öffentlichen Aemter mit großen Einnahmen verbunden, ſo drängen ſich die Mächtigſten mit Ungeſtüm nach ihnen, überwältigen, ſo zu reden, den Staat, und die weniger Begüterten, wenn ſie auch ſonſt noch ſo viele Verdienſte hätten, werden nicht geachtet.

Unter den Kantons, welche ich wohlhabend nenne, verſtehe ich ſolche, die ihre eigene zugethane Städte haben. Die kleinere Kantons haben kaum ſo viel, daß ſie die nothwendigſten Ausgaben beſtreiten können; — haben ſie etwa Geld nöthig, ſo ſchäzen ſie ſich ſelbſt, und bringen freiwillig ſo viel zuſammen, als ſie brauchen. — Ihre ſonſtige Einkünfte, die jedoch nur ſehr mäßig ſind, verwenden ſie auf die Unterhaltung öffentlicher Gebäude, u. ſ. w. Da der Handel bey ihnen nicht viel auf ſich hat; — Künſte und Wiſſenſchaften verglei-

chungsweiſe faſt gar nicht blühen; — da ihre Staaten ungemein klein ſind, und die **demokratiſche** Regierungsform nicht erlaubt, dem Volke eine Kontribution aufzulegen; — ſo muß der Schaz, den ſie haben, auch nur klein ſeyn. — Ueberdem denken die Einwohner nicht einmal daran, für reich gehalten zu werden. Sie athmen Freiheit, — und dies iſt ihr höchſtes, liebenswürdigſtes Gut. — Genügſam bey ihrem Beſiz beneiden ſie nie ihre reichere Nachbarn, — und ſchmachten weder nach Eroberungen, — noch nach Vergrößerung ihres Staats. Ihr Vaterland beſchüzt ſich ſelbſt, und braucht ſich vor keinen Feind zu fürchten. Der Staat, der ſie unterjochen wollte, würde auch ganz gewiß keinen Vortheil, ſondern vielmehr erhebliсhen Schaden haben. Auſſerdem, daß er ſie ſich ſo leicht nicht würde unterwerfen können, müßte er ganz gewiß mehr Koſten zu ihrer Ueberwindung anwenden, als er hernach von ihnen Gewinn ziehen würde.

Die ſieben übrigen Kantons, welche eigene zugethane Städte haben, bekommen auch verhältnißmäßig mehr Einkünfte, als die Katholiſchen, weil jene die Klöſter- und Kircheneinnahmen zur Zeit der Reformation zur allgemeinen Staatskaſſe geſchlagen haben. In den Katholiſchen ſind noch manche Klöſter, die ſo viel und noch mehr Intraden ha-

ben, als der ganze Kanton; — und doch ſind ſie ſo gewiſſenhaft, daß ſie ſelbſt im Nothfall, oder bey auſſerordentlichen Bedürfniſſen öfters anſtehen, ob ſie auch dieſen reichen Häuſern etwas abfodern ſollen. In den **reformirten** Kantons überſteigt hingegen die Einnahme allemal die Ausgabe. Von den **Kirchengütern** beſolden ſie nun freilich ihre Kleriſey; — allein auch dieſe Ausgabe iſt geringer als das, was ſie ihnen einbringen.

Drey katholiſche Kantons, **Lucern**, — **Soluthurn**, — und **Freiburg** haben auch ihre zugewandte **Städte**, deren jede etwas einbringt; — die Einnahmen ſind aber ſo gering, daß ſie beim Schluß der Jahresrechnung faſt nichts zurücklegen können.

Baſel und Schafhauſen, ſo klein ſie auch ſind, werden durch ihren Handel verhältnißmäßig reicher als dieſe drey katholiſche Kantons, — und haben allemal einen **Nothpfennig** in ihrem Schaze liegen. **Zürch** und **Bern** ſind im ſtrengſten Verſtande reich.

Ehe ich die Einnahmen des Kantons Bern näher unterſuche, will ich folgende allgemeine Anmerkung vorausſchicken. — Es iſt freilich bekannt, daß alle Staaten ſowohl Monarchien, als Republiken, gewiſſe Quellen ihrer Finanzen haben. Bern und die andren Schweizer **Kantons** ſchöpfen

auch aus ſolchen gewiſſen Fonds; nur iſt die Eidgenoſſenſchaft hierinn von allen andern Staaten unterſchieden, daß ſie gewiſſe Produkte haben, die ſich bey andern Nationen gar nicht finden, daß hingegen andre Nationen ihre Finanzien aus ganz andern Dingen vermehren, die in der Schweiz nicht angetroffen werden. Ich will mich deutlicher erklåren. Die Staatseinnahmen in der Schweiz werden weder durch Kopfſteuer, – noch gewaltſame Auflagen, — noch von dem Schweiß der Unterthanen erpreßt. – In mehr als einem der gegenwårtigen Staaten trifft es ein, was Tacitus von ſeiner Zeit ſagt: „Gaza publica luxu et largitionibus exhauſta per latrocinia replenda „eſt.“ Zwar muß die Nation den Pomp in Gebåuden, – die oft bis aufs Erſtaunen hinreiſſende Pracht des Hofes, — Leibgarden und Opern entbehren. – Ein glånzendes Elend! wenn mit dem Blut der Unterthanen der Grundſtein zu den Gebåuden gelegt iſt, wenn der Schmuck der Gårten, und der Glanz des Theaters die Augen der Fremden blendet; indeſſen, daß die Unterthanen betteln, und ihre Kinder vor Hunger verſchmachten! – Noch nach langen Jahrhunderten wird Helvetiens geſegnete Nachkommenſchaft ihren Urvåtern die Sparſamkeit und die edle Simplicitåt

verdanken, die vielleicht izt ihren Enkeln ſo läſtig iſt. — — —*

Die Staatseinnahmen von Bern kommen aus folgenden fünf Quellen:

Erſtlich, aus den Domänengütern des Staats. Hieher gehöret der anſehnliche Vorrath von Getraide und Wein, der in gewiſſen großen Magazins aufbehalten, und in der Theurung dem Volke verkauft wird. Dieſe Magazine ſind beſonders noch für Kriegszeiten beſtimmt, damit die Truppen aus ihnen erhalten werden. Daher wird auch den Vögten beſtändig eine Anzahl von Getraide angewieſen, welches ſie bey großer Strafe ohne Einwilligung des Magiſtrats weder verkaufen, noch vertheilen können.

Zweytens: Aus dem Zehnden. Dieſer Zehnde iſt ſehr willkührlich eingetheilet. Es giebt freie Landgüter des Adels, die ihn nicht bezahlen; — auf der andern Seite müſſen andre Edelleute ihn entrichten, da verſchiedene Bauren und Landleute davon befreiet ſind. Oft geben ihn die Edelleute an die Bauren. Er muß nicht blos von den Früchten der Erde, ſondern auch von den Thieren, und allem andern gegeben werden, ob er gleich an manchen Oertern ſich blos auf das Korn, — den Wein, — und das

Heu erſtreckt. In Graubündten giebt man den Funfzehnden, nicht wie in der eigentlichen Schweiz in Garben oder Haufen, ſondern in Körnern.

Uebrigens wird dieſe Einnahme größtentheils auf die Beſoldung der Vögte, — der Geiſtlichkeit, — und der Staatsbedienten verwandt, es kann alſo nur wenig davon in den Schaz kommen.

Drittens: Aus einer gewiſſen Abgabe, die auf die Ländereien gelegt iſt. Das iſt nicht ſowohl ein Impoſt, ſondern blos ein Recht, welches aus einer Erbpacht herkommt, wodurch der Beſizer des Gutes einem Andern den völligen Genuß, und ſogar eine Art von eigenthümlichem Beſiz unter der doppelten Bedingung überlaſſen hat, daß er die ihm überlaſſenen Aecker kultivire, und ihm jährlich eine gewiſſe Summe bezahle, um ihn dadurch als den Herrn des ihm überlaſſenen Gutes zu erkennen. — Die Schweizer haben dieſen Gebrauch, ſo wie viel andre ihrer Geſeze und Gewohnheiten von den Römern entlehnt. — Dieſe theilten die dem Feinde abgenommene Aecker unter Privatperſonen aus, und überlieſſen ſie ihnen zur Kultur und zum Gebrauch, mit der Bedingung, daß ſie jährlich eine gewiſſe Summe nicht als Impoſt,

ſondern aus Pflicht gegen den eigentlichen Herrn des Gutes abgeben ſollten. Dies nannte man Kanon, – Penſio, – Emphyteuſis. Wie die Römer, haben auch die Schweizer verſchiedene Arten von Erbpacht, die meiſten ſolcher Erbpachtungen ſind erblich; — die andern richten ſich nach gewiſſen darüber gemachten Kontrakten. Es läßt ſich nicht genau ſagen, wie hoch dieſe Abgabe gehe. Die Fruchtbarkeit der Oerter macht einen gewaltigen Einfluß. — Von fruchtbaren Feldern wird mehr, von unfruchtbaren weniger gegeben.

Viertens: Aus dem Zoll, der auf die Waaren gelegt iſt. — Dieſer Zoll iſt freilich bey weitem nicht ſo ſtark, als in andern Ländern, — er wird auch nach Befinden der Umſtände verringert. Indeſſen bleibt er doch eine ungemein beträchtliche Einnahme, weil alle Waaren, die aus Italien nach Deutſchland, oder in die Niederlande, und alle, die aus Deutſchland und den Niederlanden nach Italien verfahren werden, ſelbſt die, welche auf der Achſe aus Frankreich nach Deutſchland gehen, das Schweizergebiet nothwendig paßiren müſſen.

Fünftens: Aus dem Salz. Dieſer Artikel bringt dem Kanton Bern das meiſte ein. Ob er es gleich wohlfeiler verkauft, als die Fran-

zoſen, ſo macht doch die auſſerordentliche Menge, welche in der Schweiz verbraucht wird, daß es ganz gewiß eine der beſten Staatseinkünfte iſt.

Es iſt noch eine andre Abgabe in der Schweiz, die man Lok oder Lot nennt. Sie iſt eben das, was bey den Rechtsgelehrten Laudemium oder Lauda, bey den Deutſchen Los oder Laude, und bey den Franzoſen Lots und Ventes heiſſet. Man verſteht darunter eine gewiſſe Geldſumme, die der, welcher liegende Gründe an ſich bringt, dem Herrn deſſelben bezahlen muß. Faſt in allen Ländern iſt dieſe Summe auf einen verſchiedenen Fuß geſezet. In Pais de Vaud, bezahlen die unadeliche Güter den zehnden Theil von dem Werth des Guts, — iſt es adlich, ſo bezahlen ſie den ſechſten Theil. Die deutſche Abgabe Ehrſchaz genannt bedeutet gegen dieſen Laude gar nichts.

Kann etwa der Käufer eines adelichen Guts ſeinen Adel nicht ſchriftlich beweiſen, ſo muß er dem Magiſtrat eine gewiſſe Summe bezahlen, welche willkührlich iſt. Die Bürger in Bern machen hievon eine Ausnahme, und genießen mit den würklichen Edelleuten faſt gleiche Vorrechte.

Was nun aber dieſe ſämmtliche Artikel zuſammen genommen dem Kanton Bern für eine Hauptſumme von Geld einbringen, läßt ſich gar nicht

beſtimmen, weil die beträchtlichſten Einkünfte in Korn und Wein beſtehen; — folglich nach der Verſchiedenheit des Preiſes, den Korn und Wein hat, auch verſchieden ausfallen. Da nun der Staat keins von beiden verkauft, wenn die Preiſe ſehr gering ſind, ſo eräugnet es ſich nicht ſelten, daß er oft viele Jahre hintereinander gar kein Geld in den Schaz zurücklegen kann, da er im Gegentheil im Stande iſt, in einem andern Jahr viel zurück zu legen. Von Zürch und Bern kann man eher behaupten, daß ſie eine anſehnliche Summe in ihrem Schaze müſſen liegen haben. Man behauptet, daß Bern gegenwärtig 1200000 Thaler auf Intereſſen ausgeliehen habe, und daß dieſe Summe doch noch nicht der ſechſte Theil ſeines Schazes ſey. — Zürch kommt ihm lange nicht gleich. Die Einnahmen von Bern könnten jährlich ohngefähr 300000 Thaler, und die von Zürch etwa die Hälfte ſeyn. Dieſer Berechnung zufolge würde Bern alle Jahr 100000 Rthlr. und Zürch 50000 Thaler zurück legen — doch das ſind Vermuthungen und weiter nichts. Ich bin nicht im Stande, über die eigentliche Summe der Einkünfte der Kantons etwas gewiſſes anzugeben.

Dir ſechs demokratiſche Kantons haben, wie ſchon einmal erwähnt worden iſt, gar keine fixirte Einnahmen, und von den ſieben andern, die

Städte haben, nehmen die drey katholiſchen etwas weniges mehr ein, als ſie zur Beſtreitung der ordentlichen Staatsausgaben brauchen. Mit dieſem kleinen Ueberreſt ſind ſie demohnerachtet im Stande drey oder vier Monate hindurch, je nachdem ſie viele oder wenig Truppen auf die Beine bringen können, Krieg zu führen. Von den kleinen Kantons Baſel und Schafhauſen läßt ſich eben dieſes behaupten. Ueberhaupt können aber die katholiſchen Kantons kein Geld in den Schaz legen, einmal, weil der Handel bey ihnen entweder gar nicht oder doch nur wenig blühet, zweytens, weil die Mönche und Ordensleute durch den Zehnden und andre Abgaben, welche ſie einfordern, faſt alle Einnahmen des Landes vor ſich nehmen.

In den demokratiſchen Kantons geht die Freiheit des Volks ſo weit, daß ſich ein jeder für einen ſouveränen Herrn hält, — und an den öffentlichen Schaz und deſſen Bereicherung nicht viel gedenket. In den Kriegen hat man bemerkt, daß ſie ſich an manchem Tage zum Streit eingefunden, auf den Feind auch einen muthigen Ausfall gethan, aber noch vor Abend wieder zu Hauſe geeilet ſind. In den Kriegen gegen die Reformirte verſprach ihnen der Pabſt große Subſidien, die er ihnen aber nicht hielt. Daher kommt es, daß ſie alle-

mal erſt bezahlt ſeyn wollen, ehe ſie zu den Waffen greifen.

Sollte bey einem ſich eräugnenden Kriege der Schaz kein Geld haben, ſo tragen die Privatperſonen nach Proportion ihres Vermögens bey, um die zur Beſorgung der nöthigſten Ausgaben erforderliche Summe anzuſchaffen. Außer dem Schaz liegen faſt in allen Schlöſſern, wenigſtens in Kanton Bern einige Summen bereit, um die Armee ſogleich auszuzahlen, wenn ſie etwa marſchiren ſollte.

Zu einem langwierigen Krieg iſt die Schweiz ſchlechterdings nicht ſituirt. Auf ſteilen hohen Gebirgen, auf unerſteiglichen Klippen läßt ſich eine Armee nicht eben ſonderlich lange halten, nicht einmal zu gedenken, daß in einem zwar fruchtbaren Lande, das indeſſen einer fleißigen Kultur ſehr nöthig hat, keine Armee geraume Zeit bleiben kann, wenn der Landmann, dem der Ackerbau obliegt, Soldat ſeyn ſoll. Die Schweizer ſind überdem tapfer genug, um einen Feind nicht zu lange in ihrem Lande zu laſſen. Unterjochen, und Kopfſteuer, ſind ihnen gleich verhaßt. Ueber ihre Freiheit würden ſie lieber ihr Leben aufopfern. Man müßte ſie alſo ganz ausrotten, wenn man die Schweiz einnehmen wollte.

Der Kanton Zürch.

Ich komme nun auf die nähere Beſchreibung der Kantons. Man erwarte dabey nun gar nicht, daß ich mich an ein gewiſſes Syſtem im Erzählen binden, oder alle Kleinigkeiten erwähnen werde. Ich werde mich nur an das Intereſſanteſte halten, in ſo fern es nicht blos für den Schweizer allein nüzlich iſt, ſondern in ſo fern, als es zur Kenntniß der National-Sitten, — der Geſchichte des Landes, — des Staatsſyſtems, der Natur und Kunſtwerke, — des Handels u. ſ. w. nahe oder entfernt beiträgt.

Ich mache mit dem Kanton Zürch den Anfang, weil er dem Rang nach der erſte iſt.

Gegen Morgen gränzt er mit Thurgau, mit der Grafſchaft Toggenburg und Gaſter; — gegen Mittag an die Stadt Rapperſchweil, — und die Kantons Schweiz und Zug, — gegen Abend an die freien Aemter und an die Grafſchaft Baden, — und gegen Mitternacht, an den Rhein, der dieſen Kanton von Schafhauſen, und von dem Lande Kletgau trennt. Er begreift einen Theil des Landes der alten Tiguriner in ſich. Die Tiguriner machten ſich durch ihre Kriege mit den Römern und durch einen Sieg, den ſie einige Jahre vor Julius Cäſars Zeiten, über den Konſul

Kaſſius erfochten, berühmt. Ihre Nachkommen haben den Ruhm der Tapferkeit und eines unerſchrockenen Muthes alle Jahrhunderte hindurch erhalten. Im Jahr 1757 hat das Regiment von Lochmann Beweiſe davon gegeben. Eben aus dieſem Grunde haben die andern Kantons ihm den Rang überlaſſen; — und die Stadt Zürch iſt zwar nicht die Hauptſtadt der Schweiz, doch aber unter den andern die erſte.

Ihr Wappen iſt ein von Silber und blau ſchräg rechts getheilter Schild.

Zürch.

Dieſe Hauptſtadt des Kantons, die im lateiniſchen TIGVRVM heißet, iſt theils ihres Alters, — theils ihrer Macht, theils ihrer Schönheit wegen eine der anſehnlichſten Städte in der ganzen Schweiz. Sie ſoll nach den Annalen, die man in dem Kanton aufbehalten hat, noch 16 Jahr vor der Stadt Treves erbauet, von dem Attila verwüſtet, und vom Thurikus, des gothiſchen Königs Theodorich Sohn wieder aufgebauet worden ſeyn. Sie nennte ſich hierauf Thurikum, und ließ auch dieſen Namen auf ihre Münzen prägen. — Daraus iſt Zürch entſtanden. Dieſe Vermuthung hat weit mehr

Wahrſcheinlichkeit, als die Einbildung, daß Thurikus ein König von Arles geweſen ſey, und 1975 vor Chriſti Geburt gelebt habe.

Die Stadt liegt ungemein angenehm; — an zwey herunterhängenden Hügeln, und am Ausfluſſe eines großen Sees, der die Limmat verſchlinget, und ſie in zwey ungleiche Theile theilet, die aber vermittelſt der Brücken in Gemeinſchaft ſtehen.

Die gröſſere Stadt iſt vom Niederdorf- bis Oberdorfthor 1270 Schritt lang; und von dem Rathhaus bis an das Kronenthor 460 Schritt breit. — Die kleinere Stadt hat von dem Kratz bis an das Rennwegsthor 1050 Schritt in der Länge, und von dem Wirthshaus, zum Degen genannt, bis an das Auguſtinerthor 350 Schritt in der Breite. Der Umkreiß der ganzen Stadt innerhalb der Wälle macht 4220 Schritte aus. — Beide Theile der Stadt werden, wie ſchon geſagt, von zwey hölzernen Brücken zuſammen verbunden. Die größeſte dieſer Brücken, welche ohngefähr in der Mitte der Stadt, und nahe bey dem Rathhaus liegt, dient zur Promenade, und es werden auch allerley Früchte und Kräuterwerk auf derſelben verkauft. Auf der erſten Brücke hat man einen ungemeinen ſchönen Anblick. Man ſieht beide Seiten der

Stadt im Perſpektiv; — auf der einen Seite hat man die Ausſicht auf den See, auf der andern auf den Strom des Fluſſes. — Die Straßen ſind ungemein reinlich, und ſchön; — und die Häuſer, zwar ohne Pracht und Staat, aber doch ſymmetriſch und regelmäßig erbauet. — Sie kann als eine Feſtung angeſehen werden. Sie hat ſehr breite Graben, und iſt mit Quaterſtücken umgeben.

Unter den öffentlichen Gebäuden der größern Stadt die zur Rechten der Limmat liegt, zeichnet ſich die große Kirche ganz beſonders aus, welche Gros-Munſter, oder die Kirche des heiligen Felix und der heiligen Regula heißet, weil man glaubte, daß die Gebeine dieſer beiden Märtyrer der thebaniſchen Legion in derſelben vergraben lägen, die die alten Einwohner, als ihr Palladium verehrten. — In der Bauart der Kirche iſt lauter Simplicität, — die zwey Glockenthürme ſind das merkwürdigſte an ihr. An dem einen Thurm, auf dem auch die Glocken ſind, iſt von außen ein reitender Ritter in Stein gehauen, der vermuthlich den Herzog Ruprecht von Schwaben, den Stifter dieſer Kirche vorſtellet. — An dem andern Glockenthurme ſteht Karl der Große in Stein ausgehauen, mit einer goldenen Krone auf ſeinem Haupte, weil er dieſe Kirche ſehr reich-

lich beſchenkt hat. — — In der Kirche finden ſich verſchiedene Grabſchriften; — Eine der auffallendeſten iſt folgende: —

ANNO. DOMINI. MCCCCL. OBIIT.
D. IACOBVS. SCHWARZMVRER.
CANONICVS.— CAPITVLI. HVIVS:
ECCLESIAE. —
ITEM. AGNES. VXOR. LEGITIMA
PRAEDICTI. D. IACOBI.

Die Grabſchrift iſt auf einen gewiſſen Kanonikus, der 1450 ſtarb, und auf ſeine Frau Agnes gemacht. — „Es läßt ſich ſehr leicht erachten, „daß dieſer Kanonikus nur erſt als Wittwer in „den Orden getreten ſey.“ — — Die römiſche Kirche erlaubt dies.

Ehemals verſahe ein Kapitel von Domherren, das ſchon Chlodwig der dritte, König von Frankreich geſtiftet hatte, den Dienſt an dieſer Kirche. Als Zürch die Reformation annahm, wurden die Titel und die Einkünfte der Domherren beybehalten. Auf dieſem Fuß haben ſie noch izt dieſelben Güter, die ſie vor der Reformation hatten, mithin auch reichlich zu leben. Der Dechant und die andern Domherren machen zuſammen ein Kapitel aus. Einige von ihnen ſind Pfarrherren, — andre Profeſſores, — andre beſorgen

das Beſte der Kirche und der Armen. Man findet hier ein Kollegium und öffentliche Hörſäle, worinnen man die ſchönen Wiſſenſchaften, — die gelehrten Sprachen, die Theologie und Philoſophie lehret. — Hier iſt auch eine wohl beſezte Bibliothek, die beſonders viele ſeltene Manuſkripte hat. — Eine große auf Pergament geſchriebene lateiniſche Bibel fällt ſo gleich auf. Karl der Große ſoll ſie der Kirche verehrt haben. — — Desgleichen findet man einen anſehnlichen Briefwechſel des Bullingers mit vielen Gelehrten, der in verſchiedene Folio-Bände zuſammen gebunden iſt. Wenn auch manche Briefe unerhebliche Dinge enthalten, ſo liefern doch viele derſelben einen anſehnlichen Beitrag zur Reformationsgeſchichte. — Bullinger hatte ſeinen guten Ruf lange erhalten.

Das zwote merkwürdige Gebäude in dieſem Quartier der Stadt iſt das Rathhaus.

Es ward 1694 nahe an dem Ufer der Limmat auf die Grundſtücke des alten, welche man noch als dauerhaft und gut fand, erbauet, und nichts erſparet, was zu ſeiner Verſchönerung und Auszierung gereichen konnte. Die Koſten beliefen ſich auf 215315 Livres Zürcher Münze. Es iſt ungemein prächtig, nach allen Regeln der Symmetrie, von ſchönen Quaterſtücken, die ganz fürtreflich ver-

arbeitet ſind, erbauet. Das Portal, worauf vier oder fünf Stufen führen, iſt von ſchwarzem Marmor. Seine Säulen ruhen auf einem metallenen Fundament. — Oberwärts lieſet man folgende Inſchrift:

DEO.
et
PATRIAE. SAC.
HAEC. CVRIA. IVSSV.
ET. AVSPICIIS.
S. P. Q. T.
E. FVNDAMENT. EXTR. ET. CONDIT.
EST.
ANNO. CHR. MDCXCIV. ET. SEQQ.

* * *

Alles, was der Fleiß des Künſtlers vermochte, was der Meiſel des Bildhauers und der Pinſel des Malers leiſten konnte, — die höchſte Kunſt in Gips zu gießen, — alles iſt bis zur Verſchwendung hier angebracht. — In dem erſten Vorſaale hängen zwey große Schildereien, welche alle die verſchiedene Fiſche des Sees, und der Limmat vorſtellen. In den Zimmern ſelbſt ſind prächtige Gemälde, und außerordentlich ſchöne Kronleuchter, woran kleine Figuren von den Helden der alten Republiken und beſonders der Schweizer hän-

gen. — In den zwey Zimmern, wo ſich der Rath verſammlet, ſtehen zwey große Öfen mit hohen kronenartigen Aufſäzen gezieret, welche von weiſſen Backſteinen, und von **winderthurſcher** Arbeit, mit vielen Sinnbildern, beſonders mit Abbildungen von großen Schlachten, die den alten Helvetiern ihre Freiheit verſchafften, oder beſtätigten, verſehen ſind. — —

Nahe bey dieſer Brücke liegt die Waſſerkirche, welche den Namen von dem Waſſer führet, welches bey ihr vorüber flieſſet. Sie hat eine prächtige Bibliothek, in der ein Saal geht, der ſo breit und lang als die Kirche, und mit vielen Seltenheiten angefüllet iſt. — Dieſer Kunſtſaal enthält eine große Anzahl von Merkwürdigkeiten aus der Natur und Kunſt, welche alle in der fürtreflichſten Ordnung, und nach der völligſten Harmonie geſtellet ſind. — Man findet auch in demſelben große, ungemein genau gezeichnete Chärten von der Schweiz.

Eben nicht weit davon iſt nahe an dem Fluß eine ungemein künſtliche Maſchine, wodurch das Waſſer in die Stadt geleitet wird. — Sie beſteht aus großen Rädern beinahe ſo wie die, welche die Mühlen treiben. Sie haben große kupferne Eimer, welche durch ihr Herumdrehen das Waſſer aus dem Fluß ſchöpfen, und es in die Ka-

näle bringen, von da es in die Röhren läufet, die an denen Rädern feſt gemacht ſind, ſo daß es in die Häuſer der Privatperſonen hinein läufet.

Die kleinere Stadt, die an der Limmat zur Linken liegt, pranget gleichfalls mit fürtrefli-chen Gebäuden.

Ganz vorzüglich nimmt ſich die Kirche aus, Frauenmunſter genannt, weil ſie ehemals eine kö-nigliche Abtey für adeliche Nonnen war, die der König der Deutſchen, Ludwig, der Sohn Lud-wigs des Frommen, im Jahr 853 ſtiftete, und in der er ſeine Tochter Hildegardis zur erſten Aebtißinn beſtellte. — Dieſer Abtey gab er ſehr viel anſehnliche Freiheiten und Vorrechte, — z. B. Geld zu münzen, die Gerichtsbarkeit der Stadt zu verwalten, den Präſident und die übrigen Aſ-ſeſſoren des Gerichtstribunals zu ernennen und noch andre Rechte mehr, — nebſt ſehr vielen Ein-namen.

Zur Zeit der Reformation legte die damalige Aebtißinn, Katharina, die Tochter Johann Wernhers, eines Barons von Zimberen alle ih-re Rechte und Einnahmen vor dem daſigen Ge-richte nieder, und bat den Magiſtrat, daß er die Einkünfte der Abtey zur Ehre Gottes und zum Beſten der Armen anwenden möchte. — Nur erſt 1526 machte er hievon Gebrauch, und verbat ſich

bis auf dieſe Zeit alle ihm zugeſtandene Einkünfte. In dieſem Jahre prägten ſie im Namen der Stadt die erſte Münze, und richteten gleichfalls für die Stadt ein Tribunal auf. Die Aebtißinn beſchenkten ſie über alle ihre Erwartung ungemein reichlich, und ſorgten dafür, daß ſie einen gewiſſen Edelmann, Eberhard von Riſchach heirathete, der im Jahr 1529 zum Bürger von Zürch aufgenommen wurde.

Das Kloſter, deſſen Einkünfte hernach ein Adminiſtrator verwaltete, wurde in der Folge zu einer öffentlichen Armenſchule beſtimmt, in welcher viel dürftige Kinder umſonſt bekleidet, ernähret, und unterrichtet werden. In dem Tempel, in welchem die Statüe der erſten Aebtißinn Hildegarde, und ihres Kaplans Berold ſtehet, hält die eingepfarrte, und die kleine franzöſiſche Gemeinde, die ſich anizt in Zürch befindet, ihre Andacht.

Nicht weit davon ſtehet die Parochialkirche des heiligen Petrus, deren Glockenthurm vor wenigen Jahren neu erbauet worden iſt, weil der alte durchs Gewitter abbrannte. Um dieſe Kirche herum iſt ein geräumiger, mit Linden beſezter Hof, (Lindenhof genannt,) — unter welchem man im Sommer ſpazieren gehen, und bey den heiſſeſten Tagen den ſtärkſten Schatten haben kann. Die

Erhöhung dieſes Plazes macht ihn eben ſo ſchön. Denn, da er auf einen ſehr hohen Hügel, nahe an der Limmat lieget, ſo kann man von demſelben die ganze Stadt, und die benachbarten Landgüter überſehen, welches eine ungemein ſchöne Ausſicht gewähret. — Sonſt ſtand hier eine Feſtung, die die ganze Stadt in Gehorſam erhielt, und zu den Zeiten der fränkiſchen Könige von dem erſten und zweiten Stamm, und der Deutſchen Kaiſer die Reſidenz der Landvögte war. — Im dreizehnden Jahrhundert aber, da die Stadt Zürch von Friderich den II. ſo große Freiheiten erhielte, ſchleiften die Bürger dieſe Feſtung, damit ihnen niemand ihre Freiheit rauben möchte, und baueten dieſen fürtreflichen Plaz, der einer Terraſſe gleichet, welche der Fluß als eine Mauer umgiebt. Hernach hat man auch einige Fontänen und eine Waſſerkunſt auf demſelben angelegt, welches ohne Zweifel viele Koſten verurſachet haben mag.

An dem einen Ende der Stadt ſteht das Zeughaus, oder vielmehr die Zeughäuſer, weil viele Gebäude darzu gehören, in denen alles, was zum Kriege nöthig iſt, aufbewahret wird. Das Bernerſche ausgenommen, ſo wird das Zeughaus in Zürch für das beſte in der ganzen Schweiz gehalten. In einem ſeiner Flügel ſteht Wilhelm Tell, ganz antik in alter Schweizertracht gemalet.

Man zeigt auch den Pfeil, mit dem er 1507 von ſeines Sohnes Kopfe einen Apfel ſchoß. So werden auch der Degen und die Handſchuhe des Lewenbergs, der die Bauren im vorigen Jahrhunderte gegen Zürch anführete, und in Ermangelung ordentlicher Kanonen mit hölzernen es belagern wollte, daſelbſt aufbewahret.

Zürch hat fünf Hauptkirchen, in denen man gewöhnlicherweiſe predigt, — Frauen-Munſter, — die Peterskirche, — die Dominikaner, oder heil. Geiſtkirche, — die Oetenbacher, und die Hoſpitalkirche. Neben der Dominikanerkirche ſtehet ein großes Kornhaus, worinnen man ſeit 1540 Getraide aufbewahret, welches aller Hize, die in dieſem Hauſe Jahr aus Jahr ein iſt, ohnerachtet, ſich ſo gut hält, daß man noch izt aus demſelben ſehr ſchmackhaftes Brod backen kann, wenn man es nur 24 Stunden vorhero, ehe man es braucht, gehörig einweichet.

Ich wende mich nun näher zu den Einwohnern ſelbſt, zu ihren Beſchäftigungen, — Künſten, — ihren Sitten und andern Gebräuchen. In Zürch herrſcht überhaupt noch immer die alte Einfalt, und Unſchuld; — das ächte menſchenfreundliche in dem Betragen gegen Fremde. — Tugend und Gottesfurcht, ohne alle Schminke und Selbſtruhm, zeichnen ſie vor vielen andern aus, — und machen

die Einwohner ehrwürdig und zum Muſter der Nachahmung.

Als ein Beweis ihrer Geſchicklichkeit mag unter allen andern die Maſchine in der eſcherſchen Seidenfabrike dienen. Herr Andreä beſchreibt ſie in ſeinen Schweizerbriefen ſehr weitläuftig. Ich werde aber nur das vornehmſte auszugsweiſe anführen.

Die Maſchine iſt gar nicht übermäßig zuſammengeſezt, ſondern in Anſehung der Vielheit der Walzen und Haſpeln, die darinnen in Bewegung gebracht werden müſſen, ziemlich einfach. Man kann ſie nicht ohne groſſem Vergnügen betrachten. — Es ſoll ſie vor ohngefähr 30 Jahren ein Zürcher Bürger nach dem Modell einer andern, die er in Bologna geſehen, und die bis dahin die einzige in ihrer Art war, erfunden haben. — Jahr aus Jahr ein, des Sonntags ausgenommen, giebt ſie dem Aufſeher und noch 40 andern Perſonen Brod und Beſchäftigung. Die fertige Seide ſchaffet noch 600 Webern Arbeit, welche daraus lauter Kreppe oder Flor weben, der ſchwarz gefärbt verkauft wird. — Sie liefert wöchentlich 70 Pfund geſponnene Seide, alſo in einem Jahre 3640 Pfunde. Ein groſser Gewinn für die Stadt durch eine einzige Fabrike!! — — —

In Zürch wohnen izt viele Gelehrte, die an Kopf und Forſchungsgeiſt vielen andern zum Muſter dienen können. Man darf nur den einzigen Lavater nennen, — einen Mann, der ſeiner Kenntniſſe, und ſeines allumfaſſenden Geiſtes wegen durch gute und böſe Gerüchte gegangen iſt. Fern ſey es, von dem Manne zu urtheilen, — erzählen müßte ich von ihm, — erzählen würd' ich, wenn ich nicht der gedrängten Kürze eingedenk wäre, die durchaus meiner Feder gebieten muß. Lies, gefühlvoller Leſer, — lies ſeine Ausſichten in die Ewigkeit, — ſchaue in ſeine Schweizerlieder, — umblättere ſeine phyſiognomiſche Fragmente, — der Mann wird dich einnehmen, und du wirſt ſeine Meinungen über Wundergaben, — über Gaßners Beſchwörungen, — nicht verlachen, weil das Genie immer aus dem Gleiſe tritt, wenn man auch noch ſo gewiß glauben ſollte, es würde ſich darinnen gerade erhalten.

Tobler iſt ſicher einer der beſten Säuglinge der Mutter Natur. Ich beziehe mich ſeinetwegen auf das, was ich oben ſchon von ihm erwähnt habe, und füge gelegentlich nur noch den Wunſch hinzu, der nicht der Meinige allein, ſondern der laute Wunſch vieler Bidermänner iſt, daß er uns noch mehr ſolche koſtbare Fragmente von Predigten liefern wolle, wie wir ſchon von ihm ſtückweiſe haben.

Herr Andreä gedenkt verſchiedener merkwürdiger Naturalienkabinetter. Unter andern der zweyen, die Chorherr Geßner, und der Zunftmeiſter Lavater haben. — Schultheß, ein Bürger von Zürch, hat ſeit wenigen Jahren in ſeiner angenehmen Gartenwohnung den Anfang gemacht, Vögel ungemein künſtlich auszuſtopfen, und in verſchiedenen Stellungen nach der Natur aufzuſezen. — Er wählt blos einheimiſche; — ſeine Inſekten ſind insgeſammt einzeln zwiſchen zwey Glasſcheiben eingeſchloſſen, und die meiſten ſowohl mit ausgebreiteten, als mit geſchloſſenen Flügeln vorhanden, welche Stellung ohne denen kleineren Beſchädigung zu geben, ungemein viel Behutſamkeit verurſacht. — Er hat den Todtenvogel, welcher für einen der ſeltenſten gehalten wird. — —

Auch Geßner wohnt hier, der unſterbliche Verfaſſer des Daphnis, — der hinreiſſenden Idyllen, und vom Abels Tode. — — — Auch Bodmer, — — — auch eine phiſikaliſche Geſellſchaft befindet ſich in Zürch.

Im Jahr 1580 entſagte die Stadt dem katholiſchen Glauben, und nahm Zwinglys Lehrſäze an. — Dieſer große Reformator, der, wie wir im folgenden ſehen werden, in Glaris und Einſidlen viel Ruhm erhalten hatte, wurde 1518 von dem Probſt und den andern Dohmherren zum

Oberprediger der großen Kirche berufen. — Es glückte ihm in ſeinen Predigten auſſerordentlich. — Er brachte durch ſeine dringende Vorträge, und ernſtliche Bitten ſeine Zuhörer ſo weit, daß er es ihnen auſſer allen Zweifel ſezte, — „das Wort „Gottes ſey die einzige Richtſchnur des Glaubens, — „alles andre brauche der Chriſt nicht anzuneh„men.“ Schon 1520 ließ alſo der Rath in Zürch an die Pfarherrn, — Helfer, und andre Geiſtliche, denen die Seelſorge anvertrauet war, eine Verordnung ergehen, daß ſie ja nichts anders predigen möchten, als, was dem göttlichen Worte gemäß wäre, und mit demſelben übereinſtimmte, — daß ſie alſo alle menſchliche Verordnungen und Geſeze nicht achten möchten. Dies war der erſte Schritt zur Reformation. Die öffentlichen Streitſchriften über verſchiedene Artikel, die Zwingel bekannt machen durfte, waren andre Beförderungsmittel dieſes großen Werkes. Kaum hatte er 1523 die erſte dieſer Streitſchriften öffentlich vertheidigt, ſo befahl auch ſogleich der Rath, daß man ihm keine Hinderniſſe in den Weg legen ſollte; — auf die zweyte erfolgte das Concluſum, daß die Meſſe und die Bilder dem Worte Gottes zuwider wären; — die dritte im Jahre 1524 war für Zwingeln eben ſo vortheilhaft, — und bey der vierten fand ſich keiner von den Katholiken ein, und alles ent-

ſchied zum Beſten der Reformation. Seit der Zeit iſt in Zürch eine Akademie, oder ein Kollegium, auf welchem man Theologie, — und andre Wiſſenſchaften lehret. Wir haben viel groſſe Männer aus dieſer Schule erhalten, — die Zwingels, — die Bullingers, — die Stuckinſſe, — die Lavatere, — die Hoſpiniane, — die Hottingere, — die Heideggere, u. ſ. w.

Die Zürcher ſind ungemein lehrbegierig, arbeitſam, — ſinnreich, und ſcheuen keine Arbeit. Sind ſie nicht Gelehrte, ſo treiben ſie den Handel. Die Flormanufaktur iſt die vornehmſte. Die Limmat, welche vermittelſt der Aar, in die ſie ſich ſechs oder ſieben Meilen von da ergießet, ihr Kommunikation mit dem Rhein verſchaffet, befördert dieſen Florhandel ungemein. Nach dem Zeugniß der Kenner iſt der Flor ſo ſchön, wie man ihn nur verlangen kann.

Die Regierungsform, wie wir ſchon geſehen haben, iſt ariſtokratiſch und demokratiſch zugleich. Die Stadt iſt in dreizehn Tribus (Zünfte) eingetheilet, von denen einer adelich und zwölfe bürgerlich ſind. Aus einem jeden dieſer Tribus werden einige gewählt, welche zuſammen den kleinen Rath ausmachen. Dieſer beſteht aus 50 Perſonen, nämlich 2 Bürgermeiſtern, — 24 Rathsherrn, und aus 24 Zunftmeiſtern. Der groſſe

Rath, in dem der kleine mit einbegriffen iſt, hat 212 Mitglieder, welche gemeiniglich die Zweihunderte genannt werden; — und er hat die befehlende Macht in ſeinen Händen. Der regierende Bürgermeiſter iſt zugleich das Haupt des Staats, und Präſident des kleinen und großen Rathes. — Jede Bürgerzunft giebt 12 Perſonen zum großen, und drey zum kleinen Rath; — die **adeliche** Zunft, Konſtaffel genannt, giebt 18 zum großen, und 6 zum kleinen Rath: wozu man, um den lezteren vollſtändig zu machen, noch 6 andre verdienſtvolle Männer ausſuchet. Um in den großen Rath kommen zu können, muß man dreißig Jahr alt seyn, und zum kleinen werden 36 erfordert.

Der kleine Rath hat zwey Klaſſen, von welchen eine jede mit ihrem Bürgermeiſter an der Spize wechſelsweiſe, und jedesmal ein halb Jahr regiert. Auſſer dieſen Gerichtsverſammlungen ſind noch viele kleine Kollegia, z. B. die Policey, u. ſ. f.

Der See in Zürch gehört zu den größten Merkwürdigkeiten dieſer Stadt. Er iſt ſehr lang, aber dabey ganz ſchmal. Seine Länge hat ohngefähr neun, und ſeine Breite kaum eine Meile im Umkreis. In der Form eines Bogens wird er von einer Erdzunge, welche eine Art von Promontorium macht, und auf der die Stadt Rapperſchwyl

liegt, in zwey Theile getheilt. Dieſer See befördert die Handlung mit den benachbarten Kantons, auch ſogar mit den Graubündtnern und mit den Italiänern. Das grünliche Waſſer in demſelben entſtehet aus der grünen Erde, unten auf dem Boden, und am Rande. Auf der Abendſeite ſteigt der Berg Albis in die Höhe, und auf der Morgenſeite erhebt ſich eine Reihe von Gebirgen, die zwar nicht ſo hoch, wie jener, aber mehr bebauet und von größerem Nuzen ſind. Das Ufer dieſes Sees von beiden Seiten wird von den ſchönſten Weinbergen, — von reichen Wieſen, — den beſten Luſtgebüſchen, und den anmuthigſten Luſthäuſern umringt. Hie und da ſteht eine ſchlechte Hütte, welche in Gemiſch mit jenen prachtvollen Häuſern und Luſtwäldern, beſonders gegen Morgen zu, einen der ſchönſten Anblicke gewähret.

Um die Stadt herum lieget eine Menge kleiner Dörfer und Landhäuſer. Ich werde nur einiger gedenken.

Auf den Weg nach Baden, der einer der ergözendeſten iſt, liegt die Stadt Regensberg, an dem Fuß eines Berges, der ein Theil des Jura, oder des Lägerberges iſt. **Ulrich**, Herr von Regensberg mußte 1268 auf Verordnung des Grafen Rudolph von Habsburg dieſe Vogtey der Stadt Zürch überlaſſen, welche ihm dagegen Le-

benslang ein jährliches Gehalt bewilligte. Sein Sohn Lutholds gerieth in ſo dürftige Umſtände, daß er gedachter Stadt ſeine Güter verkaufen mußte, und in Regensberg ſeine übrige Tage zubrachte. — Der Berg ſelbſt verdient alle mögliche Aufmerkſamkeit, wenn es auch blos der verſteinerten Sachen wegen wäre, die man allda in Haufen findet.

Stein am Rhein.

Dieſe Stadt liegt für den Handel ungemein vortheilhaft, nahe an dem Ausfluß des Rheins aus dem Koſtnizer-See. Eine große hölzerne Brücke verbindet ſie mit einem Dorft Aufburg genannt, wo die Römer eine Feſtung angelegt haben ſollen, um ſich den Deutſchen, die in die Schweiz einen Einfall thun wollten, zu widerſezen.

Stein ward ohngefähr 966 von Burchard, Herzog von Schwaben mit einer Mauer umgeben, und hernach von den Barons von Hohenklingen beſeſſen, welche das Schloß Hohenklingen baueten. Die Einwohner begaben ſich zwar 1484 unter den Schuz der Stadt Zürch, ſie behielten aber ihre alte Freiheiten. Daher haben ſie noch immer ihren eigenen Bürgermeiſter und Regierung, und die Herrſchaft Hohenklingen gehört

ihnen eigen. Auf dem Rathhauſe findet man ein Monument von einem ihrer Bürger, mit Namen Johann Rodolph Schmidt, Baron von Schwarzenhorn, welcher von zwey Kaiſern, von Ferdinand dem Zweiten und Ferdinand dem Dritten als Geſandter bey dem türkiſchen Hofe, und von Leopold dem erſten als Geſandter bey den Kantons gebraucht wurde.

Nicht eben weit von Stein findet man in einem Dorfe, auf Bourg genannt, verſchiedene alte Mauren und abgeriſſene Wallſtücken, die ehemals eine römiſche Feſtung geweſen zu ſeyn ſcheinen. In der Kirche ſelbſt ſind einige römiſche Inſchriften, die man aber kaum leſen kann. Eine fängt folgendergeſtalt an:

IMP. CAES. CAIVS.

Auch römiſche Münzen werden in der umliegenden Gegend ausgegraben.

Winterthur.

Ihr hohes Alter, — ihre Schönheit, und die beträchtlichen Freiheiten, die ſie genießet, machen ſie zu einer merkwürdigen Stadt. Sie liegt in einer anmuthigen und fruchtbaren Pläne.

Sie gehörte ehemals dem Hauſe Oeſterreich, welches ſie von den Grafen von Kyburg bekom-

men hatte. Sigiſmund, Herzog von Oeſterreich überließ ſie 1467 den Zürchern für 18000 Gulden, und dieſe vergönnten ihr ihre alten Freiheiten. Ihre Bibliothek iſt ſehr zahlreich, nicht bloß an Büchern, ſondern auch an vielen Seltenheiten aus der Kunſt. Die Stadt hat viele Gelehrte geliefert, unter andern, um nur einen zu gedenken, den Johann Faber, mit dem Beinamen Vitoduran, der eine Geſchichte vom Jahr 1215 bis 1348 geſchrieben hat. Zu den Vorzügen der Stadt gehöret auch ein Bad von Mineralwaſſer, welches bereits vielen Kranken gute Dienſte gethan hat.

Im Jahr 1556 den vierten Jenner, an einem ſehr kalten und des häufigen herunterfallenden Schnees wegen höchſtunangenehmen Tage ſahe man auf einmal den Thurm in Feuer. Die Flamme verbreitete ſich immer höher, es fielen ſogar Funken herunter, und man ſtieg bereits herauf, um zu löſchen, da man denn nicht das geringſte Feuer fand. Seit der Zeit iſt es öfters bald auf dieſem, bald auf jenen Thurm geweſen. Die Einwohner nennen es das Helenenfeuer *. In eben dem Jahre fand man in einem kleinen Bache

* Helenenfeuer iſt ein brennender Dunſt, der nach einem Sturm auf dem Meere herumfliegt.

drey Kieſelſteine. Auf dem einen war ein Schweizerkreuz, ein Degen und eine Ruthe, und auf den beiden andern das burgundſche Wappen faſt wie gemalt.

Die Gegenden um Winterthur herum ſind ungemein merkwürdig. Eine Meile davon liegt Alt-Winterthur, welches das ehemalige Vitodurum der Römer war, wo ein Theil ihrer Armee in den Winterquartieren lag. An einigen Orten, beſonders nach dem Kloſter zu, findet man Ueberreſte von den alten Feſtungswerken dieſer Stadt. — Desgleichen prächtige Antiken. Z. B. viele Medallen von den Kaiſern Nero, — Domitian, — Konſtanz, — und Konſtantin. Unter andern einen fürtreflichen Weg, der über lauter moraſtige Aecker bis nach Frauenfeld der Hauptſtadt in **Thurgau** führet, und mit Kalk, — mit Steinen, — mit Kieß und andern dergleichen Dingen ganz eben und rein gemacht worden iſt, ſo daß man mit vieler Bequemlichkeit darauf fortkommen kann. In der Kirche des heiligen Mauritius zu Konſtanz findet ſich eine alte römiſche Tafel, auf welcher ſtehet, daß auf Befehl der Kaiſer Diokletian, — Maximian, — Konſtantius und Galerius von dem Statthalter Aurelius **Prokulus** die Mauren wieder aufgebauet wären. Noch erſt 1709 fand man beym Umgraben der

Erde verſchiedene antike Stücke von gegoſſenem Erz. Einen Degen; — zwey Merkurs, — einige Thiere, als Ochſen, Pferde und Schweine, welche aber doch ſehr ins Grobe fielen.

Die beiden Dörfer, Töß und Embrach waren ehemals zwey reiche Klöſter, deren Einkünfte anizt die Stadt Zürch adminiſtriren läßt. Embrach war eine Abtey von regulären Domherren, welche Wilhelm Biſchof zu Sion in Wallis ſtiftete. Heinrich Brennwald Abt des Kloſters überließ es mit Bewilligung der Domherren 1525 dem Kanton Zürch. Töß war ein Frauenskloſter. Das doppelte Kreuz von Ungarn war ſein Wappen; denn eine gewiſſe Königinn von Ungarn, die Tochter Kaiſer Albert des Erſten, hatte es ſehr beſchenkt. Man findet hier auch noch das Grabmal der Eliſabeth, der Tochter Andreas des Dritten, Königs von Ungarn, welche daſelbſt das Ordensgelübde gethan hatte, und auch daſelbſt 1338 ſtarb.

Nahe an Winterthur liegt das merkwürdige Dorf Buche. — Mitten unter andern Buchbäumen ſtehen drey ſehr alte, die im Anfang des Sommers rothe Blätter bekommen. Daher eilen um Pfingſten herum die Bauren von zwey Meilen her dahin, und pflücken ſich Blätter von dieſen Bäumen, damit ſie ihre Hüte, und ihre Häu-

ſer ausſchmücken. Das ſonderbarſte bey dieſen Bäumen iſt, daß man aller gemachten Verſuche ohnerachtet, nicht ihres gleichen fortpflanzen kann. Die abergläubiſchen Bauren behaupten, daß Gott dieſe Bäume aus Zorn roth gemacht habe, weil ſich daſelbſt vier oder fünf Brüder todtgeſchlagen hätten. Die Bäume indeſſen müſſen doch ungemein alt ſeyn.

Kyburg.

Dieſe Stadt iſt mehr wegen ihres Schloſſes, als wegen ihrer Befeſtigungen bekannt. Es war die Reſidenz der alten Grafen von Kyburg, welche viele Jahrhunderte hindurch die mächtigſten Herren in der ganzen Schweiz geweſen ſind. Sie beſaßen 84 Schlöſſer, und einen großen Strich Land, und zu einer gewiſſen Zeit giengen ihre Beſizungen bis an die Thore der Stadt Bern. Nach dem Tode des lezten Grafen Hartmann, erhielt ſeiner Schweſter Sohn Rudolph von Habsburg dieſe ganze Grafſchaft, und dies war die erſte Staffel ſeiner nachmaligen Größe und Macht. Sigismund verkaufte es 1452 an Zürch. So lange Rudolph Kaiſer war, wurden in dem Sloſſe Kyburg die Reichskleinodien verwahret, die aber hernach nach Nürnberg gebracht worden ſind.

Jezt iſt es die Reſidenz der Vögte, deren Bildniſſe in dem großen Saale hängen.

Die Vogtey Grüningen hat das beſondere, daß, wenn ein Miſſethäter die Strafe ſeiner Verbrechen leiden ſoll, er nicht von einem gewiſſen Gerichte, ſondern von allen Hausvätern der ganzen Vogtey, welche ſich alsdann verſammlen, verurtheilt wird.

Man findet auch daſelbſt zwey Klöſter Bubikon und Ruti. Das erſte gehöret dem deutſchen Orden der es durch einen Bürger aus Zürch adminiſtriren läſſet. Diethelm der Zweite, Graf von Toggenburg hat es 1205 geſtiftet. Ruti hingegen gehöret ganz allein dem Kanton Zürch, welches auch ſeine Einkünfte verwalten läſſet. Es war ehedem eine von einem gewiſſen Grafen von Toggenburg geſtiftete Abtey regulärer Domherren. Felix Klauſer, der lezte Abt dieſes Ortes, ein geſchworner Feind der Reformation entflohe mit allem Gelde, Silberzeug, den Kleinodien nach Rapperſchwyl. Die Bauren ſezten ihm aber nach, holten ihn ein, nahmen ihm alles, was er mitgenommen hatte, wieder ab, und plünderten Ruti ſo wohl als Bubikon. Zürch hatte ehemals ein großes Magazin mit Kriegsbedürfniſſen daſelbſt; — es brannte aber den 7. December 1706 ganz unvermuthet ab. Die Flamme war

ſo ſtark, daß man ſchlechterdings nichts retten konnte. Die Kirche und das Kloſter brannten auch ganz und gar ab. Der Schade, den das Kanton dadurch hatte, ward an 100000 Thaler gerechnet, ohne die abgebrannten Häuſer. Der phantaſtiſche Pöbel hielt den Abt von St. Gall für den Urheber dieſes gewaltſamen Brandes.

Um Zürch wieder näher zu kommen, ſo will ich noch das Intereſſanteſte anführen. Zwey Meilen von der Stadt iſt eine Quelle, die ein halbes Wunderwerk zu ſeyn ſcheint. Sie heißt Hungerbach, oder Hungerbrunn, weil, wenn er fließt, es immer ein ſichres Anzeichen einer bevorſtehenden Theurung iſt. Angeſtellte Beobachtungen ſeit 1686 bis izt haben dies aufs genaueſte beſtätiget.

Das wären ohngefähr die erheblichſten Nachrichten von dem Kanton Zürch. Das Erdreich iſt theils bergigt, theils ebenes Feld. Es iſt ungemein fruchtbar, und die Seen und Flüſſe ſind ſehr fiſchreich. Es giebt in demſelben eine große Menge Weinberge; — aber in den meiſten iſt der Wein grün. Dagegen hat er den Vorzug, daß er wohl dreißig Jahre dauret, ohne zu verderben, und daß er immer ſüßer wird, je länger man ihn aufbehält. Vermuthlich ſind hieran die benachbarten Alpen, und der ewige Schnee Schuld. Was der franzöſiſche Geſandte einmal ſag-

te, als er ſich unter andern Seltenheiten der Stadt Zürch auch den Weinkeller zeigen ließ, – daß er nämlich nie ſo vielen ſauren Wein auf einmal geſehn habe, als hier. — Bleibt alſo immer nur ein Bonmot, da in der Stadt und in dem ganzen Kanton Wein genug vorhanden iſt, den man allen franzöſiſchen Weinen vorziehen kann. Scheuchzer bemerkt, daß in gewiſſen Gegenden des Kantons nahe bey Regenstorf und an einem kleinen See, Kazenſee genannt, eine gewiſſe Erde ſey, die man allenfalls als Torf zum Heizen brauchen könne; daher auch der Zürcher Magiſtrat dieſe Erde öfters dazu aufgekauft hat.

Rapperſchwyl verdient noch einiger nähern Nachricht. Es iſt eine ungemein anmuthige und ſchöne Stadt, ſie liegt auf einer Erdzunge im Zürcherſee; ein gewiſſer Graf von Alt-Rapperſchwyl hat ſie 1091 erbauet. Im Jahr 1458 begab ſie ſich unter den Schuz der vier kleinen Kantons Uri, Schwiz, – Unterwald und Glaris. Nach und nach verwandelte ſich dieſe Protektion in eine Souveränität, welche dieſe Kantons über ſie behaupteten. Nachher kam ſie an Bern und Zürch, und da erhielte ſie in dem zu Arau getroffenen Bündniß viele Freiheiten. Daher hat ſie auch an ihren Thoren die Aufſchrift: — Amicis tutoribus floret libertas.

Rapperſchwyl hat einen doppelten Rath, einen groſſen und einen kleinen. Dieſer beſteht aus Funfzehn Perſonen, den Schultheis, den Stadtſchreiber, und den Grosweibel mit eingeſchloſſen. Dieſe drey können zwar ihre Meinung ſagen, ſie gilt aber nicht als eine Stimme. Der große Rath beſteht aus 24 Gliedern, ohne die 3 eben genannte Staatsbedienten mit zu rechnen, welche indeſſen, im Fall daß die Stimmen getheilt ſeyn ſollten, den Ausſchlag geben können. Der kleine Rath entſcheidet ohne Appellation; — indeſſen ſteht es bey ihm, ob er wichtige und mühſame Rechtſachen dem großen Rath vorlegen will. Beide beſezen die Aemter der Stadt. Der kleine erwählt ſeine Mitglieder ſelbſt, — aus dem großen Rath, oder aus der Bürgerſchaft. Bey der Beſezung der Glieder des großen Rathes, und der Magiſtratsperſonen, welche das Gericht ausmachen, vereinigen ſich beide, der kleine und der große Rath. In Kriminalſachen unterſtüzt der große Rath den kleinen, und legt ihm die allgemeinen Rechnungen vor. Der Gerichtshof entſcheidet die Proceſſe zwiſchen den Kreditoren und den Schuldleuten, und andere Rechtsſachen, die da hinein ſchlagen. Den Tag nach Johannis wählen der große und kleine Rath und die Bürger den Schultheiß, und der doppelte

Rath wählet den Stadtſchreiber und den Adminiſtrator. Da die Stadt noch unter katholiſchem Schuze ſtand, konnte man von der ausgeſprochenen Sentenz appelliren, und ſie den Kantons, unter deren Schuz ſie ſich begeben hatte, noch einmal zum Spruch vorlegen, ſo daß den Bürgern von Rapperſchwyl nichts als ein Schatten ihrer vorigen Freiheit übrig blieb. Im Frieden von 1712 überließ man ihr von neuem ihre ehemaligen Rechte.

Das merkwürdigſte iſt wohl die ſchöne lange Brücke, welche von da bis nach Hurden über den ganzen See geher, und 1850 Fuß lang, und 12 Fuß breit iſt. — Der Herzog von Oeſterreich Albert der Zweite, der Weiſe, oder der hinkende genannt, fieng ſie 1358 zu bauen an, und einige Jahr drauf brachten ſie ſeine Söhne Rudolph der Vierte, und Leopold der Dritte zu Stande. Sie hat weder ein Stacket, noch eine Bruſtlehne, damit der Sturmwind nicht etwa einmal beides mit fortführe. Das Waſſer iſt manchmal ſo ſehr ausgetrocknet, daß man nur drauf denken muß, Graben zu hauen, um den Kähnen freye Fahrt zu verſchaffen. Zur Unterhaltung der Brücke iſt ein Zoll angelegt, der von den Menſchen und Pferden, die darüber gehen, entrichtet wird.

Das alte Rapperſchwyl war ehedem ein altes Schloß, welches der heilige Rupert, Herzog von Schwaben, der die Armee des fränkiſchen Königs Klodwig des Zweyten anführte, im Jahr 680 erbauete, und es nach ſeinen Namen nennte. Im Jahr 1350 zerſtörte es die Zürcher Armee gänzlich, ausgenommen die Johanniskapellen. Es hatte hernach ſeine eigene Grafen, von denen der lezte 1284 ſtarb, und nur 2 zwey Töchter hinterließ. Die eine heirathete Johann von Habsburg, und Wernher von Homburg die andre; — beide theilten ſich in die Grafſchaft, jener nahm das alte und dieſer das neue.

Der größte Theil der Einwohner bekannte ſich 1531 zur Reformation, brach die Altäre ab, und nahm die Bilder weg. Nach der Schlacht bey Kappel wurden die Katholiſche wieder Meiſter, ſo daß gegenwärtig die Religion katholiſch iſt, und die geiſtlichen Sachen von dem Biſchof von Koſtniz abhängen. Die Kapuciner wurden 1608 aufgenommen, und erhielten die Freiheit, ſich ein Kloſter zu bauen, — den Jeſuiten aber wurde es abgeſchlagen.

Auch die vielen römiſchen Medaillen, die man hieſelbſt fand, machen die Stadt berühmt. So

fand 1689 ein Böttcher beym Grundlegen zu einer Scheune einen irdenen 12 Pfund wiegenden Topf, in welchem 1900 Stück alte römiſche Münzen waren, — unter andern Valerian, Klaudius der Zweite, — Aurelian, — Severinus, Probus, und einige von den dreißig Tyrannen. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß bey der Verwüſtung dieſes Landes unter dem Probus jezund ein reicher, aber dabey geiziger Bürger dies Geld unter die Erde verbarg, um es der Raubſucht der Soldaten zu entziehen, und daß er hernach ſelbſt ſein Leben darüber aufgab. Das folgende Jahr darauf 1690 fand man an eben dem Orte 1700 Stück andre römiſche Münze. Einige 100 Schritte von der Stadt liegt das Dorf Jona, wo ehemals folgende Inſchrift war:

C. OC. PROVIN.
S. L. D. D. D.
Caius Octauius Prouinus
Locus Datus Decreto Decurionum.

Sie iſt aber anizt nicht mehr zu ſehen, weil gerade der Stein auf dem ſie ſtand, zum Grundſtein der Kirchenmauer dieſes Ortes gebraucht worden iſt. Ohne Zweifel diente dieſer Stein den Römern zum Altar.

Die kleine, aber niedliche Inſel Auffnaw, welche nicht weit von der Stadt liegt, iſt wegen der kleinen Skorpionen bekannt, — die ungemein gut ausſehen, und keinem Menſchen etwas übels thun. Hier auf dieſer Inſel ſtarb Ulrich Hutten, — ein Mann, den Geburt und Kenntniſſe adelten. Er ſoll auch daſelbſt begraben liegen, und Wagner führet ſo gar ſeine Grabſchrift an:

Hic Eques auratus iacet, oratorque diſertus,
Huttenus vates, carmine et enſe potens.

Der Kanton Bern.

Der Kanton Bern hat unter den dreizehn Schweizer Kantons den zweiten Rang. Wenn der Rang nach der Macht beſtimmt werden ſollte, ſo müßte er den erſten haben, weil er unter allen andern der größte und faſt ein Drittel der geſammten eidgenoſſiſchen Lande iſt. In der größten Ausdehnung iſt er an 60 Stunden lang, und an 30 Stunden breit. Er iſt ſehr fruchtbar, beſonders hat er Wein im Ueberfluſſe. Im Pais de Vaud liegt einer der angenehmſten, und fruchtbringendeſten Weinberge, der nicht nur das ganze Kanton, ſondern auch die Nachbaren verſieht. Scheuchzer nennt ihn dahero auch das köſtlichſte Kleinod der ganzen Schweiz.

Ich komme nun ſogleich zur nähern Beſchreibung der Stadt

Bern.

Dieſe ſchöne und prächtige Stadt liegt am Fluſſe Aar, von dem ſie an drey Orten umfloſſen wird, und daher eine Halbinſel ausmacht.

Es iſt nöthig, und einem jeden Liebhaber der alten Geſchichte der Schweiz gewiß ſehr intereſſant,

daß ich hier bis auf den erſten Urſprung dieſer alten Stadt zurückgehe *.

Bern hat, wenn man die Sache genau unterſucht, ganz allein der ausgelaſſenen Frechheit des Adels ſeinen Urſprung zu danken. So wie überhaupt Verdorbenheit der Sitten, und Zügelloſigkeit des Lebens zu den beſten Geſezen eine Grundlage werden; — ſo hat auch Bern ſeine Größe, und ſeinen Flor auf die Boßheit des Adels erbauet. Um der Tiranney deſſelben eine Schuzwehre entgegen zu ſtellen, und der Unſchuld eine ſichre Freiſtadt zu verſchaffen, bauete man dieſe Stadt auf. Der lezte Herzog von Zeringen, Berchtold der Fünfte, legte 1191 den erſten Grundſtein. Die Adelichen hatten ſeine Kinder vergiftet. Er dachte darauf, eine Stadt zu befeſtigen, um dadurch ihren Angriffen Widerſtand zu thun, und ſie gehörig in Zaum zu halten **.

* Kein einziger Geſchichtſchreiber der Schweiz liefert ſo viel, und ſo erhebliche Data von dem Urſprung dieſer Stadt, als unſer Verfaſſer. Auch dem deutſchen Leſer kann es nicht unangenehm ſeyn, wenn er einer ſolchen Unterſuchung folget. Er wird dadurch belehrt, wie gering öfters, ja größtentheils der Urſprung der größeſten und volkreichſten Städte ſey.

Anm. des Ueberſezers.

** Scaliger behauptet, daß Rom und Bern einen gleichen Urſprung gehabt hätten, daß jenes

Berchtold wählte zu ſeinen Baumeiſter, einen gewiſſen Edelmann, Namens Konrad von Bubenberg, von deſſen Nachkommen hernach viele Glieder des Magiſtrats geworden ſind. Ohngefähr 100 Jahre drauf verſtärkte ein gewiſſer Graf von Savoyen nicht nur die Befeſtigungswerke der Stadt Bern, er vergrößerte auch die Stadt bis an den Thurm, worinnen die Gefangenen aufbewahrt zu werden pflegen, und der damals das Stadtthor war. Dies Quartier heißt ſeit der Zeit die Neuſtadt. Nach und nach entſtand der übrige Theil der Stadt von den Feſtungsgraben an bis an das Goliath oder des heil. Chriſtophels Thor, und 1399 wurde ſie gepflaſtert.

Um ſie in deſto beſſeren Zuſtand zu ſezen, ſich gegen alle die Angriffe des Adels zu vertheidigen, ſo gab ihr der Stifter gleich im Anfang große Freiheiten, und, da ſie nach dem Tode Berch-

ſo wohl wie dieſes, ein Zufluchtsort der größeſten Räuber, — Mörder und Miſſethäter geweſen ſey.

Der Ueberſezer.

Die Aufſchrift vor dem Thore von Ergen, oder Stalden — Hier erſt Barfang — beſtätigt die Ableitung des Namens Bern von dem Faktum, daß nämlich der Stifter der Stadt in der Gegend, wo er ſie bauen wollte, einen Bären auf der Jagd erlegt habe. —

tolds von Zeringen unter die Herrſchaft der Kaiſer kam, erhielt ſie deren noch mehrere. Friederich der Zweite that 1218 noch einige hinzu, ſo daß ſie bald ihre eigene Geſeze und Verordnungen hatte, nach denen ſie mit eben der Freiheit, als Kölln, ihre Angelegenheiten ſelbſt beſorgen, und die Regierung eigenmächtig verwalten konnte.

Ihre Sitten waren ſo einfaltsvoll, als ihr Urſprung einfach war. Die Dominikaner wollten 1507 gegen die Franciskaner beweiſen, daß die Jungfrau Maria in Sünden empfangen wäre. Bern ſollte das Theater ihres Schulſtreites ſeyn, gleichſam als wenn die Einfalt des Volkes die Blendwerke und Betrügereien, die ſie allda ſpielen wollten, begünſtigen würde. Eraſmus hat in ſeinem Geſpräch Exequiae Seraphicae betittelt, dieſen Hergang wizig genug beſchrieben. Stettler ſagt auch viel davon. Ich will es alſo mit Stillſchweigen übergehen. So viel Rohes man aber auch würklich den Bernern vorwerfen kann, wenn man ihren Staat in ſeinem erſten Entſtehen betrachtet; ſo kann man doch nicht läugnen, daß ſie zu allen Zeiten große Beiſpiele der Tapferkeit und Klugheit gegeben haben. Anfänglich ahmten ſie den Römern nach, indem ſie nicht Böſewichter und Miſſethäter, ſondern ehrliche und rechtſchaffene Landleute aus der Nachbarſchaft, auch ſo gar

Einwohner aus den benachbarten Städten einladeten, ihre Bürger zu werden. Alles, was neu iſt, gefällt. Man ſahe reiche und arme nach Bern hinſtrömen. Jene dachten daſelbſt ihre Güter gegen die Räubereien des Adels in Sicherheit zu bringen, und dieſe glaubten, daß dieſer neue Wohnſiz viele Vortheile für ſie haben werde. Hiernächſt gaben ſie, gerade wie die Römer, den älteſten Einwohnern, auch ſo gar den Landleuten und andern Handarbeitern das Bürgerrecht. Daher kommt es, daß die älteſten Familien in Bern, die anizt ſehr viel ſagen wollen, urſprünglich vom Lande herſtammen. Manche ſind freilich deutſchen und franzöſiſchen Urſprungs; — manche ſollen aber thöricht genug ſeyn, aus fremden Ländern abſtammen zu wollen, weil ſie ſich ſchämen Abkömmlinge von Landleuten zu ſeyn, die das väterliche Land bearbeitet und ihre Aecker mit ihren eigenen Stieren gebauet haben.

So war Bern bevölkert, genoß der herrlichſten Vorzüge, — hatte mit Leuten, deren Ruhm entſchieden genug war, durch die Ertheilung des Bürgerrechts die engeſte Verbindung errichtet: — es fehlten nun aber noch hinlängliche Einkünfte, ſich vertheidigen und bey ſeinem einmal erlangten Anſehen erhalten zu können. Es ſchien der Stadt das ſicherſte Mittel zu ſeyn, von den umher woh-

nenden Landleuten, theils wegen des Bürgerrechtes, theils weil ſie ſolche gegen die Angriffe ihrer Feinde in Schuz nahmen, eine gewiſſe jährliche Einnahme einzufordern, welche ſie *Ciuilagium* nannten, um dadurch die Bürgerliſten und den Schaz zu vergrößern. Die Bündniſſe, die ſie nicht mit Königen oder Fürſten ſondern mit benachbarten Burgen, – Schlöſſern und Städten machten, erweiterten ihre Macht ungemein.

Allerdings fanden ſich Hinderniſſe genug, die ſie in ihrem Laufe nach Größe und Ruhm aufhielten, und ſie mußte ſich durch allerley rauhe Steige zu ihren gegenwärtigen Anſehen hinauf winden. Der Neid des benachbarten Adels, der ihr ihren Wachsthum unmöglich gönnen konnte, raffte alle ſeine Künſte zuſammen, um ihr Steine des Anſtoßes in den Weg zu legen. Er dachte darauf, ihr auf einmal die ſchleunigſten Grenzen zu ſezen, und verſammlete ſich in großer Menge, um die Stadt Laupen, die 4 Meilen von Bern liegt, einzunehmen. Unter dem blendenden Vorwand den Kaiſer Ludwig, gegen den die Berner mit dem Pabſte ſich verbunden hatten, zu rächen, griffen ſie zu den Waffen, und lieferten ihnen ein hartes und ſchweres Gefecht. Die Armee der Berner war gegen die des Adels wie nichts zu rechnen. Aber **Ulrich von Erlach**, ein tapfrer und uner-

ſchrockener Mann galt ihnen ſo viel, und noch mehr, als ein Heer von Soldaten. Seine Beredſamkeit, und ſein eignes Beiſpiel der Unerſchrockenheit, und der unverzagteſten Seelengröße gewannen die Schlacht, — eine Schlacht, die mit jener in Rom gegen die über ſeine Größe neidiſche Fidenaten viel Aehnliches hatte, und von der man ſagen kann, was Livius von jener ſagt: Non alia ante Romana pugna atrocior fuit. Dieſer Sieg, der dem Feinde ſeinen Anführer Rodolph von Nydau und 1500 edle Kämpfer koſtete, entſchied für die Berner. Der Adel ward gedemüthigt, ob er gleich noch immer gleich der Schlange, die wenn ſie ſchon mit dem Tode ringt und kraftloß iſt, doch noch ſtechen will, Gelegenheiten aufſuchte, den Bernern Beeinträchtigungen zu machen. Die Uneinigkeiten wurden fortgeſezt. Die Freyburger nahmen nämlich die Parthey des Adels und des Hauſes Oeſterreich. Die Berner belagerten die Stadt, nahmen ſie ein, und ſchloſſen endlich auf Vermittelung der Königinn Agnes von Ungarn Friede.

Das wäre eine kurze Deduktion von dem Urſprung der Stadt Bern. Das Jahr ihrer Stiftung iſt in dem alten Vers abgefaßt —

Et DVX BerChtoLDVs BernaM ſtrVXiſſe notatVr.

Bern iſt lang, aber nicht ſonderlich breit. Man braucht ohngefähr eine halbe Stunde, um ſie durchzugehen. Unten iſt ſie ganz enge, gleich einer Inſel bey ihrem Anfange, breitet ſich aber gegen eine etwa 300 bis 400 erhabene Höhe nach und nach aus, ſo daß ſie in der Breite zuerſt zwey hernach drey bis vier, zulezt gar fünf Straßen bekommt. Die mittelſte Straße iſt beſonders breit, und auf der Höhe iſt eine ſchöne Ebene, zu deren beiden Seiten die Aar in einem tiefen Bette fließt, und ganz oben iſt ſie mit Mauren, Graben und Schanzen befeſtiget.

Bern iſt gewiß eine der reinlichſten, angenehmſten und bequemſten Städte der Schweiz. Faſt alle Häuſer, nur wenige an den äußerſten Enden der Stadt ausgenommen, ſind von ſchönen Quaterſteinen gebauet und haben alle fürtreflich gepflaſterte, und des Abends mit Laternen erleuchtete Arkaden, in welchen man gegen Wind und Regen die ganze Stadt ſicher durchgehen kann. Vor den Häuſern ſtehen größtentheils Kramladen. Faſt in allen Gaſſen wird izt noch gebauet, und in manchen derſelben werden die Häuſer wo nicht ganz neu erbauet, doch mit Facaden verſehen, und von dieſen nebſt einer ſteinernen Treppe, die innerhalb der Häuſer ſelbſt anzulegen iſt, trägt die Stadt die Koſten.

Von dreyen Seiten wird ſie von der Aar erhöhet; — auf der vierten Seite aber hat man zwey Reihen von Graben mit Wällen angelegt. Bey einem 180jährigen Frieden, und bey dem ſtarken Zutrauen der Berner an die Treue ihrer Unterthanen gereichen indeſſen dieſe Wälle nicht ſo wohl zum Schuz als zum Vergnügen und zur Verſchönerung der Stadt; — und in einigen Graben werden auch Hirſche unterhalten. Das Thor, wodurch man in die Stadt hereingehet, wird von den Deutſchen das Thor des heil. Chriſtophel, von den Franzoſen das Goliathsthor genannt, weil man in einer großen Niche innerhalb des Thurmes eine Statüe von Holz mit einem Degen und Spieß bewafnet, gewahr wird, welche von einigen für den heiligen Chriſtophel, von andern für Goliath gehalten wird. Es iſt ungemein wahrſcheinlich, daß die lezteren Recht haben, weil man nahe am Thor auf einer Fontaine die Statüe des Davids gewahr wird, der dem Goliath mit der Schleuder drohet.

Ehedem war von Soluthurn, und auch von Thun her die Einfahrt ſehr ſteil und ſchlimm, und es blieb ein großes Unternehmen, ſie zu verbeſſern, und in den Stand zu verſezen, in dem ſie ſich izt befindet. Acht Jahre lang hat man auf dieſe Arbeit gewandt. Man bauete eine prächtige neue

Brücke, — ſtach den Berg zwiefach durch, — ſprengte die im Wege geſtandne wilde Marmorfelſen weg, verhinderte das Einſtürzen durch angelehnte fürtrefliche Mauren, wodurch die Gegend vor der Brücke das Anſehen einer Terraſſe erhalten, welche man noch zur Zierde mit langen Reihen von Lindenbäumen umpflanzte. Auf der Höhe dieſer ſchönen Straße ſtehet ein Monument von Stein, auf deſſen marmornen Mittelſchilde folgende Worte zu leſen ſind

„Ciuibus et peregrinis gratum opus„
„relicta veteri via„
„per loca praerupta„
„quo natura videbatur negare„
„Iter„
„Factum atque munitum.„

Incept. 1750. *Abſolut.* 1758.

Es giebt beſonders einen ſehr rührenden Anblick, an einem Markttage in Bern zu ſeyn. Ein ganz unbeſchreibliches Gewühl von Menſchen beſezt die Straßen, — der Landmann bringet Ochſen, — Pferde, — Getraide, — Baum- und Gartenfrüchte in Menge nach dem Markt, ſo daß er oft, ſo volkreich auch immer der Markt ſeyn mag, die Hälfte wieder zurück nehmen muß. Am Abend iſt es vergnügend, dieſe große Menge von Landleuten oft an 1000 bis 1200 mit froher

Miene, mit ländlichem Geſange, und dem heiter-ſten Herzen die Stadt verlaſſen zu ſehen.

Die Gaſſen werden täglich gereinigt. Gefangene, die an eiſernen Ketten angeſchloſſen ſind, müſſen dies Werk verrichten. Sie wohnen an einer abgelegenen Seite der Stadt, und müſſen nach dem Verhältniß ihres Verbrechens mehr oder weniger Jahre dieſe Arbeit verrichten. Eine ſolche Anſtalt, wodurch die unnüzen Glieder des Staats abgeſchnitten und von der Geſellſchaft entfernt werden, macht der Policey allerdings viele Ehre, und iſt der Stadt von erheblichem Nuzen.

Folgendes ſind die vornehmſten öffentlichen Gebäude in der Stadt:

Die große Kirche, welche 1421 gebauet iſt. Auf dem Thurm derſelben ſoll die gröſſeſte Glocke in der ganzen Schweiz ſeyn. Sie wiegt ohne ihrem Gerüſte 203 Centner. Unten am Thurm iſt die große Kirchthüre, welche ein großes Veſtibul hat, auf welchem das jüngſte Gericht in halb erhabener Bildhauer-Arbeit ausgehauen iſt, worauf 3 bis 400 menſchliche Figuren zu ſehen. In der Kirche ſelbſt zeichnen ſich die Orgel, und der Kommunion- und Tauftiſch vorzüglich aus. Er iſt von ſchönem ſchwarzen Marmor, und ward von Lauſanne hieher gebracht. Auf beiden Seiten des Gewölbes hiengen ehedem

viele Fahnen, auf denen die von den Bernern über ihre Feinde erhaltene Siege bemerkt waren. Nahe dem Chor hat man folgende Inſchrift zur Ehre Berchtolds eingegraben —

IN MEMORIAE MONVMENTVM
PERPETVAE BERCHTOLDI V.
ZAERINGIAE DVCIS FORTISS: VRB.
BERNAE CONDITORIS INCLYTISS:
P. PATRIAE ILLVSTRISS: SE-
NATVS BERN. G. L. Q. P.
M. CXI. FRID. II. ROM. IMP.
BER. COND.

An der Seite des Tempels iſt einer der fürtreflichſten erhöheten Pläze, die man nur finden kann. Das Erdreich war ungemein ſchmal in dieſer Gegend, und machte einen herabhängenden ſteilen Hügel. Man mußte alſo darauf denken, daß man dieſen Plaz von allen 3 Seiten her mit ſtarken und großen Mauren, von denen einige 100 Fuß hoch waren, umgab, und ihn bis an die Kirche mit Erde ausfüllete. Dieſer Plaz bleibt alſo in aller Abſicht einer der ſchönſten von Bern. Er gewährt eine prächtige Ausſicht, und dient zum angenehmſten Spaziergang unter einer Reihe von Kaſtanienbäumen. Auf der einen Seite gehet man einen bedeckten Gang nach einer Art von

Vorſtadt mit Namen Matten herunter. Man zeigt einen gewiſſen Ort, wo einſtmals ein betrunkener Student, da er ſo heftig im Reiten jagte, von der Mauer herunterſtürzte. Ob ſie gleich ſo hoch iſt, daß man ſich drauf auflehnen kann, ſo that er einen ſo glücklichen Fall, daß das Pferd unter ihm gleich todt blieb und er beide Beine zerbrach, aber ſonſt lebendig wieder hervorkam. Er ſezte indeſſen ſein Studieren weiter fort, und ſtarb hernach als Prediger in Kerzers, einem kleinen Dorf nicht weit von Morat 1694. Man hat zum Andenken dieſer ſonderbaren Begebenheit folgende deutſche Inſchrift gemacht.

Der Allmacht und wunderbaren Vorſehung Gottes zur Ehr, und der Nachwelt zum Gedächtnuſs, ſtehet dieſer Stein allhier, als von dannen Herr Theodorus Weinzapfli den 25. May 1654 von einem Pferd hinuntergeſtürzet worden, und hernach, nachdem er 30 Jahre der Kirche zu Kerzers als Pfarrer vorgeſtanden, iſt er den 25. Nov. 1694 in einem hohen Alter ſeeliglich verſtorben.

Auf dieſem Kirchplaz ſteht das prächtig gebaute Stift, welches die Wohnung des Dechants und des großen Konſiſtoriums iſt. Einige Schritte höher ſtehet das Kollegium, worinnen die jungen Leute, die ſich zum Predigtamt wiedmen, unterrichtet werden. Ehemals war es ein Franciska-

ner-Kloſter. Man hat es aber ganz umgebauet, und eine Akademie, oder vielmehr eine berühmte Schule daraus errichtet, worinnen 20 junge Leute, die ſich auf die Theologie legen, wohnen, und unterhalten werden. Sechs Profeſſoren unterrichten gewöhnlicher weiſe in den Sprachen, und in allen einem Geiſtlichen nothwendigen Wiſſenſchaften, — überdem ſind noch 2 andre Profeſſoren, einer in der Rechtsgelehrſamkeit, und der andre in der Mathematik. Seit den Zeiten der Reformation ſind viele große Leute aus dieſer Schule gekommen. Ein Benedikt Marti, der ſich nachmals Aretius nannte; — ein Wolfgang Muſkulus, und andre mehr. Es hat auch eine ſtarke Bibliothek, welche mit der Bücherſammlung des Bongars vermehret worden iſt. Außer der großen Zahl gedruckter Werke finden ſich auch noch daſelbſt an 1200 alte Manuſcripte, von denen die meiſten ſehr antike Zeichnungen und Gemälde enthalten. Hier ſind auch die aus dem Zelt Karl des Kühnen Herzogs von Burgund entwandte Beute z. B. ſein goldner Feldaltar, nebſt verſchiedenen Schildereien großer Männer zur Zeit der Reformation aufgehangen, — vor allen andern zeichnet ſich das Gemälde Heinrich des Vierten aus, welches er den Landſchultheißen und Dechanten von Bern ſelbſt verehret hat. Ne-

ben der Bibliothek iſt die reiche Kunſt und Naturalien-Kammer. Sie enthält viele ſeltene in Erz gegoſſene Stücke. Z. B. einen in Bidy 1621. gefundenen Ochſen mit ſeinem Opferprieſter, — einen Kopf von natürlicher Größe mit geflochtenen Haaren, eine Ceres, welche der ſeelige Prediger von Til als er den Grund zu einer Scheune legen wollte, ausgrub. — Zwey Satyrs, — eine Menge römiſcher Medaillen; — die Zeichnung eines in der Erde gefundnen Rieſenbeines; — das Gemälde eines Mädchens, Appollonia Schröder genannt, die ohngefähr vor 100 Jahren lebte, und nach der Erzählung in einer ganz eignen Krankheit an 7 Jahre nichts aß und trank.

Außer dieſer großen Kirche wird noch in 5 andern gepredigt. In der auf dem Nidek, — im Hoſpital, — unten in der Stadt, — in der Dominikanerkirche, — und auf der Inſel. Die Dominikanerkirche, welche den Franzoſen und Deutſchen zum Gebrauch dient, iſt durch die blutige Tragödie von Jezer bekannt geworden, in welcher die 4 vornehmſten Dominikaner 1509 verbrannt wurden. Man zeiget ſo gar noch das Loch in der Mauer, dadurch dieſe Böſewichter aus einer Zelle des Kloſters eine Stimme erſchallen lieſſen, damit man glauben ſollte, die Bildſäule der

Jungfrau Maria redete. Die Kirche ward 1753. ganz neu erbauet. Aus dem Chor entſtand ein Magazin, und über demſelben iſt ein Koncertſaal angelegt. Aus dem Kloſter der Mönche iſt ein Hoſpital, und aus dem Garten ein Kirchhof geworden. Das, was man izt Inſel nennt, war ehemals auch ein Nonnenkloſter dieſes Ordens, welches zum Beſten der armen Kranken im Lande in einen Pflegeort verwandelt würde. Man findet einen Weg, der von dieſem Kloſter bis zu den der Franciskaner führet, und die Vermuthung iſt nicht ohne Grund, daß die ehrwürdigen Mönche hieſelbſt ihre erbauliche Zuſammenkünfte mit den Nonnen mögen gehalten haben.

Das groſſe Hoſpital zwiſchen den zwey Thoren des Goliath, welches 1741 aufgebauet, iſt ein ungemein geräumiges und ſchönes Gebäude. Der größere Theil deſſelben iſt zur Unterhaltung armer Bürger, und ein andrer zum Zuchthaus beſtimmt. Zwey in den Beſuchen abwechſelnde Aerzte, ein Wundarzt, — ein Prediger, ein Oekonom, — ein Einnehmer und ein Schreiber beſorgen die Geſchäfte des Hauſes. Es macht der Stadt allerdings viel Ehre. Es hat vier gleiche Seiten *, einen eingeſchloſſenen Hof in der

* Meiner Meinung nach ein Hauptfehler dieſer und ähnlicher Anſtalten. Dies habe ich an der

Mitte, mit einem ſchönen Springbrunnen und umlaufenden Bogengange. — Vor dem Hoſpitale iſt eine artig angelegte Waſſerſchwemme, durch welche Reiſende und Fuhrleute mit Pferden und Wagen durchzuwaten pflegen, um den anhängenden Schmuz nicht mit in die Stadt zu ſchleppen. Nur Schade, daß dieſe für die Menſchheit ſo wohlthätige Anſtalt den Hauptfehler der Feuchtigkeit hat, und daß man demſelben nicht abzuhelfen weiß. Zum Theil liegt die Urſache in der Dicke der Mauern, zum Theil aber und noch weit mehr in der Steinart ſelbſt. — Zur Beherbergung der armen Durchreiſenden, von welcher Religion ſie auch ſeyn mögen, ſind zwey große Paſſagierſtuben gewiedmet. — In dies Haus werden auch um ein billiges Tiſchgeld Herrſchaften und bürgerliche Perſonen von Stande aufgenommen, welche als unglückliche Wahnſinnige eine engere Verwahrung

ſonſt ſo ſchön angelegten Charite' in Berlin, die ihrem Stifter viele Ehre macht, gleichfalls auszuſezen, daß ſie in einem Viereck gebaut iſt. Warum nicht in ein Oblongum? — Die Luft, welche ſich in dem Hof einer ſolchen Anſtalt koncentrirt, muß ungeſund und faul ſeyn, weil die freie heitre Luft nicht ſo gut dahin kommen, und die Atmoſphäre daſelbſt reinigen kann.

Anm. des Ueberſezers.

erfordern. Das Gebäude ſteht übrigens ganz frey, und ſtößt an kein anderes an. Die Baukoſten allein haben ſich über 350000 Gulden belaufen. Es hat zur Aufſchrift:

Chriſto
in pauperibus
1741.

Das Krankenhaus, die Inſel, ward, wie ich ſchon erwähnt habe, auf der Stelle eines ehemaligen Beguinen-Nonnenkloſters aufgebauet. Das ganze ſehr räumliche Gebäude iſt glatt von gehauenen Steinen erbauet, und lediglich zu einem Wundſpital beſtimmt, da theils durch den nahe anwohnenden Wundarzt, theils durch andre Stadtwundärzte die Schnitte und andre chirurgiſche Operationen vorgenommen werden. Die Kranken haben beſondere geräumig eingerichtete Zimmer, und ein jeder ſein eigenes Bette. Auch ſind immer einige beſondere Betten in Bereitſchaft, um die etwa Verwundeten und Beſchädigten ſo gleich aufzunehmen.

Das Rathhaus iſt ſehr alt, und die Verſammlungsörter ſind nach einer gewiſſen altväteriſchen Bauart angelegt, ſonſt aber ſchön genug. Der Siz für den Schultheiſſen hat beſonders das Anſehen einer gewiſſen Hoheit. In dem einen dieſer

Zimmer hängt der Plan des Schloſſes zu Verſailles. Herr **Andreä** bemerkt hiebey ungemein richtig, daß dies eben nicht ſonderlich ſchicklich ſey. Das ſonderbare allegoriſche Denkzeichen, das der äußere Stand führet, iſt an dem Vordergiebel des Hauſes in Stein vorgeſtellet; — es iſt das Bild eines Affen, der auf einem Krebſe reitet. Die Denkmünze, die für ihn gewählt worden, hat auf der einen Seite eben dieſe Vorſtellung, und zwar auf einem kleinen Schilde, der einem globo caeleſti aufgeheftet iſt; — über dem Schilde ſteht der Bär des Kantons, auf welchen, da der Bär auch ein Himmelszeichen iſt, die beygeſchriebenen Worte, *hoc ſidere gaudet*, deuten. Der andern Seite der Münze ſind im Meer ſegelnde Schiffe aufgeprägt, mit der Umſchrift: — *dexterae gubernationis ſpes.* — —

Das **Zeughaus** iſt bekannt genug. Eine auſſerordentliche Menge von Harniſchen, — eine Parthey alter ſeltſamer, doch künſtlich mit Helfenbein eingelegter Flinten, ohngefähr 120 an der Zahl, die den Bernern ſo angenehm ſeyn mögen, als ihre Harniſche, weil ſie ein Andenken von der Niederlage des geſchlagenen Herzogs Karl von Burgund ſind, — Flinten und Degen ganz nach dem neueſten Geſchmack, für 40000 Mann, und überaus ſchönes Geſchüze von Metall, wovon ſogar der

größte Theil noch neu iſt, — Mörſer, Haubizen drey viertel Karthaunen, und große und kleine Kanonen an der Zahl ohngefähr 260; — Berchtolds Waffen, — des bernerſchen Generals Franz **Någueli**, der dem Herzoge von Savoyen, Karl dem **dritten**, das Pais de Vaud, Gex und Chablais wegnahm, Statůe, — einige Wagen voll Stricke, an welchen Karl die Schweizer aufhången wollte, — und ſonſt noch einige pråchtig ausgearbeitete Flinten und Piſtolen, — das ſind die Zierrathen dieſes pråchtigen Vorrathshauſes.

Das **Kornmagazin** iſt ein ſehr ſchåzbares Gebåude, weil es die Stadt, wo nicht mit Ueberfluß füllet, doch gewiß gegen allen Mangel ſchůzet. Es ruhet auf Såulen und Bogen, und unten liegt der Stadt Weinkeller. Oben iſt eine Dörrmaſchine nach du Hamelſcher Erfindung, doch mit einer gewiſſen Verbeſſerung aufgerichtet. Roggen, Weizen und Spelz werden in dieſem Magazin gedörret und aufgeſchůttet. Weizen am wenigſten, denn man bauet in der Schweiz an deſſen Statt lieber den Spelz, ob man gleich aus beiden, wie auch aus Roggen, Brod backet, aber am meiſten aus Spelz das gewöhnliche weiſſe. — — Es iſt allerdings von großem Nuzen, das Getreide erſt zu dörren, ehe man es aufſchůttet. — Man hat darüber hinlångliche Erfahrungen angeſtellet. Man

hat das darinn gedörrte Getreide eine Zeitlang der freien Luft blos geſtellt, ohne daß es von den Inſekten den gerinſten Schaden gelitten, da hingegen das dabey gelegene ungedörrte Getreide indeſſen faſt ganz zerſtöret worden und verdorben war. Dieſe Maſchine wird zu beiden Seiten, und auch, und zwar am ſtärkſten, in der Mitte mit Holzkohlen geheizet. Jedes erſtemal, das ſie angeheizet wird, muß das Getreide 24 Stunden drinnen bleiben. Man läſſet dann alle 6 Stunden einen Theil davon unten herauslaufen, und ſchüttet ſolchen oben wieder herein. Auf dieſe Weiſe erhält der ganze Haufen durch und durch einerley Grad der Trokkene. Zur Beſtimmung der nöthigen Wärme, welche die Wärme des ſiedenden Waſſers ſeyn muß, bedient man ſich eines Paares Thermometer. Seit 17 Jahren bedient man ſich nun ſchon dieſer Maſchine, welche höchſtens 1000 Thaler zu ſtehen kommt. Auch die Bekker finden ſie ungemein nüzlich. Das gedörrte Getreide wirft mehr Mehl ab, und das Mehl giebt, weil es mehr Waſſer annimmt, auch mehr Teig, alſo auch mehr Brod aus. — — —

Die ſchönen Landſtraßen in der ganzen Schweiz haben die Berner zuerſt eingerichtet. Nahe vor Bern ſtehet eine dergleichen Wage, auf welcher die Fahrzeuge der Frachtführer gewogen werden, deren

Laſt nicht über 50 Centner ſteigen darf. — Das Haus, worinnen die Wage befindlich iſt, hat zwey einander gegen über ſtehende weite Thüren, und die ſich einander entgegen ſtehende beiden Wände ſind ein bloßes Gitterwerk. — Die Wage ſelbſt, oder die Wagſchale, die beinahe die Geſtalt einer ziemlich großen Fähre hat, womit man Kutſchen und Flöſſe überzuſezen pfleget, ruhet auf der Erde, und kann hernach, wenn der Frachtwagen hineingefahren iſt, an ſechs ſtarken Ketten in die Höhe gezogen werden. Oben über den Boden iſt ein Balken mit Gewichten, von der Einrichtung, wie die römiſchen Schnellwagen. Auſſer dieſer zu ihrem Zwecke ſehr nüzlichen Maſchine hat man eine Art, die Räder zu ſperren, verordnet, die zur Erhaltung der Landſtraßen viel beiträgt. Gemeiniglich pflegt das auf die gemeine Weiſe geſperrte Rad den Weg ſehr tief einzuſchneiden, und verdirbt ihn durch das gewaltſame Reiben augenſcheinlich. Hier muß man entweder gar nicht ſperren, oder ein gewiſſes ausgehöltes länglichtes Stück Holz mit ſich führen, welches man denn an den Wagen feſt gehänget, dem Rade unterlegt, das in die Höhlung des Holzes ſo weit hineinpaſſet, daß es nicht daraus weggleiten kann. Alsdann ſchleift das Rad, wie auf einem Schlitten, die Höhe ſicher und ſanft herunter. Das Holz iſt etwa zwey Fuß lang, einen

halben Fuß breit und dick, und dann, der Länge nach, oberwärts ausgehöhlt, nach Maßgabe der Stärke des Rades. — — —

In der Stadt ſind zwey ſehr angenehme Spaziergänge, und ein dritter von ausnehmender Schönheit iſt vor dem Thore. — Dieſer hat eine drey- bis vierfache Allee von Linden, zu welcher ein langer Gang zwiſchen hohen Hecken führet, der ſich in einen weiten Plaz verbreitet, worinnen allerley Heckenzüge, — Durchſchnitte und Kabinette mit Bänken befindlich ſind: — das meiſte von allen dieſen von Tannen gezogen. Beim Ausgange aus dieſer Promenade linker Hand ſind 2 bis 3 mit Bäumen bepflanzte Straßen zum Fahren für die Kutſchen. Quer über und längs durch dieſe geht man durch einen mit verſchiedenen erhabenen Sizen, von denen man auf die ſich krumm ſchlängelnde Aar ſehen kann, verſehenen und mit geſchnizten niedrigen Tannenhecken gezierten Plaz in einen Tannenwald, der nicht klein iſt. — Der kleinere von dieſen beiden Spaziergängen iſt gleich am Kornhauſe gelegen, und recht artig, — der größere aber iſt noch beſſer und liegt an dem Münſter. Auf dieſem ſtehen ſogar zwey Luſthäuſer recht über der Aar.

Vor der Ankunft der vertriebenen Proteſtanten aus Frankreich ſahe es mit dem Handel ganz

ſchlecht aus; — nach dieſer für dieſe Krone ungemein nachtheiligen Verjagung kehrte Handthierung und Gewerbe auch hier ein. Man wirft es den Bernern indeſſen immer noch als einen Fehler vor, daß ſie den Kaufmannsſtand nicht nur keines Schuzes, ſondern auch keiner Achtung würdigen. — So viel iſt gewiß, daß die Fabriken dadurch in eine größere Aufnahme kommen würden, und daß der mittlere Stand von Bürgern, die, weil ſie von den Staatsämtern, und ihren Beſoldungen ausgeſchloſſen ſind, größtentheils in Armuth leben, ſich empor helfen könnte. Man kann freilich nicht in Abrede ſeyn, daß die alte helvetiſche Frugalität, und Mäßigkeit dadurch einigermaßen ſchon gelitten hat, daß das Gewerbe blühender geworden, als es ehemals war, und daß anizt kein Baſſompiere mehr den Land-Schultheiſſen mit ſeiner Frau bey einem einfachen Gericht überraſchen werden. Das alles aber überlegt weiß ich nicht, ob man gerade wohl thue, daß man diejenigen, die ſich in fremden Reichen aufhalten, und da dem Beruf ihres Handels folgen, der Achtung nicht theilhaftig werden laſſe, welche ſonſt einem jeden Bürger zu Theil wird. Selbſt der Bewegungsgrund würde nicht Stich halten, daß, wenn man Handel und Wandel zu ſehr begünſtigen wollte, unter den übrigen Bürgern der Trieb erweckt werden würde, Reichthümer in an-

dern Ländern aufzuſuchen, und daß dadurch dem Staate viele nützliche Mitglieder entzogen werden könnten, da überdem in Republiken die Gleichheit des Vermögens immer zuträglicher ſey, als anderswo.

Bern iſt **reformirt**, und hat ſich ſchon 1528 zur Reformation bekannt. **Berchtold Haller**, aus Alþingen gebürtig, der mit dem berühmten **Philipp Melanchthon** unter Simlern ſtudiert hatte, und Kanonikus, — Vorſänger und Prediger in der großen Kirche zu Bern geweſen war, fieng bereits ſeit 1520 an, die evangeliſche Lehre zu predigen. Da er aber von Natur furchtſam war, und es mit einem Volke zu thun hatte, das keine Neuheiten in der Religion liebte, ſo gieng ſein Vorhaben, beſonders im Anfange eben nicht ſonderlich von ſtatten. Nach Verlauf von einigen Jahren gewann die Sache einen erwünſchteren Fortgang. Es entſtand eine doppelte Parthey, welche ſo ſehr gegen einander aufgebracht ward, daß ſie auf öffentliche Unterredungen drangen. Die meiſten Religiöſen aus dem Theil von Bern, den man **den deutſchen Antheil** nennte, nahmen Gelegenheit um einen Befehl, der die Reformation begünſtigte, zu bitten. Die Magiſtråte bewilligten ihn endlich 1528 in der Hauptſtadt, und ſchickten in alle **Parochien** der ihnen unterthanen Oerter

Abgeordnete, welche die Reformation mit ſo ſchleunigem Erfolge ausbreiten ſollten, als es ihnen nur immer möglich wäre. Mehr Mühe koſtete es in dem römiſchen Antheil der Schweiz, die Reformation auszubreiten. Endlich und nach Wegräumung vieler Schwürigkeiten konnten allererſt Wilhelm Farel, — Viret, und andre Geiſtliche nach ihm, von dem höchſten Anſehen der Obrigkeit unterſtüzt, den Lehrſäzen derſelben Eingang verſchaffen. — Anizt giebt Bern ein Muſter der Verträglichkeit. Die Unterſcheidungslehren der reformirten und lutheriſchen Kirche werden niemals auf die Kanzel gebracht; — es iſt vielmehr ein Geſez da, die Lutheraner als Brüder anzuſehen, mit denen man in Friede und Einigkeit leben, die man zum Genuß des Abendmahls eben ſo ungehindert zulaſſen ſolle, als die Reformirten. Selbſt gegen die Katholiken äuſſern ſich nie Ausbrüche von Feindſchaft, noch weniger der Religions Sektirerey, und des Religionshaſſes. Alle unnüze, und eitle Ceremonien ſind abgeſchafft; — auf den Kirchhöfen werden Lutheraner, — Katholiken, und Reformirte vermiſcht begraben, und ruhen ſanft und im ſtolzeſten Frieden neben einander.

— Weder in Bern ſelbſt, noch in den kleinen Städten des Bernerkantons darf ein Jude wohnen. Ehemals hatten ſie die Freiheit, aber eine

1288 verübte Grauſamkeit raubte ſie ihnen auf ewig. Sie ſtohlen ein kleines Kind von der Gaſſe weg, und kreuzigten es in einem Keller auf eine ganz unmenſchliche Art. Die Thäter wurden zwar mit dem Rade hingerichtet, aber dieſe Mordthat hatte auch für die ganze Judenſchaft die nachtheilige Würkung, daß ſie aller Bemühung des Kaiſers Rudolph ohnerachtet, noch gegenwärtig vieler Freiheiten beraubt iſt, und daß kein Jude im Kanton lange verweilen, ſondern höchſtens nur durchreiſen darf.

Es iſt Zeit, daß ich auf die Regierungsform in Bern komme. Bereits im eilften Hauptſtücke habe ich erwähnet, daß ſie ariſtokratiſch und demokratiſch zugleich ſey. — Die höchſte Gewalt des Kantons beruht auf den hohen Regierungsrath, der, wenn er vollſtändig iſt, aus 299 Perſonen beſteht. Da aber gemeiniglich 99 abweſend ſind, und ſich entweder auf ihren Vogteien befinden, oder ſonſt Geſchäfte auswärts machen; ſo iſt die Verſammlung dieſes Regierungsrathes ſelten über 200 an der Zahl. Oft ſtellen ſich nur 100 Mitglieder ein, wenn auch noch ſo wichtige Geſchäfte zu verhandeln wären. Dieſer hohe Rath ſchlieſſet mit Zuziehung des kleineren Krieg, — Friede, und Bündniſſe, — kann in Abſicht des großen Schazes Verfügungen machen, und thut überhaupt

alles, was ſonſt ein ſchlechterdings ſouveräner Herr thun kann.

Aus einigen Mitgliedern dieſes Rathes entſteht ein andrer, den man den **Rath**, oder den kleinen Rath nennt, und der aus 27 Perſonen beſtehet, die beiden Oberhäupter, die man Schultheiſſe nennt, welche Jahr aus Jahr ein in dem doppelten Rathe präſidiren, mit eingeſchloſſen. Wäre einer oder der andre abweſend, ſo verrichten der Schazmeiſter oder ein Senator ihr Amt. Die Glieder des kleinen Rathes werden eigentlich Senatores oder Räthe genannt, — die jüngſten heiſſen geheime Räthe.

Der Senat, oder der kleine Rath verſammlet ſich täglich, Sonntags und die Feiertage ausgenommen, und verſiehet die gewöhnlichen Regierungsgeſchäfte. Er wird ſo oft zuſammengerufen, als es der kleine Rath, oder der regierende **Schultheis** für nöthig finden, gemeiniglich die Woche dreimal, die Ferien während der Aerndte, und Weinleſe ausgenommen. Da ſich ſeine Macht nur in engen Gränzen hält; ſo wird der große Rath ſo oft zuſammen gerufen, als der kleine die Sachen nicht entſcheiden kann. Eben dies geſchieht, wenn ein Bürger, oder ein Unterthan der Republik appelliret; — doch ſind hievon die Unterthanen des Pais de Vaud ausgenommen. Der kleine

Rath hat einige Vorzüge vor dem großen voraus, denn einige Civilbediente, deren Wahl von dem Senat abhänget, werden in der Gegenwart des kleinen erwählet. Um aber beider Geſchäfte gehörig zu unterſcheiden, ſo könnte man ſagen, jener hat die Macht, Geſeze zu geben, — und dieſer führet ſie aus, und wachet über ihre Befolgung.

Wie ich ſchon einmal erwähnt habe, ſo werden die Senatoren des großen Regierungsrathes, deſſen Mitglieder ſie bleiben, und in welchem ſie Siz und Stimme haben, ſo oft erwählet, als er ſich verſammlet. Der Senat verliert ſich alſo gleichſam in jenem, und exiſtirt nur in ſo fern, und ſo lange, als dieſer verſammlet iſt. Was das Recht anbetrifft, die Glieder des großen und kleinen Rathes zu wählen, wenn nämlich eines derſelben mit Tode abgegangen war, oder ſonſt ſeinen Abſchied genommen oder erhalten hatte, ſo wählet ſich dieſer doppelte Rath einander. So bald einer von den gewöhnlichen Senatoren ſtirbt, ſo werden acht durchs Looß erwählt, welche die Wahl anſtellen ſollen, nämlich drey aus dem k l e i n e n, und fünf aus dem g r o ß e n Rath. Dieſe acht Wahlherren ernennen ein jeder für ſich ein Mitglied des großen Rathes, welches zum Rang eines Senators erhoben werden ſoll. — Dabey wird aber ſchlechterdings erfodert, daß die Kandidaten, welche zur

Wahl vorgeſchlagen werden, zehn Jahr in dem großen Rathe müſſen geweſen, und nicht zu nahe anverwandt ſeyn, z. B. Vater oder Schwiegervater, — Sohn oder Schwiegerſohn, — Bruder oder Schwager. Die Namen der in Vorſchlag gebrachten Kandidaten werden auf kleine Billets geſchrieben, und in eine verſchloſſene Kapſel geworfen. Man ſchreitet hierauf zu einer Sammlung der Wahlſtimmen. Die vier von den vorgeſchlagenen, die die wenigſten Stimmen haben, ſind ſogleich ausgeſchloſſen. Die vier andere verſuchen folgende Methode, wer von ihnen das Glück haben möchte, gewählet zu werden. Zwey kleine goldene, und zwey ſilberne Kugeln werden zuſammen in einen Sack geworfen. Alle vier Kandidaten nehmen eine heraus. Die zwey, denen die goldene Kugeln in die Hände fallen, werden von neuem zur Wahl gelaſſen. Wer alsdann die mehrſten Stimmen hat, erhält die ledige Stelle eines Senators. Die Stimmen werden vermittelſt gewiſſer Würfel geſammlet, von denen zwey Drittheile vergoldet, und ein Drittheil verſilbert iſt, damit auch da der Zufall entſcheiden möge. Bekommen nun die beiden Kandidaten eine gleiche Anzahl von Stimmen, ſo iſt der regierende Schultheiß berechtiget, den zu ernennen, welcher Senator ſeyn ſoll. Dieſe Wahl hat allerdings manche

Ausnahmen, und daher werden auch beſondere Geſeze gemacht; — ich würde mich aber in ein zu weites Feld verlieren, wenn ich alles und jedes auf das umſtändlichſte beſchreiben wollte.

Die ledigen Stellen im Senat werden ſogleich beſezet, wenn ein Senator begraben worden oder ſonſt abgegangen iſt, weil man bey einer zu langen Erledigung der Stellen befürchtet, daß ſich etwa dieſer oder jener durch allerley Chikanen und hinterliſtige Nebenwege ins Amt ſchleichen möge.

Die in dem großen Rathe erledigte Stellen werden von dem Senat und den ſechszehn Mitgliedern des großen Rathes beſezt. Gewöhnlicherweiſe vergehen ſieben Jahre, ehe man nur an die Beſezung der ledigen Stellen denkt, oder davon redet. Dann ſtellt man eine Unterſuchung an, ob die Wahl vor ſich gehen könne, und die Mehrheit der Stimmen entſcheidet. Neue Mitglieder werden gemeiniglich gewählt, wenn 80 abgegangen ſind. Iſt der große Rath, in den man die Glieder des kleinen mitbegreift, nicht zweihundert voll, ſo muß er ganz von neuem beſezt werden; — doch dies iſt meines Wiſſens noch nie geſchehen, weil die Anzahl noch nicht ſo weit verringert worden iſt.

Man verzeihe mir folgende Digreßion, die meines Bedünkens nach, nicht an unrechtem Orte ſtehet. Nichts iſt gewöhnlicher, als daß man die

Wahlmethode in Bern ſeltſam findet. Man fürchtet zuvörderſt, daß die Republik darunter leiden würde, weil unter ſo vielen Perſonen, die auf die Ehre, ein Mitglied des großen Rathes zu werden, Anſpruch machen dürfen, einige ſeyn könnten, denen es nicht ſo ganz gleich viel wäre, wenn ſie ausgeſchloſſen würden, indem unter dreihundert nur achtzig oder höchſtens neunzig zu einer ſolchen Würde gelangen.

Im Grunde ſagt der ganze Einwurf nichts. Unter dreihundert Kandidaten gehen mehr als zweihundert leer aus. Es läßt ſich mithin nicht gut gedenken, daß ſie eiferſüchtig oder mißvergnügt ſeyn würden, ausgeſchloſſen worden zu ſeyn, — ein Aufſtand iſt daher ganz und gar nicht zu beſorgen. Da überdem diejenigen, welche gewählt werden, von älteren Familien, — reicher, — auch weiſer und überlegender ſind, als die andere, welche leer ausgehen; — ſo könnten ſie den Chikanen ihrer Gegenparthie, und allen ihren noch ſo fein geſponnenen Projekten mit gar geringer Mühe entweder zuvorkommen, oder ſie doch ſogleich in ihrer Geburt unterdrücken. Zu dem Ende werden auch die ſorgfältigſten Maaßregeln ergriffen, allen Veranſtaltungen, die etwa von der Gegenſeite gemacht werden könnten, aufs ſchleunigſte zu begegnen, und ſie auf einmal zu verhindern.

Hiernächſt hält man es auch für gefährlich, Perſonen zu dieſem Kollegium zu nehmen, die noch nicht einmal in dem Alter ſind, wo ſie reifliche Ueberlegungen über das Beſte des Staats anſtellen können, und alſo gar leicht durch gemeinſchaftliche Verabredung unter einander die Grundſäulen deſſelben umſtürzen oder erſchüttern könnten. Hierauf antworte ich, daß dergleichen neugewählte Mitglieder von ihren Vätern, oder Onkeln, oder Schwiegervätern bald zu ihrer Pflicht zurückgebracht werden würden, wenn ſie ſolche übertreten hätten.

Man thut ferner den Vorſchlag, daß es beſſer ſeyn würde, die erledigten Stellen unmittelbar nach dem Tode eines Mitglieds zu beſezen, ſo wie dies in dem Senate üblich ſeye. Indeſſen iſt dies einmal eingeführte Herkommen ſchon ſeiner Natur nach weit geſchickter, die überhand nehmende Macht, und das übermäßige Anſehen derer, die ſchon mächtig genug ſind, einzuſchränken. Nicht nur in der Schweiz, – auch in England und in allen Gegenden des Erdbodens iſt es nun einmal Mode, daß man bey allen ſich eräugnenden Gelegenheiten ſeinen Anverwandten forthilft.* Das läßt ſich

* Dergleichen Mode trifft man freilich auf der ganzen ſichtbaren Erde an. Geiſtliche und weltliche Aemter, — Biſchofshüte und Civilbedie-

aber hier nicht ſo bequem thun, weil man nur ſehr ſelten ſolche Wahl anſtellet, und weil man es zu gleicher Zeit mehrern, auch bloßen Bürgern vergönnet, auf die Liſte der Kandidaten geſtellet zu werden.

Noch andere wünſchen, daß man, ſo wie es in Venedig üblich iſt, alle Patricier, ſelbſt diejenigen, die das Bürgerrecht haben, in einem gewiſſen Alter in den großen Rath aufnehmen ſollte. Ich zweifle jedoch ſehr, daß die Schweizer dergleichen thun werden. Kein Vater würde ſeinen Sohn eher zu einem Staatsamt vorſchlagen, als, bis er in einem reifen Alter iſt, und ſich würdig gemacht hat, durch ſeine Einſicht und ſeinen Rath dem Vaterlande würkliche Unterſtüzung zu leiſten.

Wollte man auf dem venetianiſchen Fuß die Regierungsform in der Schweiz einrichten, ſo würden ſehr viele, die ſich dem geiſtlichen Stande, dem Handel, oder andern Profeßionen wiedmen, davon abſtehen, und die Ehre, an der Regierung des Staats Theil zu nehmen, gar gerne

nungen, alles — wird mit Anverwandten beſezt. —

Auch in Bern iſt man vom rechten Wege abgewichen, und man findet anizt ſehr viele Ehrenämter, die durch den Nepotismus vergeben werden.

Der Ueberſezer.

allen andern Aemtern vorziehen. Die Republik würde alsdann mit Senatoren beſäet, und alle andere Stände nicht ſo beſezt ſeyn, wie ſie es izt ſind, und wie ſie es ſeyn ſollten. Nach der gegenwärtigen Einrichtung der Republik ſind die jungen Leute verbunden, zu ſtudieren. Dies würden ſie aber gewiß nicht thun, wenn die bloße Geburt ſie zu Ehrenämtern empor ſchwingen könnte, und wenn Verdienſt, — Tugend, — Rechtſchaffenheit und Kenntniſſe nicht den geringſten Einfluß darauf hätten. Ich wollte auch mit allem Grunde behaupten, daß man alsdann noch weit weniger als izt, auf die Ehre denken würde, eine Magiſtratur zu übernehmen. Die Zahl der Bürger wird ja ſchon izt von Tag zu Tag kleiner, — weil viele in holländiſche oder franzöſiſche Kriegsdienſte gehen. Man könnte noch einen andern Grund hievon anführen. Da der Luxus und die Verſchwendung in der Schweiz immer höher ſteigen, ſo würde auch nicht ein jeder ſolche Frauen nehmen, die zu unerſchwinglichen Ausgaben Gelegenheit geben könnten. — Die natürliche Eitelkeit des Frauenzimmers iſt ohnedem ſchon zur Gnüge bekannt. In der Schweiz machen die Männer der Frauen, die in dem Magiſtrate Anverwandten haben, anizt vielleicht weit mehr Ausgaben, als ſonſt, — und die Weiber überſpan-

nen ſolche größtentheils ganz außerordentlich, ohne ſich darum zu bekümmern, ob ſie den Mann dadurch herunterbringen, oder nicht, — wie ſchon Juvenal ſagt, —

Prodiga non ſentit pereuntem foemina cenſum.

Dies alles, dünkt mich, beweiſet völlig, daß die Republik Bern aus guten Gründen bey der einmal eingeführten Mode bleibe. Nur geringe Einſicht in die Politik zeigt zur Gnüge, daß nichts gefährlicher ſey, als Veränderungen in einer republikaniſchen Verfaſſung. Sie ſind jedesmal ſichre Vorboten eines nahen Falles. Die Geſchichte liefert hiervon mehr als einen Beweis.

Die ſechszehn Mitglieder des groſſen Rathes, die man zu dem Senat hinzufüget, wenn eine neue Beförderung vorgenommen werden ſoll, heiſſen die Sechszehner. Ueberhaupt genommen ſind es ſolche, die Vogteien verwaltet haben, und deren Amt zu Ende gegangen iſt. Sollten aber, wie ſich dann dies ſehr ofte eräugnet, in einer Zunft zwey ſeyn, von denen der eine ſein Vogteiamt ſchon zu Ende gebracht hat, der andere aber würklich ein Glied des großen Rathes iſt, ohne jemals eine Vogtey gehabt zu haben, ſo werden zwey Kugeln, eine von Gold, und die andre von Silber in einen Sack gethan; — und der, welcher durch einen Zufall die goldene

greift, kommt unter die Sechszehner. Wenn hingegen ein würklicher Rath aus einer Zunft der einzige wäre, ſo hat er eben dadurch ein Recht unter die Sechszehner zu kommen, wenn er auch nie eine Vogtey gehabt hat.

Bern iſt in zwölf Zünfte eingetheilet, welche Innungen (societés) genannt werden. — Die ganze Stadt, Reiche und Arme durch einander ſind in ſolche Zünfte eingemiſchet. Dieſe Einrichtung iſt darzu ungemein vortheilhaft, daß die Armen weit eher und leichter aus den anſehnlichen Einkünften einer jeden Zunft können unterhalten werden. Die Bürger können auf dieſe Art, da ſie in zwölf Theile getheilt ſind, weit bequemer für die Bedürfniſſe des Volkes ſorgen, als wenn ſie ein Ganzes ausmachten. Alle Arten von Profeßionen haben in dieſen Innungen ihre Glieder; — das Recht, aus einer in die andere zu gehen erbt vom Vater auf den Sohn, ausgenommen bey der Innung der Schmiede, die in ihrer Zunft bleiben müſſen.

Es ſind vier große, und acht kleinere Zünfte, von denen eine jede ihren eigenen Vorſteher hat. Die vier großen ſind die Zünfte der Becker, — der Fleiſcher, — der Lohgerber und der Schmiede. — Aus ihnen werden die vier Pannerherren genommen, und eine jede giebt zwey Glieder zu den

Sechszehnern — von den kleinen aber nur eine jede einen. Die vier erſteren, ob gleich eine jede zwey unter den Sechszehnern hat, erkennen doch nur allein den Tribun oder Pannerherren ihrer Zunft. In den acht anderen Zünften ſind die Sechszehner nur in Rückſicht auf die Geſeze, welche ſie beſchüzen ſollen, Befehlshaber und Vorſteher; — und es geſchieht ſehr oft daß manche Zünfte keine eigentliche Sechszehner haben, die alsdann, wenn es nöthig iſt, von einer andern Zunft ergänzt werden.

Dieſe Sechszehner werden von dem Senat erwählet, weil ſie nicht als Mitglieder der Zünfte, ſondern als Oberhäupter und Stüzen des Staats angeſehen werden. Man ſtellet alle Jahr eine Wahl derſelben an, vermittelſt zweier Kugeln, einer goldenen und einer ſilbernen. Wer die goldene zieht, wird ein ſolcher Sechszehner. Sie müſſen drauf ſehen, daß die Geſeze gehörig beobachtet werden, — müſſen die Uebertreter beſtrafen, — und repräſentiren bey Errichtung neuer und Veränderung alter Geſeze und Ordnungen, alter Gebräuche in Regiments und Polizeiſachen, und in andern Vorfällen den großen Rath. Sie ſind zu einer gewiſſen Zeit mit den Pannerherren die höchſten Souveräne im Staat. In den lezten drey Tagen vor Oſtern hören nämlich alle

andre Bedienungen auf, – und dann ſind ſie berechtiget, die Aufführung eines jeden Gliedes zu unterſuchen, und, wenn ſie hinlängliche Gründe haben, ſie auch wohl ihres Amtes zu entſezen. Indeſſen üben ſie ihre Vorrechte mit vieler Sanftmuth aus, und, wer nur nicht großer Vergehungen überzeugt wird, erhält bereits den Oſter-Montag die Beſtätigung in ſeinem vorigen Poſten. Sie können auch im Grunde kein Mitglied des groſſen Rathes abſezen, ohne von dieſem Rathe ihre Sentenz beſtätigen zu laſſen.

Ich gehe von den **Sechszehnern** zu dem **groſſen Rath** über.

Die Sechszehner, wie ich auch bereits erwähnt habe, und die Glieder des Senats haben das Wahlrecht, und ihnen muß ein jeder, der in denſelben zu kommen wünſcht, ſeine Perſon und ſeine Bitten empfehlen. Ein jeder der Wahlherren hat das Recht, ein Mitglied zu empfehlen, und der Landſchultheiß kann zwey vorſchlagen, — der Kanzler, und der Stadtgerichtsſchreiber dürfen ein jeder einen nennen; ſo auch der Prätor und der Ammann. Eben ſo verhält es ſich mit dem General-Kommiſſarius, und andern Staatsbedienten, die vermöge ihres Amtes unter die Zweyhunderte gezählt ſeyn wollen, und es gewöhnlicherweiſe auch ſind.

Es werden zwey Hauptbedingungen erfodert, wenn jemand in den großen Rath kommen will.

Die erſte beſteht darinnen, daß er wenigſtens in ſeinem dreißigſten Jahre ſey; Sie halten darüber mit ſo vieler Strenge, daß ein ſonſt ſehr angeſehener Mann von dieſer Beförderung ganz und gar ausgeſchloſſen wurde, weil ihm an dem erfoderlichen Alter nur noch drey Tage fehlten. Andre haben nicht nur ihre Anfoderungen auf die Zweyhunderte müſſen fahren laſſen, ſondern ſie haben auch für ſich und für ihre Kinder ihr Bürgerrecht auf immer verloren, weil ſie in keine Zunft getreten ſind.

Gewöhnlicherweiſe giebt ein jeder von den Wahlherren ſeinem älteſten Sohne ſeine Stimme, vorausgeſezt, daß er das dreißigſte Jahr erreichet habe. Wäre er noch nicht dreißig Jahr, ſo iſt er darauf bedacht, für ſeine Tochter einen Mann zu finden, den er alsdann empfiehlt, und ihm dieſe Empfehlung oft als das Heirathsgut anrechnet. Es iſt ein ungemein vergnügender Anblick, die Menge und das Laufen der Liebhaber während der drey oder vier Tage, (denn länger dauert der Zwiſchenraum zwiſchen der Wahl der Sechszehner und der Wahl neuer Mitglieder des großen Rathes nicht) mit anzuſehen. Kaum iſt ein Sechszehner gewählt, ſo wartet

auch ſchon ein Liebhaber vor ſeiner Thür und hält um ſeine Tochter an, wenn er keinen Sohn hat, den er befordern kann. Die Hochzeit, oder doch das Verlöbniß wird ſo ſchleunig angeſtellet, als die Leidenſchaft des Liebhabers entſtand. Denn der Sechszehner wählt gerade den zum Schwiegerſohn, der ihm und ſeiner Tochter der beſte und nüzlichſte zu ſeyn ſcheinet, und verbindet ihn alſo bald zur Heirath, damit er nicht etwa, nach geſchehenem Vorſchlag ſein Wort zurück nehmen möge. So iſt oft das erſte Wort, das der Liebhaber mit ſeiner Geliebten redet, ſchon ein Ehekontrakt. Eine Mode, die in Bern nothwendig wird, weil niemand ſein Glück machen kann, wenn er kein Mitglied des großen Rathes iſt, und überhaupt ein jeder andrer eine ſchlechte Rolle daſelbſt ſpielet.

Die zwey Oberhäupter der Regierung, welche es lebenslang bleiben, und alle Jahre abwechſeln, heißen die Schultheißen. — Der regierende **Schultheiß** iſt Präſident des großen und kleinen Rathes; — trägt die Sachen vor, welche entſchieden und worüber berathſchlagt werden ſoll; — hat die Siegel, die allen öffentlichen Akten, und gerichtlichen Ausfertigungen aufgedruckt werden in ſeiner Verwahrung, und iſt überhaupt die erſte obrigkeitliche Perſon, an welche ſich ein jeder

wendet, der in einem oder dem andern Rathe etwas vorzubringen hat. Der andre Schultheiß, welcher nicht regiert, iſt weiter nichts als der erſte Senator; — wenn aber das Jahr um iſt, ſo erhält er von jenem die Siegel, und tritt die Regierung an. Nach dieſen Poſten drängt man ſich außerordentlich, theils, weil ſie einen hohen Rang geben, theils, weil ſie auf alle öffentliche Staatsgeſchäfte den ſtärkſten Einfluß haben, und Gelegenheit geben, vielen Menſchen Gutes oder Böſes zu erweiſen. Einträglich ſind ſie eben nicht, und man würde ſich ſehr betrügen, wenn man glaubte, daß die Einnahme an tauſend Thaler ſtiege.

Das nächſte Amt dem Range nach iſt das Amt eines Quäſtors, oder Schazmeiſters in dem deutſchen Land; — dann kommen die Tribunen, — oder die Pannerherren, und endlich der Schazmeiſter des Pais de Vaud. Obgleich der lezte im Anſehen und im Range nicht eben ſonderlich hoch ſtehet, ſo ſind doch viele und anſehnliche Einnahmen mit demſelben verbunden, — der Schazmeiſter des deutſchen Landes ſteht auf einer höheren Ehrenſtuffe, und hat unmittelbar nach den Schultheißen den erſten Rang; — ſeine Intraden ſind aber ſo eingeſchränkt, daß gewiß nur ſehr wenige etwas hinterlaſſen können.

Die vier **Tribunen** oder Pannerherren ſind von je her **Fahnenträger** der Stadt geweſen, welche in vier Quartiere oder Diſtrikte eingetheilet iſt, von denen ein jeder ſeine eigene Fahne hat. Im deutſchen heißen ſie **Panner-herren**, woraus im Franzöſiſchen der Name (Banderet) gemacht worden iſt. Im Anfang waren ſie Oekonomen der Republik; — erhoben die Zölle, die Auflagen, u. d. gl. in den vier Viertheilen der Stadt und in den davon abhängenden **Landgerichten** (Aemtern); — ihre Macht ſtieg nach und nach immer weiter, und kam endlich auf den Punkt, daß man neue Tribunen ſezen mußte, denen es oblag, darauf zu ſehen, daß dieſe Quäſtoren ihre Gewalt und Anſehen nicht misbrauchten. Sie maßten ſich nämlich faſt die ganze Regierung des Staats an, wählten mit den Sechszehnern alle Mitglieder des großen Rathes, — ernannten die Sechszehner, beſezten folglich auf dieſe Art alle ledige Stellen des Rathes der Zweyhunderte, und hatten die Stimmen aller Mitglieder in ihrer Gewalt. — — Dies ſchien der Bürgerſchaft der Anfang einer Oligarchie zu ſeyn, — ſie beſchnitten ihnen alſo die Flügel, und machten den Anfang ihrer Einſchränkung damit, daß ſie ihnen das Recht benahmen, die Sechszehner vorzuſchlagen. Nach und nach ſchränkten

ſie ihre Vorrechte immer weiter ein, bis ſie endlich ſo weit heruntergeſezt worden ſind, daß nunmehr keine Gefahr für die Freiheit des Staates mehr zu befürchten ſtehet.

Das ſind die acht vornehmſten Staatsbedienungen, welche auch nur verdienſtvollen und rechtſchaffnen Männern als eine Belohnung ihrer treuen Dienſte gegeben werden ſollten. Man kann noch ein ſehr anſehnliches Amt hinzufügen, welches von den Senatoren nie getrennt wird, das Amt eines Aufſehers über alle öffentliche Gebäude, der im Deutſchen den Namen Bauherr hat. Da in der Republik ein Baumeiſter über alle und jede Gebäude iſt; ſo hat dies Amt mit dem bey den Römern viele Aehnlichkeit, welches die Aediles Curules verwalteten. Bey den Geſchäften dieſes Bauherrn halte ich mich deshalb nicht auf, weil ſie einem jeden von ſelbſt einleuchten werden. Alle andre Staatsbediente, der Kanzleidirektor (Kanzler,) — der Gerichtsſchreiber, — der General-Kommiſſarius, — der Salzdirektor, — der Oberkommandant des Arſenals, — der Steuerverwalter, und andere mehr, deren weitläuftige Vorerzählung ermüden und Langeweile machen würde, werden ſämmtlich von den Mitgliedern des großen Rathes gewählet, die drey leztgenannten ausgenommen. Außerdem

giebt es noch andere einträgliche Aemter, die von Bürgern, welche keine Mitglieder des Rathes ſind, beſezt werden, z. B. die Aufſicht über den Wein, – über den Impoſt, – Notariat-Stellen, u. ſ. f.

Dies wäre etwa das Nöthigſte über die Regierungsform und die vornehmſten Magiſträte in der Hauptſtadt Bern. Ich muß nun auch von dem übrigen Theile des Kantons ſagen, was hieher gehöret.

Der ganze Kanton Bern iſt in 72 Vogteien abgetheilt, über welche eben ſo viele **Vögte** geſezt ſind, welche zugleich in dem großen Rathe ſizen, und alle ſechs Jahre abgeändert werden. Dieſe Vögte haben in ihren Diſtrikten die Oberaufſicht über alle Civil- und Militärſachen; — in Friedenszeiten muß ein jeder die nöthigen Einrichtungen und Verfügungen treffen, daß, wenn ja Krieg entſtehen ſollte, keiner unbewafnet und ungerüſtet ſey, doch müſſen ſie ihre Befehle, um ihnen deſto größeres Anſehn zu geben, dem Kriegsrath, oder doch wenigſtens den Präſidenten dieſes Kriegesrathes zur Einſicht übergeben. Aus eben der Urſache ſind auch Tribunen der Soldaten, die man Landmajors nennt, beſtellet. Sie müſſen jährlich eine Reiſe durchs ganze Land anſtellen, um die Einwohner in den Waffen zu üben, damit ſie das Kriegsweſen nicht vergeſſen.

Ein ſolcher Vogt iſt gewiſſermaßen Richter in Kriminalſachen. Wenn jemand eines Verbrechens angeklagt wird, ſo muß er ſeinen Proceß mit der größeſten Genauigkeit inſtruiren, und davon an einige Senatoren Bericht abſtatten. Dieſe tragen nach geſchehener Unterſuchung die Sache dem großen Rathe vor, und dieſer entſcheidet über Leben und Tod.

Hier will ich gelegentlich anführen, wie in Bern ſo wohl in Civil- als in Kriminalſachen die Gerechtigkeit gepflogen wird: ſo bald jemand eines Verbrechens wegen in der Stadt in Verhaft genommen worden iſt, ſo muß der große Rath ihn richten; — die Information geſchicht aber vor dem Senat, oder dem kleinen Rath, der die Sache entſcheidet, wenn er das Verbrechen nicht für des Todes würdig hält. Ueberhaupt muß man es dem Magiſtrat in Bern zur Ehre nachrühmen, daß er in ſolchen Vorfällen die größeſte Rechtſchaffenheit und Vorſicht gebrauchet, um keinem Beklagten zu hart zu fallen. Alles wird angewandt, um die Wahrheit auszufinden, — und ganz gewiß niemand unverhörter Weiſe, oder eher verdammt, als bis die ſichtbareſten Beweiſe vorhanden ſind, daß er das Verbrechen würklich verübt, und alſo den Tod und die Strafe verdiene. Dabey entſcheidet doch über die Strenge

oder die Nachſicht des Richters eine wohl überlegte Klugheit, welche weder zu geſchwind, noch zu langſam beſtrafet, — und ſo weiß man die Gerechtigkeit mit der Klugheit zu verbinden. Faſt immer ſchlägt die Wagſchale auf die Seite der Billigkeit aus; — denn man fühlt es zu gut, daß grauſame Strenge gegen Elende ſich in einer Republik weit weniger ſchicke, als in einer Monarchie. Auch die Erfahrung lehrt augenſcheinlich, daß dieſer Weg weit beſſer einſchlage. Räubereyen und Diebſtähle ſind faſt unerhörte Dinge.

Doch ich will zu den Vogteien wieder zurückkehren. Haben die Civilſachen etwas auf ſich, ſo wird von der Sentenz des Vogtes appelliret. Zu dem Ende ſind zwey Appellations-Kammern, welche beſtändig in Bern ihre Sizungen haben, die eine für das deutſche Land, die andre für das Pais de Vaud. Die Einwohner des deutſchen Landes können, vermöge eines beſondern Vorrechtes, von der Appellations-Kammer an den großen Rath appelliren, wenn die Sache über 500 Livres läuft, und der Proceß nicht ſchon vor der Juſtiz des Ortes, alſo bey der erſten Inſtanz inſtruirt worden iſt. Iſt aber der Vogt die erſte Inſtanz geweſen, ſo kann nicht an die Zweyhunderte appellirt werden, — es müßte denn ein Bürger mit im Spiele ſeyn. Den Einwohnern des

Pais de Vaud iſt dieſes Recht nicht zugeſtanden worden, — weil ſie ſo ſtarck vom Proceßgeiſt beſeſſen ſind, daß der Rath alle ſeine Zeit bloß auf die Reviſion ihrer Proceſſe würde wenden müſſen.

Dieſe Vogteien ſind mehr oder weniger einträglich; – manche werfen ſo viel ab, daß die Vögte die ganze ſechs Jahre ihrer Regierung hindurch prächtig und in Freuden leben, und dabey doch noch manchmal 25 bis 30000 Thaler erſparen können *. Man wählte ehemals die Vögte öffentlich, ſo daß ein jeder ſeine Stimme dem ganz frey und in aller Gegenwart gab, den er gern zum Vogt wünſchte. Daraus entſtunden Parteien, — niedrige Kunſtgriffe ins Amt zu kommen, und eine ſo an einander hängende Kette von Familien-Verbindungen, daß zulezt alles nach Privat-Abſichten gieng. Man fiel alſo unter den Redlichen des Landes auf das Ballotiren, um dadurch alle die krummen Wege zu verhindern,

* Eine Summe, die in einem Lande wie die Schweiz iſt, außerordentlich viel ſagen will. Wo wollte in Deutſchland wohl ein einziger Poſten ſo viel abwerfen, daß der, welcher ihn verwaltet, ſechs Jahr lang mit allem Luxus leben, und nach Verlauf dieſer ſechs Jahre an 30000 Thaler erſpart zu haben, ſich rühmen könnte.

auf denen ſich ſo mancher ins Amt geſchlichen hatte. Allein auch hier verfehlte man der großen Abſicht, — der unparteiiſchen Austheilung dieſer Aemter, — weil eben dieſelben Kabalen geſpielt wurden, denen man bey den offenen freien Wahlen nicht hatte ausweichen können. Endlich ward nach vielen Widerſezungen der Vornehmen im Staat, und nach mannichfaltigen daher entſtandenen Streitigkeiten 1711 das **Loos**, als das ſicherſte Mittel, die **Vögte** zu wählen, beliebt, — nach Verlauf von 6 Jahren 1717 abermals gebraucht, und dabey iſt es bis izt verblieben. Bey der Wahl durchs Loos werden ſo viel Kugeln, als Kandidaten ſind, in einen Sack gethan, welche alle von Silber ſind, eine einzige goldene ausgenommen, welche entſcheidet, wer die Vogtey erhalten ſoll. Ehe das eigentliche Ziehen angehet, werden vorhero ſo viel kleine gezeichnete Metallbleche in den Sack gethan, als Kandidaten ſind, welche dann, je nachdem ſie die erſte, oder zweite Nummer greifen, auch in eben dieſer Ordnung die Kugeln greifen.

Man kann hiebey noch **zwey** andre ganz eigene und ſonderbare Geſeze bemerken.

Einmal, kann kein **Unverheirathe-ter**, wenn er auch gleich ein Mitglied der Zwey-

hunderte wäre, auf eine Vogtey Anſpruch machen. Ein Geſez, das ſo manchem lächerlich und abgeſchmackt vorkommt! das aber nichts weniger, als unvernünftig iſt, und ſchon in den alten Republiken * ſtatt gefunden hat.

* Die Spartaner hatten ein noch weit härteres Geſez. Sie pflegten einen jeden, der ſich nicht verheirathen wollte, auf eine vierfache Weiſe zu beſtrafen.

1) Sie führten ihn im ſtrengſten Winter ganz nackt auf dem Markt herum.

2) Bey dieſem Herumführen beſchimpften ſie ihn mit den niedrigſten und ſchändlichſten Schimpfwörtern.

3) Sie unterſagten ihm alle Schauſpiele, — beſonders diejenigen, worinn nur irgend eine wollüſtige Handlung aufs Theater gebracht wurde.

4) Wenn er bis ins hohe Alter unverheirathet blieb, ſo erwieſen ſie ihm die Ehrenbezeugungen nicht, die ſie ſonſt ſo gern und bereitwillig verheiratheten Greiſen erwieſen.

Daher trugen ſie alle Sorge, daß ſich Mannsperſonen in einem ſolchen Alter verheiratheten, in dem ſie noch Kinder zu zeugen im Stande wären. — Wer ſich in demſelben nicht verheirathete, durfte es in der Folge gar nicht thun. Sie rechtfertigten dies mit einem doppelten Grunde:

Zweitens, wenn jemand ſich um ein öffentliches Amt bewirbt, ſo müſſen ſeine Eltern, ſei-

Erſtlich: Es ſchien ihnen nicht möglich, daß ein alter † Körper ſtarke und geſunde Kinder in die Welt ſezen könnte.

Zweitens: Das Intereſſe des Staats erfodert ſchlechterdings, daß die Anzahl der Einwohner vermehrt werden.

Hiezu kann man noch

Drittens ſezen: — Sie wünſchten, daß betagte Männer in ihrem hohen Alter Kinder hätten, die ſie unterſtüzten, pflegten, — und den Abend ihres Lebens ſo erträglich machten, als nur immer möglich wäre.

Hiebey fallen mir noch mehrere im Staat von Bern eingeführte Geſeze bey, die mit den

† Eine jede Regel hat ihre Ausnahme. Man findet, daß ſechszigjährige Männer zuweilen ſehr geſunde Kinder zeugen. Auf der andern Seite lehrt die Erfahrung, daß junge Sybariten, wenn ſie Ehemänner werden, nur durch Hülfe der Chokoladen, — und andrer Mittel aus dem Thier- und Pflanzenreich Kinder erzwingen können, — die oft gleich dem zerbrechlichen Nürnberger Tand umfallen, ſobald man ſie nur einmal der Abendluft nahe bringt.

Der Ueberſezer.

ne Frau, ſogar ſeine Geſchwiſterkinder ſich entfernen, damit es nicht das Anſehen habe, als

lacedämoniſchen viele Aehnlichkeit haben. — Vielleicht, daß die Geſezgeber des Kantons jene alte Verordnungen eines Lykurgs zum Modell genommen haben, — vielleicht aber auch, daß ſie von ohngefähr darauf gefallen ſind.

So iſt, z. B. ein Geſez vorhanden, daſs keiner in den kleinen Rath, oder unter die Sechszehner aufgenommen werden ſolle, der nicht in der Stadt BERN getauft worden ſey, ausgenommen, wenn der Vater ihn an einem andern Orte, wo er Geſchäfte halber verſchickt worden iſt, hätte taufen laſſen. — Dies Geſez wurde nach einer wütenden Peſt gemacht, um diejenigen, die die Stadt geräumet hatten, zu verpflichten, wieder zurück zu kehren, — um die Bürger mehr an ihr Vaterland zu heften, und mithin alle andere, welche auſſerhalb der Stadt wohnten, auf gewiſſe Weiſe zu beſtrafen.

Sparta hatte eine ähnliche Verordnung. Kein Bürger durfte ſich aus ſeinem Vaterlande entfernen, er müßte denn auswärts in Kriegsdienſten ſtehen. Dadurch wollte dieſer alte Staat verhüten, daß keine fremde Sitten in die Republik einſchleichen ſollten. Er verfügte ſogar gegen einen jeden, der auſſerhalb ſeines Vaterlandes gebohren war, eine gewiſſe Strafe.

Der Ueberſezer.

wollten ſie ihren Anverwandten unterſtü-
zen. *

❈ ❈ ❈

Obgleich alle gewöhnliche Geſchäfte der Staats-regierung vor dem Senat gehören; — ſo ſind doch noch verſchiedene **Kommiſſionen**, — oder beſondere Obrigkeiten beſtellet, die aus den Gliedern des großen Rathes gewählt werden, und die beſonderen Geſchäfte zu beſorgen haben.

Die wichtigſte dieſer Kommißionen iſt **der geheime Rath**, welcher aus dem Schultheiſſen, der nicht im Amte iſt, aus den vier Pannerherren, — aus den zwey **Schazmeiſtern**, und aus **zwey** geheimden Räthen beſteht. Sie können in manchen Fällen unumſchränkt handeln, und nach ihrem bloßen Belieben entſcheiden, ohne darüber den großen Rath zu befragen.

Der **Kriegsrath** beſteht gleichfalls aus dem Schultheiſſen, der nicht im Amte iſt, und aus dreizehn andern Mitgliedern, von denen die eine Hälfte aus dem kleinen, und die andere aus dem **großen** Rathe genommen wird. Alles, was mit dem Kriegsweſen in einiger Beziehung ſtehet,

* Auch hierinn ſind vielfältige dem Staat nachtheilige Abänderungen entſtanden.

Der Ueberſezer.

gehöret vor dieſes Gericht. Das Arſenal hat ſeinen eigenen Aufſeher, der zugleich ein Mitglied des **kleinen** Rathes iſt.

Die dritte Kommißion iſt die Kammer der Pannerherren, die man auch ſonſt die ökonomiſche Kammer nennet. Dieſe unterſucht die Rechnungen der Vögte und aller andern, die auf Rechnung des Staates ſizen, und ihm alſo auch Rechnung ablegen müſſen. Sie muß über die Staatseinkünfte ein wachſames Auge haben, — auf ihre Vergrößerung bedacht ſeyn, — für die **Lehn**- und andre **Domainengüter**, die von dem Fiskus abhängen, Sorge tragen, ſie in gehörigem Stande erhalten, — die öffentlichen Gebäude ausbeſſern laſſen, — und von dem allen dem großen Rathe Rechnung ablegen. Dieſe Kammer beſteht aus den Pannerherren, die im Amte ſind, und aus zwey Sekkelmeiſtern, (Schazmeiſtern) die einer um den andern präſidiren.

Das Konſiſtorium (**Chorgericht**) iſt die vierte Kommißion. Dies Kollegium beſteht aus geiſtlichen und weltlichen Räthen, obgleich die Zahl der lezteren weit größer iſt, als die Zahl der geiſtlichen.* Dieſe Einrichtung iſt ungemein gut,

* Wie heilſam iſt doch eine ſolche Verordnung! es thut entweder niemals, oder doch nur ſelten

weil im entgegengeſezten Fall, wenn mehr geiſtli- che Räthe wären, als weltliche, der Staat, we-

gut, wenn Geiſtliche zugleich Richter ſeyn ſollen. So viel Achtung ich jederzeit gegen den geiſtli- chen Stand habe, weil ich ſeine Würde und Verdienſte wohl einſehe; — ſo kann ich un- möglich mein Urtheil zurücknehmen. Wären in dem Konſiſtorium, worinn der ehrliche Sebald Nothanker ſeiner Heterodoxie wegen Mantel und Kragen ablegen mußte, weniger Geiſtliche geweſen, er würde gewiß nicht ſo traurige Tage gehabt haben. — Hätte der würdige Hermes nicht blos vor einen Doederlein und Fidler ſtehen müſſen, — ſo hätte er allen den kränken- den Druck nicht erfahren, der ihm in ſo vollem Maaß gereicht wurde. — — — —

Das Konſiſtorium in Bern hat übrigens viel Aehnlichkeit mit den Konſiſtorien und Kirchen- direktorien der königlich-preußiſchen Lande. Ich habe mich bey meiner Durchreiſe durch dieſe Staaten über Kirchenſachen, ſo viel es thunlich war, unterrichten laſſen.

Der König von Preuſſen hat den erſten Schritt zur Reformation auch in dieſem Stücke gethan. Man hat ihn aber hierinn ſo wenig wie in ſeinen Kriegsübungen abzukopiren ge- ſucht, obgleich ein jeder geſtehen muß, daß die Geiſtlichkeit nirgends ſo ſehr in ihre Schranken zurückgewieſen iſt, als in dieſen Ländern. Das Konſiſtorium iſt nur noch ein bloßer Schatten, den man ihr laſſen mußte, — ob ich gleich wohl

nigſtens in geiſtlichen Dingen, weniger unabhängig ſeyn würde. Es beſtehet aus ſieben weltlichen und zwey geiſtlichen Räthen. Die geiſtlichen, welche zugezogen zu werden pflegen, haben weiter kein Geſchäfte, als daß ſie im nöthigen Fall die erfoderlichen Vorſtellungen und Ermahnungen ergehen laſſen. Vor dies Konſiſtorium gehören alle Eheſachen, – Ehebruch, – Hurerey, – und alle andre Verſündigungen gegen gute Sitten. Sonſt wurde der Ehebruch mit dem Tode beſtraft, ſobald man jemanden deſſelben zum erſtenmale überführen konnte. Izt ſind die Geſeze nicht mehr ſo ſtrenge. Man kann dreimal ein Ehebrecher werden, bevor eine ſolche Strafe vollzogen wird. Der erſte und zweite Ehebruch wird mit der Kirchenbuße, und mit Gefängniß, – hiernächſt

überzeugt bin, daß, wenn man die Geiſtlichen ja gebrauchen wollte, man ſolche allezeit auf den Regierungen mit vorfodern könnte. In Weſtpreuſſen weiß man noch von keinem Konſiſtorium, und ich bin ſicher, daß die Regierung daſelbſt alles, was ſonſt dahin pflegt gerechnet zu werden, mit mehrerer Ordnung ausrichten wird, als ein Konſiſtorium, worinn der Kragen ſo ſehr paradirt, jemals auszurichten im Stande iſt.

Bey einer andern Gelegenheit werde ich hievon ausführlicher handeln.

Anm. des Ueberſezers.

auch mit Entſezung von allen Bedienungen, und der Erklärung, niemals wiederum eines Amtes fähig zu ſeyn, beſtraft.

Es iſt auch noch über die Vollziehung der Geſeze wider die Pracht eine Obrigkeit beſtellt, welche die Reforme-Kammer heißt. Sie iſt ungemein ſtrenge in Beſtrafung aller Verſtöße gegen die einmal gegebene Geſeze, — um ſo viel mehr, da dem Staat an der ſtrengſten Befolgung derſelben gelegen iſt.

Auſſer den zwey Appellationshöfen in Civilſachen iſt auch noch in Bern eine allgemeine Audienz, oder ein gewöhnlicher Gerichtshof, in welchem die Civil Rechtsſachen nach den gemeinen Landesgeſezen abgeurtheilt werden. Die Geſeze ſind ſchon 1615 in einem Folioband zuſammen geſammlet worden, der aber, ſo wie in Genf, alle Jahre durchgeſehen, verbeſſert, und berichtigt wird. Bern hat zwar nur eine geringe Sammlung von Geſezen, ſie haben aber deſto mehr Nachdruck, und ſind deſto überlegender abgefaſſet. Freilich ſind manche aus dem römiſchen Rechte wo nicht entlehnt, doch ſehr übereinſtimmend mit demſelben. Daraus folgt aber bey weitem nicht, daß ſie deßhalb weniger einheimiſche Geſeze wären. Wir finden ja ſelbſt unter den Verordnungen in einer Monarchie und einer Republik auffallende Uebereins

ſtimmung; — wer wollte aber deshalb ſagen, daß dieſe von jenen entlehnt wären? Die Menſchen ſind ſich faſt durchgängig einander gleich, — überall beinahe dieſelben Laſter, und dieſelben Tugenden; — warum ſollte nicht der Geiſt der Geſeze auch gleichſtimmig ſeyn? In Sparta waren blos den Generalen der Armee die Grabſchriften erlaubt, und allen andern Einwohnern verboten; — in Bern ſind ſie weder den Senatoren, noch ſelbſt den Schultheiſſen vergönnet. Die Lacedämonier waren die geſchworenſte Feinde aller Unmäßigkeit im Eſſen, beſonders im Trinken, und beſtraften die Trunkenheit als eins der größeſten Laſter: — die Berner waren es ehemals auch. Nach Plutarchs Zeugniß konnte man vor dem dreißigſten Jahre auf keine Magiſtratur Rechnung machen; — eben die Gewohnheit iſt in Bern eingeführt. In Athen konnte keiner, der nicht rechtmäßige Kinder hatte, ein Teſtament verfertigen, — bey den Bernern iſt gerade eben dieſe Verordnung, ob ſie gleich ſeit einiger Zeit in Vergeſſenheit gekommen zu ſeyn ſcheint. — Die Athenienſer gaben dem, der ein wildes Raubthier getödtet hatte, eine Belohnung, — und die Berner thun es auch, u. d. gl.

Ueberdem iſt auch ein Staatsbedienter, unter dem Namen Großweibel beſtellet, der im Namen

des regierenden Schultheiſſen Präſident dieſes Gerichtshofes iſt, und dem es obliegt, die öffentliche Ruhe und Sicherheit der Stadt zu erhalten, und die Uebertreter derſelben zu beſtrafen. Er iſt beinahe eben das, was bey den Römern der Prätor der Stadt war. Indeſſen hat er nicht unter dem Namen Prätor, ſondern unter dem eines Rathes den Vorſiz. Er muß auf die Gefängniſſe der Stadt Acht haben, — für die Ernährung der Gefangenen in denſelben ſorgen, — ihre Verbrechen unterſuchen, — und wenn ſie des Todes ſchuldig erkannt worden ſind, muß er ſie ſelbſt vor dem großen Rath vertheidigen. — Ein großer Stab mit ſilbernen Ringe geziert, iſt das Kennzeichen ſeiner Würde.

Ich könnte noch verſchiedener Kammern mehr gedenken, z. B. des Armenkollegiums, u. ſ. w. Ich will aber lieber noch etwas über den ſogenannten äußeren Stand ſagen, und dann zum Schluß eilen.

Dieſer **äuſſere Stand**, den Herr Büſching in ſeiner Geographie ſehr richtig einen **Schattenſtaat** nennt, iſt ſo alt, daß man alles Unterſuchens ohnerachtet ſeinen Urſprung nicht finden kann. Er ſcheint aus den Zeiten der Herzoge von Zeringen, oder vielleicht aus den Zeiten der Schlacht zu Morat auf die Berner gekommen zu ſeyn; —

und bezieht ſich theils auf das Kriegsweſen, theils auf Civilſachen. Die junge Bürger, die zwar des Regiments fähig, aber noch nicht alt genug ſind, um unter die Zweihunderte aufgenommen zu werden, haben eine von der höchſten Obrigkeit beſtätigte Akte, vermöge welcher ſie die würkliche ſouveräne Regierung nachahmen. — Sie haben ihr eigenes Rathhaus, in welchem ſie auf einem beſonders darzu auserleſenen Saale mit aller möglichen Pracht ihre Verſammlungen halten; — zwey Schultheiſſe, die in der Regierung mit einander abwechſeln, und auſſerordentlich viel Aufwand machen. Dagegen hat man ihnen auch den Vorzug ertheilt, ohne alle andre Empfehlung in den würklichen großen Rathe des hochobrigkeitlichen Standes befördert zu werden. Sie haben ihre Sekkelmeiſter, — ihre Pannerherren, — ihre Sechszehner, — ihren kleinen Rath, — und auſſerdem noch einen Stadthalter von Habsburg, der bey ihren Kriegsübungen die Stelle eines Generals vertritt, und eine ſehr wichtige Perſon vorſtellet. Sie beſizen eigene Vogteien, wohl 120 an der Zahl, welches aber nichts anders ſind, als alte verwüſtete Schlöſſer im Kanton. — Sie haben ihren eigenen Schaz, — ein reiches Silbergeſchirr, — ihre Staatsbediente, — ihre eigene Ausreuter, u. d. gl. Ihre Livree iſt grün, gelb,

und roth, nach dem Modell derjenigen, die die Herzoge von Zeringen gaben. Dieſe Geſellſchaft kann als eine Pflanzſchule für die hohe Obrigkeit angeſehen werden, und ein jedes Mitglied hat eine Stimme mehr, um unter die Zweihunderte der hohen Obrigkeit aufgenommen zu werden. Manchmal berathſchlagen ſie über nichtsbedeutende Dinge mit ſo vieler Ernſthaftigkeit und Strenge, als wären es die erheblichſten Angelegenheiten. Im Grunde iſt dieſe Einrichtung von dem ausgebreiteteſten Nuzen. Junge Leute bilden ſich darinnen, und machen ſich geſchickt, einmal ein würkliches Ehrenamt im Staat zu verwalten. Ihr Wahrzeichen und Wappen iſt ein Affe, welcher auf einem Krebs rückwärts reitet, mit der Ueberſchrift: —

Imitamur, quod ſperamus.

Den Oſtermontag halten ſie gleich der hohen Obrigkeit, mit allem ihren Gefolge eine feierliche Proceßion; — auch ſtellen ſie von Zeit zu Zeit Kriegsübungen an, die ſie den Regimentsumzug nennen, und wobey ſie alle Pracht manchmal bis zum Uebertriebenen und zur Verſchwendung auffodern. Sie laſſen alsdann durch reitende Boten die Jugend aus andern Kantons dazu einladen, die ſich alsdann gewöhnlicherweiſe auch häufig einfinden.

Zum Schluß will ich noch bemerken, daß in Bern ſechs vornehme adeliche Familien ſind, die vor allen andern gewiſſe Vorzüge haben, und ſich von allen andern merklich unterſcheiden. Alle diejenigen, welche aus dieſen Familien zu Mitgliedern des großen und kleinen Rathes gewählt werden, haben unmittelbar nach den Pannerherren den Rang, und über alle andre Senatoren, wenn ſie auch noch ſo viel älter wären, den Vorſiz. Dieſe ſechs Familien ſind folgende:

1) von Erlach.
2) von Mullenen.
3) von Bonſtetten.
4) von Dießbach.
5) von Wattenweil.
6) von Lauternau.

Umliegende Oerter um Bern.

Ich habe ſchon vorher bemerkt, daß der Kanton Bern nach Verſchiedenheit der Sprache, die in demſelben geredet wird, — in das **deutſche Land**, von Morat bis Klingenau, — weil man da im deutſchen Dialekt ſpricht, — und das **römiſche Land**, von Morat bis Geneve, weil man daſelbſt franzöſiſch redet, — das Franzöſiſche aber ein Ueberbleibſel der alten römiſchen Sprache iſt. **Morat** liegt gleichſam zwi-

ſchen beiden in der Mitte; — man ſpricht auch daſelbſt beide Sprachen. — Das deutſche Land beſteht aus 300 Parochien, und das römiſche, welches auch ſonſt Pais de Vaud genannt wird, aus 150 und drüber. Die Berner können alſo ganz bequem 60000 Menſchen aufſtellen, und haben doch noch genug, die den Acker bauen können. Sie haben 22 Regimenter, von denen jedes 2400 Mann hält. Wer die Waffen tragen kann, iſt auch in die Regimentsrolle eingeſchrieben, und weis auch ſchon den Poſten, auf den er zur Zeit des Krieges, ſich ſtellen muß, und die Waffen, die er alsdann als die ſeinige anſehen kann. Dieſe Vorübung in kriegeriſchen Beſchäftigungen geht ſo weit, daß niemand eher getrauet werden darf, bis er ſich von Kopf bis zu den Füßen bewafnet zeigen kann. Das Land iſt ungemein ſtark bevölkert, und daran iſt ſonder Zweifel die ſanfte und gelinde Regierungsform Schuld, welche in dieſem Kanton ſo wenig, als in der ganzen Schweiz Auflagen und andre Steuern zuläſſet. Wenn man ſeinen Zehnden und ſeine Steuern, die auf liegende Gründe gelegt ſind, bezahlet hat, ſo kann man in dem Beſiz ſeiner Aecker und andrer Güter ganz unbeſorgt und ruhig ſeyn. Das ganze Pais de Vaud iſt voll von wohl angelegten Städten, Schlöſſern, und ziemlich zahlreich am Adel. Man

könnte es wohl eine immerwährende, aneinander gekettete Stadt nennen, denn Stadt und Schloß, — Burg und Feſtung ſind manchmal ſo genau verbunden, daß man glauben ſollte, ſie berührten ſich unmittelbar.

Der ganze Kanton iſt in 51 Landvogteien eingetheilet. Das deutſche Land beſteht aus 38, und das römiſche aus 13, ohne die 4 Landgerichte, das Stiftamt und die Vogteien mitzurechnen, die der Kanton mit andern gemeinſchaftlich beſizt.

Ich werde nur die merkwürdigſten Oerter aufſuchen, damit ich nicht mit Recht den Vorwurf einer ſchleppenden und unnöthig langwierigen Schreibart errege.

Indeſſen erbitte ich mir von meinen Leſern auch die Gerechtigkeit, über manche eingeſchaltete Zuſäze, vor deren Richtigkeit ich übrigens ſtehe, nicht unwillig zu werden, wenn ſie ſolche entweder im Franzöſiſchen gar nicht, oder doch nur mit ein paar Worten berührt finden.

Das deutſche Land.

Fraubrunnen.

Dieſe Landvogtey liegt auf dem großen Wege von Bern nach Soluthurn, und war ehemals ein Kloſter, welches die Grafen Hartmann von

Kyburg 1246 ſtifteten, und das hernach in eine Landvogtey verwandelt worden iſt. Eine zwiſchen den Engländern und Bernern 1374. gelieferte Schlacht, in der die lezteren den Sieg davon trugen, hat dieſen Ort in der Geſchichte merkwürdig gemacht. Des engliſchen Königs Eduard Schwiegerſohn, — und Katharinens von Oeſterreich, der Tochter Leopold des Andern Sohn, führte die Engländer an. Die Berner richteten eine Säule auf, mit einer Inſchrift, um dieſen Sieg auf die Nachwelt zu bringen.

Nicht weit vom Dorfe Kernried fanden 1605 zwey Hirten beym Graben einen Topf, der von alten ſilbernen römiſchen Münzen ohngefähr 1500 an der Zahl voll war. Galba, — Titus, — Domitian, Adrian, — und ſo alle folgende Kaiſer bis zum Diokletian; — auch einige Kaiſerinnen, die zwey Fauſtinen, — Mutter und Tochter, Lucilla, — Plotilla, — Julia Soherna, — Julia Mammäa, u. ſ. f.

Dieſe Münzen ſind izt in der Bibliothek zu Bern.

* * *

Die Inſel des heiligen Johann von Erlach, oder Serlier.

Schon im zwölften Jahrhundert ſtiftete ein Biſchof von Baſel auf dieſer Inſel ein Benedikti-

nerkloſter. Dieſer Ort liegt etwas tief, wo die Thiele ſich in den See von Biel ergießet. Die Thiele umgiebt ihn von allen Seiten und macht ihn zu einer Art von Inſel, — daher er auch dieſen Namen trägt.

Der Magiſtrat in Bern fand viele Hinderniſſe, die Reformation hieſelbſt zü befördern. Die katholiſchen Kantons, welche die Grafſchaft Neuchatel mit ihnen gemeinſchaftlich beſaßen, widerſezten ſich mit äußerſter Gewalt, und behaupteten, daß dies Kloſter zu Neuchatel gehöre, — wenigſtens verlangten ſie an der Hoheit gleichen Theil zu nehmen. Die Berner hingegen verbrannten ihre Bilder, nahmen ihnen die andern Zierrathen aus der Kirche weg, und unterſagten dem Abt und den Mönchen, Meſſe zu leſen; — der Landvogt von Neuchatel zog aber zugleich alle Einnahmen des Kloſters ein. Dies geſchahe alles 1528. Im Jahr 1529 forderten die Berner den Abt von Erlach, Rudolph von **Benediktis** mit ſeinen Mönchen nach Bern, um daſelbſt gütlicher Unterhandlungen zu pflegen. Sie befolgten dieſen Befehl, überließen jenen ihr Kloſter mit ſeinen Einnahmen und Schulden, und bekamen ein jeder Hundert Thaler in Gold. Der Abt legte allererſt den dritten September nieder, und erhielt auf ſein Antheil 1000 goldene Sonnen Thaler.

Zofingen.

Ein ungemein anmuthiger Weg führt von Arau nach Zofingen, welche Stadt übrigens ſchön angelegt, und theils ihrer Freiheiten, theils ihres Alterthums wegen bekannt iſt. Sonſt hies ſie Tobinium. Unter den Franken hatte ſie viel zu ſagen, und nach der Zerſtörung von Windiſch ward ſie die Hauptſtadt von Argäu.

Aus dem Domherrn-Kapitel, welches die Grafen von Froburg daſelbſt geſtiftet hatten, errichteten die Berner eine Art von Landvogtey.

Die Kirche iſt ſehenswürdig. In der Bibliothek daſelbſt ſind viele artige Manuſcripte.

Die Stadt hat ihren Schultheiß, — ihren großen und kleinen Rath, – ihre eigene Juſtiz, und auch ihre eigene Fahne. Wer in Kriegszeiten die Fahne trägt, muß ſich eidlich verbinden, eben das zu thun, was in der Schlacht bey Sempach 1386 ihr Schultheiß, Nikolas Dut that *. Als ſich dieſer großmüthige Mann überall

* Nicolas Dut hat Nachfolger genug gehabt, wenn ſie auch nicht gerade die Fahne zerriſſen und in den Mund ſtopften.

Wem fällt nicht aus dem lezten Kriege SCHWERIN, der große Held Boruſſiens

von Feinden umringt und eingeſchloſſen ſahe, ſo zerriß er ſeine Fahne in **hundert** Stücken, ſtopfte ſie ſich alle in den Mund, und ſtarb auf dieſe Art mit der Fahne in dem Mund den Tod des Helden.

Vor der Stadt iſt eine fürtrefliche Pläne, und auf derſelben eine wunderlich in die Höhe gezogene Linde, welche ſich ſo in einander ſchlängelt, und ihre Aeſte dergeſtalt in einander windet, daß man bis oben herauf kommen, daſelbſt eſſen und ſich ſonſt vergnügen kann. Dergleichen Linden ſind in der deutſchen Schweiz ſehr häufig anzutreffen.

Nahe bey der Stadt liegt ein großer Wald, der Bonwald genannt, welcher die größten und ſchönſten Fichten, in der ganzen Schweiz trägt. Manche ſind wohl 130 Fuß hoch. Sie werden häufig zu Maſtbäumen auswärts, z. B. nach Genua in Italien verſchickt. Die Republik **Venedig** kaufte 1534. zwanzig dergleichen, welche nachdem ſie verarbeitet waren, eine Höhe von 220 Fuß hatten. Man ſchickt ſie auch nach Holland.

Herr Andreä gedenkt verſchiedener Naturalien, die er bey ſeiner Durchreiſe daſelbſt gefunden

ein? — er riß dem Fahnenjunker die Fahne aus der Hand und lief in die Feinde.

Anm. des Ueberſezers.

habe. Ganz vorzüglich fiel ihm eine Misgeburt von einem Kaninchen auf, ſo erſt neulich zu Zofingen mit 7 geſunden Thierchen gefallen war. Anſtatt des Maules hat es wie einen Vogelſchnabel, und ſtatt der Augen zwey ründliche mit Haut überwachſene Erhebungen. Dicht über ihnen aber ſizet eine Art eines Horns vorwärts heraus, ſo mir gleichwohl von fleiſchigter häutigter Subſtanz zu ſeyn ſcheint. Indeſſen iſt dies Kabinet nach Baſel gebracht worden.

Brugg.

Die Stadt iſt klein, aber artig gebauet. Das Rathhaus, welches von außen fürtrefliche Gemälde hat, — die Bibliothek und ein ganz neu erbauetes Kornmagazin ſind die merkwürdigſten Gebäude allda.

Ich kann nicht unterlaſſen, einer ganz eignen und ſonderbaren Feierlichkeit zu gedenken, die bey der Promotion der Schüler in höhere Klaſſen und der Austheilung gewiſſer Geſchenke alle Jahre am Tage Jakobi (den 1 May) vorgenommen zu werden pflegt, und der ich ſelbſt beigewohnt habe. Der Zug der Schüler geſchieht aus dem Schulhauſe paarweiſe, ſo daß die kleinſten vorangehen, und immer größere folgen. Hinter ihnen kommen die Lehrer, dann die Geiſtlichen, — und

endlich die Magiſtratsperſonen. Im Gehen ſingen ſie Pſalmen, und dazu laſſen ſich Poſaunen und Trompeten, auch ſonſt noch andre Inſtrumente hören. Wenn ſie außerhalb der Stadt auf einen gewiſſen ebenen Plaz, auf dem auch eine Linde ſteht, gekommen ſind, ſo ſtellen ſie ſich ſämmtlich in eine große Linie, und die Geſchenke werden alsdann den Schülern auf folgende Art Art ausgetheilt. Sie ſind in kleine Haufen etwa ſechs, acht oder zehn ſtark eingetheilt. Ein dazu beſtellter Menſch zeigt einem ſolchen Haufen eine Hand von Papier, und einen Finger von dieſer Hand, und läuft alsdann geſchwind oder langſam, je nachdem es ihm gut dünkt, damit fort. Die Schüler, die zu dieſem Haufen, an den die Reihe zu laufen ſtehet, gehören, laufen ihm ſo ſtark nach, als ſie können. Wer ihn am erſten einholet, bekommt das erſte Geſchenk dieſes Haufens, welches in ein paar Silberſtücken, und einigen Buchen Papier, beſteht, – die andern Geſchenke werden unter die andern Kinder dieſes Haufens gleich ausgetheilet. Iſt der eine Trupp fertig, ſo kommt der andre dran, und dies geht ſo lange fort, bis ſie alle an der Reihe geweſen, und die Belohnungen ausgetheilt ſind.

Ich halte dieſe Gewohnheit für ſehr alt. Sie ſchreibt ſich vermuthlich aus jenen grauen Zeiten her, wo Leichtigkeit, und geſchmeidige Wendung des Körpers für große Vorzüge gehalten wurden. Man hat ſie bis auf gegenwärtige Zeiten immer noch beibehalten *.

Hier hielt ſich ehemals der fürtrefliche Zimmermann auf.

Habsburg.

Vor vier und fünf hundert Jahren war Habsburg merkwürdiger, als es izt iſt. Damals war es die Reſidenz der Grafen von Habsburg, welche der Stamm des Hauſes Oeſterreich ſind. Rudolph hat ſich durch Privatverdienſte und vorzüglich durch ſtreitbaren unerſchrocknen Muth unſterblich gemacht. Er hob ſein Haus zu der Größe, in

* Es wäre zu wünſchen, daß dergleichen Spiele und Rennen, überhaupt, daß mehr körperliche Uebungen mit der Erziehung verbunden würden. Die neuere Philantropine ſehen darauf mit lobenswürdiger Sorgfalt. Beſonders glückt es dem rechtſchaffenen Baſedov, — deſſen Philantropiſten auch ähnliche Uebungen haben. — Und doch haben unſre Deutſchen hie und da Neid, Tadelſucht, und ganz unzeitige Urtheile über ihn ergehen laſſen.

Anm. des Ueberſezers.

der es izt iſt, — und ſeine Nachkommen haben das deutſche Reich und Spanien zwey Jahrhunderte hindurch inne gehabt.

In dieſem Schloß iſt ein antikes Gebäude, halb in der Verwüſtung, und in Trümmern zerfallen. Der Graf Trautmannsdorf beſahe es, 1714, als er kaiſerlicher Geſandter in der Schweiz war. Als er an das Thor kam, fiel er auf ſeine Knie, und küßte die geſegnete Erde, die die Voreltern ſeines Herrn getragen habe.

Die Bäder zu Schinznach.

Nicht weit davon ſind ſchöne warme Bäder, welche häufig beſucht, und mit großem Nuzen gebraucht werden. Sie heiſſen von einem kleinen Dorfe Schinznach die Bäder zu **Schinznach**. Es iſt hieſelbſt ein fürtrefliches Gebäude, mit vielen Zimmern, aufgerichtet worden. Herr Jenner, Baumeiſter in Bern, hat dieſe Bäder 1692 entdeckt, und mit unbeſchreiblicher Mühe und großen Koſten den Lauf der Aar verändert, und durch viele Kanäle das Waſſer in dieſe Bäder abgeleitet. Bey der Quelle iſt es warm, aber in dem Bad ſelbſt nur laulicht, daher man es auch heizt, um mehrern Nuzen davon zu haben. Ein angenehmer Garten, — ein kleiner Spazierwald längs dem Fluß, und alles, was ſonſt noch Bequemlichkeit

und Vergnügen erfodert, findet ſich hier im Ueberfluß.

Wenn man von den Bädern nach Bruggs gehet, ſo ſtößt man auf die Trümmer eines alten Schloſſes, Altebourg mit Namen. Dieſe Ruinen ſcheinen ehemals eine römiſche Veſtung geweſen zu ſeyn; — man hat auch vor ohngefähr 1000 Jahren verſchiedene alte Monumente daſelbſt, und vor einigen Jahren einen Stein mit zwo Inſchriften gefunden.

Die erſte iſt dieſe:

C. VALERI
VS. C. F. VOL.
CAMPANVS.
VIENNA. MIL.
LEG. XI. G. P. F.
STIP. XI. T. FE. etc.

Die andre lautet folgendergeſtalt:

L. VEGNATIO.
POL. MAXIM. DO.
FOR. COR. MIL. LEG. XI. etc. etc.

hieraus erhellet, daß die eilfte Legion hier ehedem geſtanden habe.

Die patriotiſche Geſellſchaft, die aus allen 13 Kantons jährlich einmal nach Schinznach kommt, hat den fürtreflichen Hirzel zum Stifter. Wie viel Nuzen hat dieſe edle Verbrüderung rechtſchaff-

ner Menſchenfreunde bereits geſtiftet! — und wie viel Gutes iſt nicht noch von ihr zu erwarten? — Möchten doch dergleichen Zuſammenkünfte nach dieſem Modell auch in unſerm lieben deutſchen Vaterland gehalten werden! —

Königsfeld.

Hier war ehemals ein Franziskaner Mönchs- und ein Nonnenkloſter von St. Klaire, in welchem Mönche und Nonnen unter einem Dache, obſchon in abgeſonderten Zimmern, wohnen. Es ward zum Andenken des Meuchelmordes, durch welchen Albert, der Sohn Rudolphs von Habsburg umkam, erbauet. Er ſoll an der Stelle, wo es izt ſteht, in den Armen einer Hure, die ihm die Augen zugedrückt, ſeinen Geiſt aufgegeben haben. Seine Wittwe **Eliſabeth**, und ſeine Tochter **Agnes**, Königinn von Ungarn, haben alle erſinnliche Pracht daran gewandt. Unmittelbar auf dem Plaz, wo er ſeine Augen geſchloſſen, ſteht der Altar. Mitten in der Kirche iſt eine Todtengruft, und über derſelben ein prächtiges im Viereck erbauetes Mauſoleum, neun Fuß lang, fünf und einen halben dick, und vier hoch, — ganz oben iſt in prächtige Verzierungen eine Inſchrift eingefaſſet, die den Tod dieſes Prinzen urkundet. In der Folge haben Prinzen und Prinzeßinnen dieſe Kir-

che zum Begräbnißort gewählet, und es liegen bereits dreizehn hier begraben. Unter andern findet man hier die Grabſteine Leopold des Dritten, aus dem Hauſe Oeſterreich, — und vieler edlen Männer, die mit ihm bey Sempach 1386 blieben. Hier liegen auch die Eingeweide des Herzogs von Rohan, der bey Rheinfelden 1638 verwundet ward, und hier ſtarb; — ſein Körper iſt nach Genf gebracht worden. Auch Antiken ſind hier gefunden worden, z. B. zwey Urnen, und ein ſchöner Aquädukt, der das Waſſer von Brugg nach Königsfelden hinbringet.

Die Nonnen laſen 1523 von ohngefähr einige Schriften des ſeligen Luther, und die Abhandlung des Zwingly, von der chriſtlichen Freiheit. Dadurch bekamen ſie an der Lehre des Evangeliums Geſchmack, und fingen die Bibel fleißig zu leſen an. Die innre Ueberzeugung von der Würde der Reformation, und die größere Beruhigung, die ſie auſſerhalb dem Kloſter zu finden glaubten, erregten den Wunſch, es verlaſſen zu dürfen. Sie erhielten auch dazu 1524 die Erlaubniß, und konnten nach ihrem Belieben bleiben oder herausgehen. Einige verheiratheten ſich; — aber das Kloſter blieb doch bis 1529, in welchem Jahre die Aebtißinn deſſelben Katharina Trukſeß auf Befehl der Berneriſchen Regierung mit ihren Nonnen es verlaſſen mußte.

Sie heirathete hernach einen Zürcher, mit Namen George Göldlin.

Windiſch.

Iſt die ehemalige berühmte Stadt Vindoniſſa, deren Tacitus und Antonin öfters gedenken. Sie lag ungemein vortheilhaft auf einer Höhe, an deren Fuß zwey ſchnell dahin eilende Flüſſe die Aar und die Reuß ſich mit einander vermiſchten. Daher iſt es ſehr zu verwundern, daß man eben dieſer glücklichen Lage wegen, die ſie zu einer guten Feſtung gemacht haben würde, ſie nicht wieder aufgebauet hat.

Vermutlich haben ſie die Römer zu einem Waffenplaz gegen die Deutſchen gebraucht. Die Menge von Inſchriften, – Schilden, – von Ringen und Medaillen, die man daſelbſt ausgegraben hat, beweiſen dieſes zur Gnüge.

Seit geraumer Zeit hat man folgende zwey Innſchriften gefunden.

Die eine redet von einem von dem Kaiſer Veſpaſian angefangenen Werke.

IMP. T. VESPASIANVS
CAES. AVG. VII. COS.
MARTI. APOLLINI.
MINERVAE.
ARCVM. VICAN.
VINDONISSENSIS. CVRIAE. etc.

Nahe an der Kirche in Windiſch ſteht eine andre ſehr undeutliche Innſchrift, welche den Stifter und Baumeiſter angiebt.

IN ONORE SCI
MARTINI. ECPI
VRSINOS EB
ESCVBVS IT DE
TIBALDVS LIN
CVLFVS FICIT.

Auch Medaillen vom Nero an bis auf den Valentinian ſind ausgegraben worden. Vindoniſſa wurde unter den erſten fränkiſchen Königen eine biſchöfliche Stadt; — aber Gildebert der Zweite verlegte gegen Ende des ſechsten Jahrhunderts den biſchöflichen Siz von da nach Konſtanz, weil in den Zeiten des Verfalls des römiſchen Reiches Vindoniſſa durch die Kriegsunruhen zerſtöret worden war.

Bourgdorff.

Die Franzoſen nennen es Bertoud. Es iſt eine niedliche Stadt, welche vier Meilen von Bern auf einer Höhe liegt, ſo daß man von allen Seiten heraufſteigen muß. Im Jahr 1706 verbrannte eine ganze Straße, die aber izt die ſchönſte unter allen andern iſt, weil man ſie ſchöner und prächtiger wieder aufgebauet hat. Faſt alle Häuſer ſind von Quaterſtücken, und beinahe gleich hoch. Die

beiden Brüder, Syntram und Baltram, Grafen von Lenzbourg, haben dieſe Stadt gebauet. Berchtold der Fünfte, der zu Bern den Grundſtein legte, umzog es mit Mauern, und ließ über das Thor folgende Innſchrift ſezen:

BERCHTOLDVS DVX ZERINGIAE
QVI VICIT BVRGVNDIONES
FECIT HANC PORTAM.

Nach ſeinem Tod beſaßen es die Grafen von Kyburg, von welchen es die Berner 1485 für 40000 Thaler an ſich kauften. In dem eilften und zwölften Jahrhundert war ſie die Hauptſtadt von Klein-Burgund. Sie hat bis izt ihre Freiheiten erhalten, und hat zwey Vogteien, die ſie von zwey Gliedern ihres kleinen Rathes verwalten läßt.

Der Fluß Emma, welcher ganz nahe an der Stadt fließt, thut, weil er oft aus ſeinem Bette tritt, den umherliegenden Gegenden anſehnlichen Schaden. Er läuft an dem Fuß eines auſſerordentlich hohen Felſen. Anizt geht eine ſteinerne Brücke über denſelben.

Thun.

Liegt vier Meilen von Bern am Rande eines ganz artigen Sees. Die Aar, welche aus dieſem See kommt, theilt ſich in zwey Arme, die ſich aber bald wieder vereinigen, und eine Inſel machen.

Thun hatte ehemals ſeine eigene Grafen, kam unter die Herrſchaft der Grafen von Kyburg, und fiel nach der Ermordung des Grafen Eberhard 1320 dem Kanton Bern zu. Sein eigener Bruder Hartmann ſoll ihn aus Neid ermordet haben, und man will ſogar noch auf einigen Stuffen im Schloß die Blutstropfen deſſelben ſehen; obgleich Scheuchzer nicht hat unterſcheiden können, ob es Blutstropfen oder etwas anders ſey.

Der Thunerſee, der ohngefähr vier Meilen lang und eine Meile breit iſt, liegt ſehr anmuthig, und iſt von allen Seiten her mit Dörfern, — Schlöſſern, — Weinbergen und von dem fruchtbarſten Gefilde umgeben. Nach dem Zeugniß eines alten Geſchichtſchreibers hat er 604 dergeſtalt vor Hize gekocht, daß an dem Rande eine große Menge gekochter Fiſche lag. Vermutlich iſt dieſe Gährung durch ein unterirrdiſches Feuer entſtanden. Nicht weit davon liegen die beiden großen Gebirge, der Rieſen und der Störhorn. Wenn die Beurtheilung der Tiefe eines Sees nach der Höhe der Felswände, die ihn umgeben, richtig iſt; — ſo muß dieſer See an vielen Orten ſehr tief ſeyn. Zum Glücke iſt er aber nicht oft ungeſtüm, ſonſt würde er um ſo viel gefährlicher ſeyn, weil man eben der ſo ſteilen Felſen wegen an wenig Orten anlanden kann. An ſeiner Nordſeite

iſt die St. Beatenhöhle. Sie gehet über 100 Schritt faſt gerade in den Felſen herein. Es flieſſet aus demſelben ein ziemlicher Bach hervor, deſſen Waſſer ungemein klar, und ſehr kalt iſt. Der Grund der Höhle iſt von Tuft, der aus dem Niederſaze des Waſſers entſtanden, und aus artigen, wellenförmichten Lagen zuſammen geſezt iſt. Oben iſt das Gewölbe mit weiſſen Röhren und traubenartigen Tropfſteinen ausgeziert. Auſſerhalb der Höhle findet man verſchiede Arten von Inkruſtationen, die von dem Felſen herunter gefallen ſind, in denen ſenkelrecht über dieſer Höhle ſich eine andere befindet, deren Eingang aber von darüber hangenden ſehr großen Zapfen von Tropfſteinen ganz verwachſen und beinahe verſchloſſen iſt.

An dieſem See liegt auch die Stadt Spiez, welche ein Schloß, und ſchöne Gärten hat. In der Kirche ſind verſchiedene Grabmale, unter andern das Grabmal des Sigismund **von Erlach** mit folgender Innſchrift:

NASCI. LABORARE. MORI.

Etwas weiter unten ſteht:

Hier ruhet in Gott der weiland wohlgebohrne Herr Sigismund von Erlach, Freiherr zu Spiez, Schultheiſs und Feldobriſter der Stadt Bern, bey der königlichen Majeſtäten in Frank-

reich Armaden beſtellt gewеſener General, und Obriſter. Natus 1614. mort. 1694.

Zur Linken iſt folgende Innſchrift auf Marmor eingegraben:

Illuſtris Heros
FRANCISCVS LVDOVICVS ab ERLAC I.
Baro
in Spiez
Qui
Maiorum ſuorum veſtigia ſecutus
Et ad ſummos in Rep. Bernenſi honores euectus
Senator XVI. Tribun. I aſt. XXII. annorum
Conſul
Pater pro communi patriae ſalute vigilantisſimus
Vitae integritate, Morum ſuavitate
Linguarum et artium ſcientia
Multarumque rerum Experientia
DEO PATRIAE cunctus
Domi foriſque in arduis Legationibus, quarum
Vltra CLX Pacis Belliqne tempore probatisſimus
Labor. ac. Honor. ſatur tandem piorum cum luctu
Extinctus
d. XXIII. April. MDCLI. aetatis LXXII.
Nec non
Nobilisſima Dna. *Johanna* a *Graffenried*
Altera eiuſdem coniux, quae praeter XI. quos

Ex priore ſuſcepit XXIV. eum beauit liberis
Rebus humanis exempta d. 1. Martii et
MDCLXXI. Aet. LXXV.
Et
Quae illos partim praeceſſit, partim ſecuta eſt
Virgo
Menſ. Aug. MDCLXII. Filia chariſſima caſtis
JOHANNA MARGARITA ab ERLACH
Aet. XXII.
Reſurrect. Juſtorum in hoc praeſtolatur
Cubiculo.

Dieſe Baronie wird von der Kandel umſchloſſen, einem Fluß, oder vielmehr einem Strom, der von den Gebirgen von Gemmi entſpringt, und ſich bey Thun in die Aare ſtürzt. Weil er auſſerordentlich ſchnell läuft, beſonders, wenn er mit Schnee angefüllt iſt; ſo theilet er auch ſeine Gewaltſamkeit der Aar mit, ſo, daß dieſe ehemals große Verwüſtungen angerichtet hat. Daher haben die Baronen von Erlach einen Kanal graben laſſen, der ihnen allerdings viel Ehre macht. Vierhundert Menſchen und mehr mußten dran arbeiten, und ihn zu Stande bringen. Dadurch hat der Strom ſeine Gewaltſamkeit, und ſeinen ſchnellen Fluß verloren, und es ſteht nicht mehr zu befürchten, daß die Aar künftig die benachbarten Gegenden beunruhigen oder ihnen ſchädlich ſeyn werde.

Von hier ketten ſich nun die fürchterlichen unüberſehbaren Gebirge an einander, die den Nachbaren zum Schrecken, und dem Einwohner zum Vergnügen und Nuzen gereichen. Gleich im Anfang dieſes Theiles habe ich das Nöthige darüber geſagt.

Indeſſen muß ich doch noch eines Brunnens gedenken, welcher auf dem Grimſel entſpringt, und faſt ein halbes Wunder der Natur iſt.

Dieſer Brunnen liegt tief in einem Thal, und läuft durch viel große Felſenſtücken, die der Zufall hieher geſezt zu haben ſcheint. Gegen Morgen und Mitternacht erheben ſich unermeßliche Berge und Felſen. Man bemerkt an ihm zwey Perioden, eine alle Jahr einmal, die andere aber täglich. Denn er läuft gemeiniglich drey Monat im Jahr, von der Mitte des Mais bis in die Mitte des Auguſts. Hiernächſt läuft er täglich nur des Morgends und des Abends, des Morgends ohngefähr acht Stunden, und des Abends vier Stunden. Dieſer Brunnen iſt ein merkwürdiger Gegenſtand des Nachdenkens, aber auch des Aberglaubens und der Lügen geweſen. Man hat ſo viele Fabeln, und eine ſo große Menge von Zuſäzen gemacht, daß ich den Leſer ermüden würde, wenn ich ſie hier anführen wollte. Folgende Beobachtungen ſind

indeſſen nach dem einſtimmigen Zeugniß aller umher wohnenden Landleute ſicher und richtig.

Ehe das Waſſer des Morgends oder des Abends aus dem Brunnen hervorläuft, hört man ein unterirrdiſches Getöſe. Das Becken deſſelben, welches etwa zwey Fuß tief iſt, wird nach und nach angefüllt, und ergießt ſich in ſolchem Ueberfluß, und mit einer ſolchen Gewalt, daß es ein Mühlrad würde treiben können. Manchmal läuft es drey Stunden, manchmal die ganze Nacht, bis an den folgenden Morgen. Zuweilen wird der ganze Lauf des Waſſers auf einmal gehemmt, beſonders, wenn man etwas ſchmuziges darinnen wäſcht. Das Waſſer ſelbſt iſt kalt, und ſehr klar. Das Vieh, welches in der Nachbarſchaft umher weidet, trinkt es ſehr gierig, und ſcheint den periodiſchen Lauf des Waſſers mit Ungeduld zu erwarten, und es allen andern vorzuziehen. Aller dieſer ſonſt richtigen Erfahrungen ohnerachtet kann man dies Phänomen ſehr natürlich erklären. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß die Situation des Erdbodens daran Schuld ſey. Dieſes iſt nämlich von ſteilen, mit ewigem Schnee und Eis bedeckten Gebirgen umgeben. Dieſer Schnee und dies Eis, welches die Sonne in den heiſſeſten Monaten des Jahres ſchmelzet, zieht ſich in die Erde ein, ſammlet ſich innerhalb derſelben in ein Becken zuſammen, und quillt alsdann

hervor. Scheuchzer hat in ſeiner fünften Reiſe den ganzen Fall nach mechaniſchen Geſezen unterſucht.

Das römiſche Land. — (Die welſchen Lande.) —

Die Landvogtey Aigle.

In dieſer Landvogtey findet man viele merkwürdige Naturalien, z. B. um Bex herum Sulphur virgineus, der die Nerven ungemein ſtärkt, und beſſere Dienſte thut, als der künſtliche Schwefel. Man findet ihn nirgends als hier, und etwa im mittägigen Amerika. Er kommt gemeiniglich aus Amerika. Wollte man indeſſen eine Vergleichung anſtellen, ſo würde man den hieſigen beſſer und ſchöner finden, als jenen.

Um Aigle herum ſind ſehr ſeltene Steine mit verſchiedenen Figuren. Die größte Seltenheit machen die drey Salzgruben aus, von denen die eine zu Bevieux, die andre zu Roche, die dritte zu Panex iſt. Schon vor mehr als 160 Jahren hat man ſie entdeckt. So lange ſie ein Privatmann unter ſeiner Direktion hatte, der die dazu nöthigen Koſten nicht anwenden konnte, haben ſie eben von keinem ſonderlichen Belang geſchienen. Aber die Berner, welche ſie an ſich kauften, haben ſie ſeit 30 Jahr mit großem Gewinn benuzt. Schon

lange hat man die Eingeweide der Erde durchwühlet, um die Quelle zu finden. Dazu gehörte Zeit, — Arbeit, Mühe und viel Koſten. Es mußte vorher ein ganzer Berg durchbort werden, um einen unterirrdiſchen Weg zu finden; und da man von beiden Enden zugleich anfieng, ſo kam man glücklicherweiſe zuſammen. Die Gefahr, der man ſich dabey ausſezte, war nicht gering. Zuweilen ſtieß der Grabſtichel auf Schwefel, der ſogleich Feuer faßte, ſobald man nur Licht dran brachte. Einige Arbeitsleute litten auch Schaden, und manche wurden erſtickt. Um dieſem Uebel vorzukommen, mußte allemal jemand mit einem langen Stock, woran ein Licht gebunden war, voran gehen, um dadurch den Schwefel, der etwa da ſeyn könnte, zu erſticken. Dergleichen unterirrdiſche Gänge von hundert und mehr Schritten ſind verſchiedene von dem Gipfel des Berges bis unten herunter gegraben. Mitten in dieſen unterirrdiſchen Gängen, wo die Quelle iſt, iſt ein großer ausgehöhlter Raum, in welchem vermöge eines kleinen Waſſerfalls ein Rad von 36 Fuß im Diameter getrieben wird, welches wieder einige Pumpen herumtreibt, die das Waſſer von der Quelle in ein gewiſſes Behältniß bringen, aus dem es ſich hernach in gewiſſe Kanäle ergießt, und bis nach Bevieux gebracht wird. Nicht weit davon iſt ein andres in die Mauer gehauenes leeres Behältniß,

worinn das überflüßige Waſſer, ſo nicht in den Kanal hineingehen konnte, aufbehalten, und alle Gefahr verhütet werden ſollte; — aber durch die übel gerathene Arbeit eines unwiſſenden, oder bösartigen Arbeiters, der eine Quelle erſchöpfte, weil er einen zu jähen Abſchuß machte, iſt dies Behältniß faſt ganz unnüz gemacht worden. Die Arbeit an und vor ſich ſelbſt betrachtet iſt mit großer Mühe unternommen, und macht ihrem Werkmeiſter viel Ehre. Eben dies kann man von den Salzgruben zu Bevieux und Aigle, wo das Salz gekocht wird, behaupten. Dies ſind große 150 Schritt lange auf Stein errichtete Gebäude von Holz mit zwey Gallerien. In dem unterſten Stockwerk ſind große Becken, welche ganz die Länge durchgehen; — in dem oberſten Stock aber Faſchinen. Von beiden Seiten des Gebäudes ſind zwanzig heraufziehende Pumpen angebracht, welche aus den zuführenden Kanälen das Waſſer bekommen, und es über die Faſchinen wegtreiben, von denen es, nachdem es ſeine grobe irrdiſche Theile abgelegt, und ſich mehr gereiniget hat, in die Becken zurückfällt, und beinahe gekocht iſt. Das merkwürdigſte bey dieſem Gebäude beſteht darinnen, daß alle dieſe Pumpen von einem einzigen Rade, welches mitten in einem andern Gebäude angebracht iſt, getrieben werden. Daraus wird das Waſſer durch kleine

Waſſerleitungen in ſieben große eiſerne Keſſel abgeführt, unter welchen man beinahe ein ſo großes Feuer macht, als unter einer Glashütte. Das Feuer verzehrt das übrige ſüße Waſſer, und ſo erſcheint das Salz, welches ſich kriſtalliſirt, und gleich dem Schnee in den Keſſel herunterfällt.

Wie es ganz augenſcheinlich iſt, ſo wird dazu viel Holz verbraucht. Um ihre Holzungen zu ſchonen, haben die Berner in Wallis einen Wald gekauft, in welchen das Holz geſchlagen, hiernächſt auf die **Rhone** geworfen, und ſo bis an gewiſſe Stellen auf dem Waſſer gebracht, und daſelbſt in eigenen dazu gemachten Rechen aufbehalten wird. Seit einiger Zeit hat man in einigen Salzgruben Steinkohlen zu brauchen angefangen, die in der Gegend von **Lauſanne** entdeckt worden ſind.

Die Berner verkaufen anizt das Pfund Salz für **drey** und einen halben **Kreuzer**; – und doch iſt ihr Profit nicht ſo groß, weil ſie, alles abgerechnet, nur einen halben Kreuzer am Pfunde gewinnen. Sie haben indeſſen einen Direktor daſelbſt beſtellet, der ein Mitglied des großen Rathes iſt, in Roche wohnet, und alle ſechs Jahre verändert wird.

Die Landvogtey Vevay.

Wenn man aus der Landvogtey **Aigle** geht, ſo kommt man in die Vogtey Vevay. Man ſtößt

alsbald auf eine kleine Stadt, Ville-Neuve, vor Alters Penne-Locus, oder Penni-Lucus, nahe am Genferſee, und an der Gegend, wo ſich die Rhone in den See ergießt. Auſſer der Stadt iſt ein alter Marmorſtein, auf den man eine halb erloſchene Inſchrift ſieht: —

„VICTORIA.„
„AVG.„ — —
„NITIO. GEMINA.„
„TVLLIA.„
„NTI.„

Scheuchzer ſchreibt ſie folgendergeſtalt: —

„VICTORI.„
„AVG.„
„Nn TIO. GEN. MA„
„TVLLIA.„
— — — IT. — —

Plantin gedenkt ihrer ſo:

„VICTORIA.„
„AVG.„
„NITIO. GENNAE.„
„TVLLIA.„
„NTI.„

Es iſt hier auch ein reiches Hoſpital, welches von Amadeus V. dem Grafen von Savoyen, 1246 geſtiftet worden iſt.

Nicht weit von Ville-Neuve liegt das Schloß Chillon, welches in einer Gegend, wo das Erdreich zwiſchen dem See und dem Gebürge ſo enge iſt, daß kaum ein enger Weg zwiſchen demſelben geht, faſt eine Halbinſel ausmacht. Um das Schloß herum hat man an 150 Klaftern tief gegraben, ohne auf den Grund zu kommen. In den Felſen ſind tiefe Höhlen eingegraben, in die man durch dazu verfertigte Hähne das Waſſer einlaſſen kann.

Das Schloß ſelbſt hat an ſieben Morgen im Umfang. Peter von Savoyen bauete es 1238, und machte es zur Grenzfeſtung. Ehe die Artillerie erfunden worden war, konnte man dieſen Ort mit Recht einen feſten Plaz nennen, weil er mit ſtarken Mauern umgeben, und tüchtig befeſtigt iſt. Im Kriege des Kantons Bern mit Karl Emanuel, Herzog von Savoyen, waren dieſer Ort und Yverdun die einzigen Pläze, welche Widerſtand leiſten konnten. Anizt würde er ſich nicht mehr ſo lange halten können, weil er am Fuß eines ſteilen Berges liegt, der ihn gar bald würde beſchießen können.

Vevay.

Liegt angenehm, längs dem See, und eine halbe Meile von dem Fuße der Alpen. Die Nach-

barſchaft dieſer Stadt, — der genaue Umgang mit den Savoyarden, — Walliſern, und andern Bergbewohnern, die allda ihre Lebensmittel verkaufen, verſchafft der Stadt ſelbſt einigen Handel. Bereits in dem Itinerarium des Antonins geſchieht ihrer Erwähnung; — ob gleich ſonſt keine Antiken da ſind. Deſto blühender iſt ſie gegenwärtig. Eine fürchterliche Feuersbrunſt verwüſtete 1687 faſt alle Straßen, ſo daß die Einwohner noch izt Mühe haben, wieder zu ihren vorigen glücklichen Umſtänden zu kommen. Eine Menge recht ſchön gebaueter Häuſer, — ein geräumiger Plaz nahe am See, — und zwey Kirchen, wovon die eine in der Stadt, — die andre außer den Mauern auf einer Anhöhe ſtehet, — geben ihr viel Schönheit und Anmuth.

Die Einwohner ſind wizig, — luſtig, und unterhaltend im Umgang; — viele von ihnen legen ſich auf die ſchönen Wiſſenſchaften, und haben es in denſelben ziemlich weit gebracht. Nächſt dem Gymnaſium zu Lauſanne, iſt hier das beſte in dem ganzen Pais de Vaud. Die angenehme Lage des Landes ſelbſt, — die dahin reiſſenden anmuthsvollen Gegenden, — die ausgeſuchten Geſellſchaften, deren es hier im Ueberfluß giebt, verſchaffen manchen ergözenden Zeitvertreib.

Hieher hatte ſich einer von den Blutrichtern Karls des Erſten von Engelland, — Namens Edmund Ludlow, geflüchtet, um der Rache Karl des Zweyten zu entgehen.

Die ganze Gegend um Bevay herum iſt ſehr fruchtbar. Ueberall erheben ſich Hügel und Berge, — welche gleichſam auf einander gethürmt da ſtehen, und mit den dabey liegenden Dörfern, — Weinbergen, und Feldern ein prächtiges Amphitheater ausmachen. Die Vorſtadt von Bevay wird von einem wilden Strom umringt, der von dem Gebirge herabſtürzt, und unter einer großen und ſchönen Brücke läuft. Dieſer Strom heißt die Vevayſe. Ehedem richtete er große Verheerungen an; — man hat ihn aber mit einer hohen und dicken Mauer in Geſtalt eines Sägenwerks, deſſen Winkel ſeinen Lauf einhalten, umgeben. Im Julius 1701 riß er ſich mit einer ſchleunigen Waſſerfluth auf einmal aus ſeinem Ufer los, warf die Brücke um, ſtürzte die Gartenmauern über den Haufen, — verwüſtete die Gärten, und nahm in ſeinem unaufhaltbar ſchnellen Lauf ſo gar einen Geiſtlichen, der eben in dem Garten war, mit ſich fort. Das ſonderbarſte hiebey war dies, daß die Gartenmauern nicht in Stücken, ſondern auf einmal ganz und gar umfielen.

Die Stadt Lauſanne.

Dieſe Stadt war den Alten unter dem Namen **Lauſonna**, oder **Lauſunum** bekannt. Sie iſt groß, ſchön gebauet und liegt auf drey Hügeln, welche ſie, nebſt ihren Thälern ganz anfüllet, ſo daß man auch ihre Lage mit der von Jeruſalem verglichen hat. Daher kommt auch das ungleiche Erdreich, und die beſtändigen Anhöhen, die man zu beſteigen hat. Die drey Hügeln heißen la **Cite** gegen Norden, – der Hügel des **heil. Franciskus** oder der **Burg** gegen Mittag, – und der Hügel des heil. **Laurentius** gegen Abend. Der Hügel de la Cite verliert ſich gegen Morgen zu in ungeheuer große Felſen, an deren Fuß einer von den beiden Bächen ſtrömet, die der Stadt das Waſſer zuführen. Auf der einen Seite führet eine in den Felſen gehauene, auf der andern eine bedeckte, hölzerne Treppe aus der Stadt hinauf.

In dem Quartier der Stadt (la Cite) verdienen beſonders drey Gebäude alle nur mögliche Aufmerkſamkeit. Das **Schloß**, – die **Akademie** (das Schulgebäude,) — und die **große Kirche**.

Das **Schloß** ſteht an dem äußerſten, und erhabenſten Ende der Stadt. Es iſt ein viereckig-

ges antikes Gebäude von Quaterſteinen, ausgenommen das Dach, welches von Ziegelſteinen iſt. Es wird von einer Mauer, die über ſechs Fuß dick iſt, — von ausgetrockneten tiefen Graben von allen Seiten umgeben, und an jeder Seite ſtehet ein kleiner Thurm. Es war ehemals der Siz des Biſchoffs, izt wohnen die Landvögte auf denſelben.

Unter dem Schloſſe iſt das Gymnaſium. Es iſt von Quaterſtücken ſchön gebauet, hat gewiſſe beſondere Klaſſen für die Schüler, und einige Hörſäle für die jungen Studenten. Vor demſelben liegt ein geräumiger mit einer Mauer umgebener Plaz. Bern hält gewöhnlicherweiſe ſieben Profeſſoren, und ſechs Schulkollegen daſelbſt, welche die Jugend, die ſich dem Studieren wiedmet, unterrichten müſſen. Es wurde 1537 gegründet; — und, da das Schloß von Menthon, auf welchem ehedem Unterricht gegeben wurde, ganz abbrannte, im Jahre 1587 in den Stand geſezt, in dem es izt iſt.

Dieſe Akademie iſt von ihrem Entſtehen an bis izt ungemein berühmt geweſen, und hat dem Staat viel wackre Bürger, und der gelehrten Republik manchen großen Mann geliefert. Wer kennt nicht die Namen Peter Viret, — Theodorus Beza, — F. Hottoman, — Cälius

Secundus Curio, — Aemilius Portus, (ein geborner Grieche aus Kandia) Wilhelm Bukanus, — Marc von Sauſſure, — Gabriel von Petra? — — — Wer kennt nicht den fürtreflichen Elias Merlat, der der Religion wegen dahin flüchtete, und auch daſelbſt ſtarb? — einen Mann, der ein ſpizfündiger Philoſoph, und ein tiefdenkender Gottesgelehrte, — ein großer Redner und der rechtſchaffenſte Geiſtliche war? — Johann Peter Krouſaz iſt durch ſeine weitläuftige Gelehrſamkeit überall bekannt. Abraham Ruchat, — Ludwig von Bochat, — und die izt lebenden Gelehrten in Lauſanne, — unter denen ich nur einen Tiſſot nennen will, vermehren ihren Ruhm. Theodor von Beza verfertigte hier die Ueberſezung der Pſalmen in Verſen, welche ſogleich in Muſik geſezt, und mit den andern funfzig, welche Klemens Marot überſezt hatte, in dem öffentlichen Gottesdienſt zum Geſang eingeführt wurden. Im Jahr 1711 berief Bern den Herrn Barbeyrak, aus Berlin zum Profeſſor der Rechte hieher.

Die groſſe Kirche, zu unſrer lieben Frauen liegt an dem äußerſten Ende der Stadt. Bereits im eilten Jahrhunderte wurde ſie von dem Biſchof Heinrich gegründet, aber erſt zweyhundert Jahre darauf in vollkommnen Stand geſezet. Sie iſt

gros und geräumig; — fürtreflich gewölbt, und außerordentlich hoch, ruhet auf zwey Reihen Säulen von ganzen Steinen, deren man 272 zählet; und iſt, wie alle alte Kirchen in der Geſtalt eines Kreuzes gebauet. Das Chor wird von dem Schiffe durch eine ſchöne Gallerie abgeſondert, und ruhet auf eilf Säulen von ſchwarzem Marmor. In dem Schiffe ſelbſt neben dem Chor ſtehen zwey große Tiſche von ſchwarzem Marmor, auf welchen die Kommunion verreicht wird. So wohl am Chor, als im Schiff finden ſich viele Grabſchriften. Ich will von allen dieſen Innſchriften nur eine anführen, welche in dem Chor auf ſchwarzem Marmor eingeſtochen iſt. Sie lautet folgendergeſtalt:

CHORVM HVNC
VETVSTATIS SITV OBRVTVM RESTAVRARI AC CELEBRANDIS PROMOTIONVM
SOLEMNIBVS CONSECRARI CVRAVIT
VIR AMPLISSIMVS D. DANIEL IMHOF LAVSANNENSIS TOPARCHA
MVSARVMQVE FAVTOR MAGNIFICVS
CVI PERENNE HOC GRATI ANIMI
MONVMENTVM MERITO POSVIT
ACADEMIA LAVSANNENSIS, ANNO QVO
ReſtItuIt MagnI haeC aVLaeI rVDera VIrtVs.

Das **Chor** war zu der Zeit, da die Katholiken noch die Kirche inne hatten, ſehr prächtig; — es iſt aber anizt alles ganz anders. Man ſieht noch die Size der Chorherren, — verſchiedene Statuen von Biſchöffen, die auf dem Grabſtein, aber ohne Inſchrift liegen, — und in einer kleinen Kapelle liegt ein Ritter des Hauſes von **Granſon** mit allem Ritter Schmuck in ſchwarzen Marmor eingehauen. Hier unter dieſem Chor ſind auch viel merkwürdige Perſonen, unter andern der Herzog Karl von **Schomberg**, welcher im Jahr 1693 in Piemont ſein Leben verlor, begraben.

Auf der Mitternachtsſeite des **Chores** iſt ein ziemlich hohes Fenſter, welches ſeiner Geſtalt wegen die **Roſe** heißet, ſehr artig gebauet und viel gemalte Scheiben hat. Eine Erderſchütterung zerſpaltete die Mauer und das Fenſter von oben bis unten; — und **zehn Jahr** hernach fügte es eine andre Erderſchütterung ſo wieder zuſammen, daß man den vorigen Riß nicht mehr gewahr wird.

In die Kirche ſelbſt führen **drey** Hauptthüren, zwey **große** und eine **kleine**. Die eine hat eine ungemein ſchöne Halle, die mit hohen Säulen, den zwölf Apoſteln, und der Jungfrau Maria in der Mitte verzieret iſt. Die andre Thüre

hat gleichfalls ein prächtiges **Portal**, worauf viel kleine Figuren von erhabener Arbeit, welche hiſtoriſche Begebenheiten vorſtellen, und einige Statuen von natürlicher Größe ſind. Weil aber dies Portal dem Regen und Winde ſehr ausgeſezt iſt, ſo ſind dieſe Figuren ungemein beſchädigt worden. An jeder Ecke der Kirche ſtehet ein Thurm; auf dem einen hängen die Glocken. Sie hatten beide ein erhabenes Dach in Geſtalt einer Pyramide; — im Jahr 1672 ſchlug aber das Gewitter in den Glockenthurm, und er brannte ganz und gar ab.

In katholiſchen Zeiten war dies die Hauptkirche und hatte ein Kapitel von zwey und dreißig **Domherren**. Dieſe Geſellſchaft, die über die Stadt und über die ganze Gegend viel Licht und Erkenntniß hätte verbreiten können, zeichnete ſich durch ihre außerordentliche Einfalt und Unwiſſenheit aus. Der Biſchoff Sebaſtian von **Montfaulcon** ſchrieb der Obrigkeit in Bern 1527: „kein einziger von ihnen habe es in der Schrift „ſo weit gebracht, daß er nur eine Stunde ſich „über ſtreitige Wahrheiten mit einem andern „unterhalten könne.“ Die Stifter dieſes Kapitels glaubten der großen Einfalt dadurch vorzubeugen, daß ſie die Verordnung machten, alle Kanonici ſollten Edelleute, oder Doktoren ſeyn.

Dagegen ſicherten ſie ſich aber hinlänglich, indem ſie die Doktorwürde kauften. In den Archiven von Bern und des Kapitels von Lauſanne liegt ein Proceß ohngefähr vom Jahre 1522 wider einen Italiäner, Namens Mercur von Vipera, Auditor der påbſtlichen Kammer, dem der Pabſt ein Kanonikat ertheilt hatte. Vermuthlich entſtand der Proceß daher, weil er die Doktorwürde und die Fähigkeit dazu nicht erkauft hatte. Am Ende mußte auf widerholte Befehle und harte Andringungen des Pabſtes das Kapitel ſich ſeiner Rechte begeben. Uebrigens hatten dieſe Kanonici keine andre Beſchäftigung, als daß ſie auf die Erhaltung und Vermehrung ihrer Einkünfte bedacht waren, und ſich ihres verzärtelten weichlichen Lebens erfreueten.

Der lezte Biſchof von Lauſanne war der eben erwähnte Sebaſtian von Montfaulcon. Gleich ſeiner Kleriſey dachte dieſer Prälat weiter auf nichts, als auf Befriedigung ſeiner Lüſte und Begierden. Man zeigt unter andern in dem Schloſſe noch izt die ſo genannte Biſchoffsſtube. In derſelben ſteht ein großer altmodiſcher Schrank, von dem man dem erſten Anſcheine nach glauben ſollte, er ſeye in die Mauer eingehauen, und unbeweglich. Er hänget aber, wenn man es genau beſieht, in zwey Thürangeln, und

kann herum gedreht werden. Aus demſelben führt eine verborgene Thüre zu einer heimlichen Treppe bis in den Keller herunter, aus dem eine Thüre auf die Straße zu gehet. Durch dieſe Thüre ſoll der Biſchoff ſich alle Nacht haben eine Hure in ſein Schlafzimmer bringen laſſen, die er hernach, wenn er ſie gehörig gebraucht hatte, unbemerkt wieder herunter laſſen konnte. Seine biſchöffliche Regierung ward durch die Streitigkeiten, in welchen er mit der Stadt Lauſanne, — dem Kanton Bern, und dem Herzoge von Savoyen der Kirchenrechte wegen ſtand, äußerſt beunruhiget. Weil er ſich in dem Kriege der Berner mit dem Herzoge von Savoyen 1536 auf die Seite des lezteren ſchlug, ſo entſezten ihn die Berner ſeines Amtes, und jagten ihn aus Lauſanne. Er flüchtete nach Freyburg; — und ſeine Nachfolger führen ſeit der Zeit alle den Namen der Biſchöffe von Lauſanne. Einer ſeltſamen Gewohnheit bey der Inſtallation der Biſchöffe will ich doch hier gedenken. Ob ſie gleich die Hoheit über die Stadt zu haben glaubten, ſo legten ſie doch vor den Syndikus und den Vögten einen ſehr feierlichen Eid ab. Alle Orden ſtellten nämlich eine Prozeßion an. Vor dem Stephansthore, wo eine Kirche gleiches Namens iſt, blieben ſie ſtehen, aus der man eine geweihete Hoſtie heraus

brachte. Der Biſchoff warf ſich hierauf auf ſeine Knie nieder, und legte mit der einen Hand auf ſeine Bruſt, und mit der andern auf die geweihete Hoſtie den Eid ab. Dabey brannten zwey große Wachsfackeln, und die angeſehenſten Perſonen der Dióces nebſt den Deputirten aus den groſſen Stádten der Kantons waren gegenwártig.

Sonſt waren überhaupt neun Kirchen in Lauſanne, — die Kathedral-Kirche, die ich eben beſchrieben habe; — die Kollegial-Kirche nahe am Schloß, in der zugleich ein Domherren-Kapitel war; — fünf Parochial-Kirchen, — und zwey Klöſter, ein Franziskaner- und ein Dominikaner-Kloſter. Die mehrſten dieſer Kirchen ſind anizo umgeriſſen, — nur die einzige Franziskaner-Kirche iſt aufbehalten worden, in der der untere Theil der Stadt ſeinen Gottesdienſt hált.

In dem untern Quartier der Stadt liegen eben nicht viel merkwürdige Gebáude. Das Rathhaus iſt ſeiner Lage, die eine der beſten in Lauſanne ſeyn mag, und ſeiner Bauart wegen das ſchönſte. Der ganze untere Stock iſt gewólbt, das Portal hat zwey fürtrefliche Sáulen von Marmor, der auf Jaſpisart angeſtrichen iſt. Auf dem Dache iſt ein kleiner Thurm mit einer Uhr. Nahe an dem Rathhaus in eben derſelben Straße ſtehet ein großer Brunnen mit vier Róhren, von denen die

eine gutes Trinkwaſſer laufen läſſet, welches aber ſchlechterdings nicht gebraucht werden kann, die Hülſenfrüchte zu kochen. Sie werden, wenn man ſie in dieſem Waſſer kocht, immer härter, anſtatt weich zu werden. Die natürliche Urſache hievon iſt dieſe; — daß das Brunnenwaſſer aus zwey verſchiedenen Quellen hervorſpringt, und in die Röhren hineinläuft, ohne, daß es ſich mit einander vermiſchet.

Ich komme nunmehro zu der Obrigkeit in Lauſanne. Sie war ehemals eine biſchöfliche Stadt, hatte aber erhebliche Freiheiten und Vorrechte. Ihr Stadthalter hatte die Schlüſſel zur Stadt noch damals, als der Herzog von Savoyen, Karl der Dritte, mit dem Zunamen der Gute, nach Lauſanne kam. Er überreichte dieſem Prinzen die Schlüſſel mit folgenden Worten: „Has „Claves noſtrae Ciuitatis tibi trado, non vt in „ea domineris, ſed vt in ea ſecurius dormias.“

Gegenwärtig hat ſie nun allerdings viele Freiheiten. Der Landvogt hat der Stadt nicht das geringſte zu befehlen, und ſeine Gerichtsbarkeit erſtreckt ſich lediglich über das Quartier de la Cite, — über die Akademie, — und über die Studenten. Als die Berner den Biſchof verjagten, lieſſen ſie der Stadt die hohe, — mittlere und niedre Gerichtsbarkeit über die Bürger und über ihr Ge-

biet; — ſie gaben ihr alle Parochialkirchen und zwey Klöſter mit den Einkünften derſelben, — auch drey auſſerhalb der Stadt gelegene Klöſter, Sulpy, — Montheron, — und Belles-Vaux; — alles unter der Bedingung, daß ſie einen Theil der Einkünfte zur Beſoldung der Geiſtlichkeit anwenden ſollten. Sie haben alſo izt ihren Rath der Zweihunderte, und einen Vorſteher derſelben, den ſie **Bürgermeiſter** nennen: — einen andern Rath von 60 Perſonen, der aus dem erſteren genommen iſt, und noch einen andern von 28 Perſonen, der ſich öfters verſammlet, und die gewöhnlichen Rechtsſachen und andre Stadtgeſchäfte entſcheidet. Zwey **Burgvögte** müſſen in Montheron und Sulpy Recht pflegen. Kriminalverbrechen gehören nach einer eigenen Konceßion des Kaiſers Sigismund vor ein einziges Quartier der Stadt, welches die **Burg** heiſſet. So oft ein Verbrecher verdammt werden ſoll, ſo müſſen die Richter aus dieſem Quartier gewählt werden. Iſt das Verbrechen innerhalb der Stadt vollzogen, ſo richten ſie ihn ohne Appellation, — über diejenigen aber, die in dem Bezirk de la Cite ergriffen worden ſind, fällen ſie nur die erſte Sentenz, ſo daß man hievon noch appelliren kann.

Die Gegenden um Lauſanne herum ſind, wie das Erdreich der Stadt, ungleich und bergig. Es

erhebt ſich nach und nach, bis man auf einen ſteilen Felſen kommt, auf welchem das Auge die fürtreflichſte und anmuthsvolleſte Ausſicht auf die Stadt, auf die See, — auf die ganze Gegend bis nach Genf hat, wo die Alpen und der große Berg **Jura** ſie endigt. Um Lauſanne herum liegen die fürtreflichſten Weinberge, und reichſten Gefilde. Eine halbe Meile davon findet man auch Steinkohlen, welche ſehr gut ſind.

Im funfzehnten Jahrhundert ward hier eine Kirchenverſammlung gehalten, wohin ſich die Väter 1449 von Baſel begaben. Der Pabſt Felix der Fünfte entſagte allhier ſeiner päbſtlichen Würde, und überließ ſie dem Nikolaus. Dies machte dem Schisma ein Ende, worauf folgender Vers gemacht wurde.

LVX fVLXIt MVndo. FeLIX CeſſIt
NICoLao.

Er begab ſich nach dieſer freiwilligen Entſagung in das Kloſter **Ribaille**, welches er vorher in Chablais hatte bauen laſſen, wo er 1452 ſtarb. In der Bibliothek liegt noch ein ganzer geſchriebener Band Akten von dieſer Kirchenverſammlung, der aber ſehr ſorgfältig entfernt, und nicht einem jeden gezeigt wird.

In Vidi hat man alte verfallene Stücken vom Gebäude, — Medaillen, einen gegoſſenen Opfer-

prieſter mit der Kuhe, u. d. gl. Antiken mehr gefunden, woraus man vermuthet hat, daß hier das alte Karpentras gelegen habe, welches zu den Zeiten Julius Cäſars die alten Helvetier zerſtörten, als ſie nach Gallien übergehen wollten.

La Vaux.

Man giebt demjenigen Bezirk, der zwiſchen Lauſanne und Vevay liegt, dieſen Namen. Die Gegend iſt angenehm. Eine Reihe an einander hängender Gebirge erhebt ſich von dem See bis auf eine Meile Weges, wo ſie ſich in eine mit Holzungen umgebene Einſiedeley endiget, hinter welcher der große Wald Jorat zwiſchen Lauſanne und Moudon liegt, und drey bis vier Meilen lang iſt. Ehemals ſchien er noch dicker und mit Bäumen beſezter geweſen zu ſeyn; — in der Folge iſt er aber nach und nach dünner geworden.

La Vaux trägt im ganzen Kanton Bern den beſten Wein. In der einen Parochie deſſelben, welche Kully heiſſet, hat man vor kurzem folgende Inſchrift gefunden;

LIBERO PATRI COCLIONSI.

Der Biſchof von Lauſanne umzog in der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts dieſe Stadt mit einer Mauer, und befeſtigte ſie. Mitten in der Einſiedeley, der ich eben gedacht habe, liegt auf der

Spize eines mit dicken Fichten bewachſenen Berges ein alter, ehemals befeſtigter, izt aber halb verfallener Thurm, Gourze genannt. Er ſoll zu der Zeit gebauet worden ſeyn, da ſich die Saracenen in einigen piemonteſiſchen und ſavoyiſchen Feſtungen eingeniſtelt hatten, beſtändige Streifereien in die benachbarte Gegend machten, und faſt das ganze platte Land verheerten.

St. Saphorin iſt eine kleine auf einem höckerigen Boden gelegene Burg. In der Kirche daſelbſt ſieht man auf einer alten Säule folgende Innſchrift, die im Jahr Chriſti 46 zur Ehre des Kaiſer Klaudius gemacht worden iſt.

TIT. CLAVDIVS DRVSI F.
CAES. AVG. GERM.
PONT. MAX. TRIB. POT. VII.
IMP. XII. P. P. COS. IIII.
F. A.
XXXVII.

Nyon.

Die Stadt iſt mittelmäßig groß, aber ſehr alt. Sie liegt größtentheils auf einem Hügel, der ſich an dem Ufer des Sees erhebt, und auf der Pläne, die am Fuß dieſes Hügels iſt, weiter fortgehet. Das Quartier unterwärts, welches la Rive heißt, iſt nichts als eine offene Vorſtadt.

Nyon war, da es die Römer beſaßen, weit mächtiger, als izt. Spon bemerkt, daß es die Kolonia Equeſtris der Alten geweſen ſey, — andere hingegen halten Genf, und noch andere Lauſanne dafür. Man ſieht noch einige Ueberreſte der alten Pracht und Schönheit derſelben. Das eine von den Stadtthoren iſt von großen gelblichen Quaderſtücken, welche an zehn Fuß lang und vier bis fünf Fuß hoch ſind. Am Ufer der See iſt ein alter Thurm, der aus den graueſten Zeiten zu ſeyn ſcheinet. Er iſt gleichfalls von ſchönen Quaderſtücken eben dieſer Art Steine erbauet, die aber ungemein künſtlich ausgehauen, und mit geſchniztem Laubwerk in erhabener Arbeit geziert ſind. Da dieſe Steine größtentheils verkehrt liegen, ſo läßt ſich hieraus muthmaßen, daß der Thurm aus den Ruinen eines noch älteren Gebäudes aufgerichtet ſey. Oben auf dem Thurm ſtehet auswärts auf der Mauer eine Statüe, vermutlich eines Kaiſers, ganz in römiſchen Kriegskleidern, mit einem Lorbeerkranz um die Schläfe, welche nach Italien hin zu ſehen ſcheinet.

Ganz nahe bey der Stadt hat man in der Erde einen geräumigen Saal mit moſaiſcher Malerey gefunden. In der Stadt ſelbſt iſt eine ziemlich große Menge von römiſchen Innſchriften, und in der Ecke

eines gewiſſen Hauſes ein wohlgetroffener Meduſen Kopf.

Das Schloß, welches zugleich der Aufenthalt des Landvogtes iſt, liegt am äuſſerſten Ende der Stadt, nach dem See zu. Hinter den Mauern iſt ein fürtreflicher Spaziergang, auf dem man die anmuthigſte Ausſicht in die Stadt, auf den See, auf die benachbarten Dörfer, und auf ganz Savoyen bis nach Genf hat. Am andern Ende der Stadt iſt die Kirche, die ſonſt eben nichts merkwürdiges enthält. Beim Eingang in dieſelbe ſteht in der Mauer des Kirchhofs, der ſie umringt, eine ſehr entſtaltete Statüe mit einem halben Körper, welche ſonder Zweifel einen Prieſter des Auguſts vorſtellen ſoll, mit folgender Innſchrift: —

C. LVCCONI. CO.
TETRACI PRAEFEC.
ARCEND. LATROC.
PRAEFECT. PRO IIVIR.
IIVIR BIS FLAMINI. S,
AVGVST.

Nyon iſt übrigens für den Handel ungemein bequem gelegen, weil es nicht weit von Genf, am Ufer eines ſchönen Sees, und nicht weit von Bourgogne liegt, aus welcher Provinz die Kaufleute ſehr häufig auf den Wochenmarkt nach Nyon kommen.

Aubonne.

Iſt eine kleine artige Stadt dreyſund eine viertel Meile über den See auf einer Höhe gelegen, an deren Fuße ein Strom gleiches Namens flieſſet. Die Situation iſt vortheilhaft, ſie war es aber ſonſt noch weit mehr, weil ſie von beiden Seiten mit einem tiefen Thal umgeben war, welches ihr zum Graben diente. Die Stadt iſt alt, und war ſonſt weit größer, als izt. Die Kirche liegt an dem äußerſten Ende gegen Morgen zu, auf einem etwas erhabenen Boden, der, indem das Erdreich auf einmal herabſchieſſet, eine Art von hängendem Felſen macht. Auf einer Ecke der Kirchmauer erblickt man auſſerhalb einen großen Stein mit verſtümmelter Inſchrift, auf welchem zwey ringende Fechter mit Degen und Schild abgebildet ſind. An dem Chor ſieht man eine in ſchwarzen Marmor gehauene Grabſchrift: Sie fängt folgendergeſtalt an:

AETERNAE MEMORIAE
Illuſtris Viri Johannis Franciſci Biondi equitis Aurati,
et Magnae Britanniae Regis a cubiculis, qui patriam habuit
non tam Luſinam vbi natus, quam Orbem, vbi notus,
Regum Dalmatiae Nepos etc. etc;

Animam Redemptori ſuo reddidit aetat. 72. A. Dn. 1644.

Albonae. etc.

Gelegentlich merke ich hier an, daß in Dalmatien eine Stadt ſey, welche auch den Namen Aubonne, oder Albona führet. Dieſes Albona iſt die Vaterſtadt des berühmten lutheriſchen Theologen Matthias Flaccius, der ſich in ſeinen Werken Illyrikus Albonenſis nennt.

In der Kirche zu Aubonne iſt in der einen Ecke des Chors folgende Grabſchrift mit goldenen Buchſtaben eingehauen, welche der Marquis du Quesne zur Ehre ſeines Vaters, Abraham du Quesne, der auf der franzöſiſchen Flotte Generallieutenant war, hat einhauen laſſen. Der Körper liegt indeſſen hier nicht begraben, — das Herz war das einzige ſchäzbare Kleinod, was der Marquis, der der Religion wegen aus Frankreich geflüchtet war, bekommen konnte. Unter dem Epitaphium iſt eine ſchöne Gruppe von ſchwarzem Marmor, die aus ſeinen Waffen und andern Kriegsehrenzeichen einer Flotte beſteht.

Siſte gradum viator
Hic conditur
Cor
Invicti Herois
Nobiliſſimi ac Illuſtriſſimi

Abrahami du Quesne Marchionis
Baronis Dominique du Quesne, de Waldgrand,
de Monros, de Querrichard, d'Indrette &c. &c.
Claſſium gallicarum Praefecti
Cuius anima in coelis
Corpus nondum vllibi ſepultum
Nec vnquam ſepelientur praeclare geſta,
Si a te ignorari queant
Tanti Viri
Incorrupta erga Principem Fides,
Imperterritus in praeliis animus
Singularis in Conſiliis ſapientia
Generoſum et excelſum pectus,
Ardens pro vera Religione Zelus
Interroga
Aulam, Exercitum, Eccleſiam
Imo
Europam, Aſiam, Africam
Vtrumque Pelagus
Verum ſi quaeras
Cur fortiſſimo Ructero
Superbum erectum ſit Mauſoleum
Ructeri Victori
Nullum
Reſpondere vetat late regnantis reuerentia
Hoc ſui luctus ac pietatis erga patrem
Triſte monumentum moeſtus et lacrumans,

Poſuit HENRICVS eius primogenitus huiusce Toparchiae Dynaſta, et Eccleſiae patronus Anno 1700.

Die Stadt Aubonne iſt beinahe wie ein Amphitheater gebauet, das Schloß iſt von den Grafen von Gruyere erbauet, und von dem Baron Tavernies ausgebeſſert und von neuem verſchönert worden.] Er hat daſelbſt einen ſchönen fünfeckigen Hof angelegt, mit einem treflichen Portal, welches auf Pfeilern, die alle von einem Stück gehauen ſind, ruhet. Oben drüber iſt eine bedeckte Gallerie, welche ganz über den Schloßhof und auf eine ganz beſondere Art verfertigt worden iſt. Ueber dem erſten Schloßthor iſt eine ſchwarze Marmorplatte, auf welcher folgende Inſchrift in Verſen ſteht: —

„ Albonam aſpiciens quondam Zaeringius Heros,
„ Sume Baronatus dixit Berchtoldus honores.

Die Ausſicht wird durch die Höhe des Schloßgebäudes merklich verſchönert. Der Anblick iſt prächtig, weil man nicht bloß die Stadt, ſondern auch die ganze Stadt, und die herumliegende Felder erblickt, die ſie von allen Seiten umgeben. Ein Anblick, der um deſto größere Freude macht, weil man neben dem Schönen das Nüzliche geſtellt ſieht! — Eine Menge von Städten und Dörfern,

ein unzählicher Haufe von Menſchen, welche auf dem Felde arbeiten, — Weinberge, und grünende Wieſen machen ein ungemein anmuthiges Gemälde vors Auge. Ueberhaupt ſcheint hier die Natur auf der einen Seite zur Traurigkeit einzuladen, auf der andern aber deſto größeres Gefühl der Freude einzuflößen. Die öden Ueberreſte von alten unbewohnten Schlöſſern, — das Gebüſch von Heydekraut und andern wild aufgewachſenen Pflanzen, ſcheinen nebſt der wüſte liegenden Erde ein Feenſchloß anzukündigen, worinn die Beſizerinn nicht wohnt, und nur manchmal Spuren ihrer Gegenwart zurückläßt.

Romainmotier.

Hat einer alten, berühmten Abtey, die der römiſche Einſiedler hieß, ſeinen Urſprung zu danken. Die Berner machten eine Landvogtey daraus, und die Einſiedlerhütte ward zum Schloß umgeſchaffen, in dem nunmehro der Landvogt wohnt, deſſen Einkünfte ziemlich hoch laufen. Die Kirche daſelbſt iſt groß und weitläuftig gebauet; — das Schiff iſt gewölbt, und die Chöre ſtüzen ſich auf prächtige Säulen. Die Aufſchrift, welche auf der großen Glocke ſteht, verdient ihrer Seltſamkeit wegen angeführt zu werden.

„L'an mil CCCC. XII. fut faite Marie, qui chante bient,
„et me fit faire Meſſire Jehan de Seyſſel Priour de
„Romanmotier, cuy Dieux dont faire chouſe qui ſoit au profit
„dout Corps et au ſalut de l'Arme.“

Der heilige Romanus und Lupicinus, zwey Brüder, deren Leben Gregorius von Tours beſchreibt, begaben ſich in der Mitte des ſechsten Jahrhunderts hieher, und lebten einige Jahre als Einſiedler. Lupicin verließ aber ſeinen Bruder, und ſuchte ſich auf einem ſteilen Felſen einen andern Ort zum Aufenthalt. Beide Einſiedeleien ſind hernach kleine Gaſthäuſer, und dann Klöſter geworden. Die, wo Romanus gewohnt hatte, behielt den Vorzug; — es drängten ſich nach und nach ſo viele Fremden hieher, daß endlich die gegenwärtige kleine Stadt daraus entſtand.

la Vallee du Lac de Joux.

Dieſes Thal hat ſeinen Namen von einem See, der in der Mitte deſſelben liegt, und ohngefähr zwey Meilen lang und eine halbe Meile breit iſt. Von allen Seiten, beſonders von der Seite, an welcher es mit Burgund gränzt, wird es von dickem Gebüſch, und hohen Gebirgen umzäunt, —

und die engen Wege, die ſich zwiſchen den Gebirgen befinden, dienen ihm zur ſicheren Befeſtigung. Es iſt ſehr ſtark bewohnt, und hat acht bis zehn Dörfer und drey große Parochien.

Das Erdreich kann hier wohl nicht ſonderlich ergiebig ſeyn; — Früchte ſind gar nicht zu erwarten, — und man kann nichts anders ſäen als Gerſte und Hafer. Deſto fiſchreicher iſt hingegen der See. Die Einwohner ſind indeſſen ſehr emſig drauf bedacht, ſich durch Induſtrie und unermüdete Arbeitſamkeit das zu verſchaffen, was ihnen die Natur abgebrochen hat. Ueberhaupt kann man die allgemeine Anmerkung machen, daß die Bergbewohner weit fleißiger und arbeitſamer ſind, als die Bewohner des platten Landes, denen mehr Früchte und Bequemlichkeiten zuwachſen, welche jenen fehlen.

In dem ganzen Bezirk des Berges Jura, herrſcht die Gewohnheit, daß man mit einer Flinte und mit einem Bajonnet in die Kirche gehet, gleich als wäre man ſtündlich bereit, ein Gefechte anzufangen. Während des Gottesdienſtes haben ſie das Gewehr entweder zwiſchen den Füßen, oder ſie hängen es an gewiſſe darzu verfertigte Hacken auf. Dieſe ſeltſame Sitte hat in der Beſorgniß ihren Grund, welche ſie gegen die Burgundier hegen, denen ſie niemals vollkommen trauen.

Das Thal hat mancherley Merkwürdigkeiten. Einen Kanonenſchuß von dem Pfarrdorfe l'Abaye entſpringt aus dem Fuße einer Steinklippe ein Fluß, ohngefähr eine ſechsfüßige Ruthe breit und einen auch wohl nach Beſchaffenheit der Zeit, zwey Fuß tief, welcher einige Eiſenhämmer treibt, und ſich hernach in den See ergießet. Eine Meile von dem Dorfe iſt in einer Bergſchicht eine Höhle von einer oder zwey ſolcher Ruthen im Diameter, in der man das Geräuſch eines unter der Erde rauſchenden Baches höret. Die größte Merkwürdigkeit bleibt indeſſen der See ſelbſt. Man ſieht weder ſeinen Urſprung, noch, wohin er gehet. Ein enger Kanal theilt ihn gleichſam in zwey kleinere Seen ab; – über dieſen Kanal geht eine große Brücke von Holz, und eine halbe Meile jenſeits derſelben ſtürzt er ſich in ein großes Loch herein. Man glaubt, daß er durch unterirdiſche Kanäle bis nach Vallorbe gehe, wo ein groſſer Fluß aus dem Felſen hervorſpringt, – und daß dieß der Urſprung des Fluſſes Orbe ſey.

La Sarra.

Eine gleichſam in Felſen und Klippen eingeſchloſſene Stadt, welche ehedem größer geweſen ſeyn ſoll, als ſie izt iſt. Von hier werden die ſchönen Steine geholet, welche zu allen dauerhaften Gebäuden gebraucht werden.

Eine viertel Meile über La Sarra iſt die Einſiedeley des heiligen Lupicinus, — welche tief in den Felſen hereingehet, und gegen Wind und Wetter ſchüzen kann. Man kann noch die Stuffen in dem Felſen ſehen, auf welchen man in die Höhe geſtiegen iſt. Gegen über war eine Betkapelle, und ein kleines zur Bewirthung der Fremdlinge beſtimmtes Haus. Die Kapelle iſt umgeriſſen, und das Gaſthaus in eine Scheure verwandelt worden. Nicht weit davon iſt auf der Wieſe eine kleine Fontaine, deren Waſſer angenehm ſchmeckt, und die Kraft haben ſoll, einige Krankheiten zu heilen, beſonders verlezte und verrenkte Glieder wieder in ihren geſunden Zuſtand zu bringen. Dieſer Ort war ehemals zur Andacht beſtimmt, wohin die Einwohner aus der ganzen benachbarten Gegend ihre Wallfarth machten. Die Kraft des Waſſers wurde ſonder Zweifel dem heiligen Lupicinus und ſeiner großen Frömmigkeit zugeſchrieben.

Eine halbe Meile von La Sarra, auf dem Wege nach Yverdun, fand man 1640, als man einen Kanal graben wollte, in einer ganz felſichten Gegend einen großen Stein mit folgender Innſchrift,

„IMP.„

„CAES. TIT. ALLIO„

„HADRIANO„

„AVG. P. M. TRIB.„
„POT. COS. III. P. P.„
„AVENTICVM.„
„M. P. XXXXI.„

Der Kanal ſelbſt wurde der Handlung wegen gegraben, damit die Waaren mit deſto größerer Bequemlichkeit von einem Orte zum andern verfahren werden könnten.

Orbe

Iſt eine nicht nur ihrer Lage wegen angenehme, ſondern auch ihres Alterthums wegen ungemein berühmte Stadt. Wenn es ſich auch gleich nicht mit vollkommner Gewißheit erhärten lieſſe, daß ſie die Hauptſtadt des **Pagus Urbigenus** geweſen ſey; — ſo hat ſie doch zur Zeit der alten fränkiſchen Monarchie ſchon eine ſehr blühende Verfaſſung gehabt. Die Könige aus dem erſten und zweiten Stamm hatten daſelbſt einen Pallaſt, wo ſie manchmal ihre Zeit in Vergnügen zubrachten. Schon vor dem Jahr 620 war es die Reſidenz der Prinzeßinn **Theudelinde** aus der erſten Raſſe der fränkiſchen Könige. Der Schade, den vor einiger Zeit ein unglücklicher Brand daſelbſt verurſachte, iſt durch viele ganz neue und ſchön errichtete Gebäude erſezt. Der Fluß **Orbe** iſt für die Handlung der Einwohner ungemein bequem,—

und ſeit einigen Jahren ſchiffbar gemacht worden. Er fließt ungemein ſchnell, und, wenn er ſich einmal ergießt, ſo wird er dem Lande ſehr gefährlich. Im Junius 1703 verſank ein Schiff, worinnen funfzig bis ſechszig Leute aus Orbe waren, welche ſämmtlich ihren Geiſt aufgeben mußten.

Sie ſchmeichelt ſich in den ganzen welſchen Landen die einzige zu ſeyn, die keiner auswärtigen Geiſtlichkeit bey der Reformation bedurfte. Wilhelm Farel predigte ſchon 1530 die evangeliſche Lehre; — das Jahr drauf ward durch den Dienſt Peter Virets, eines Bürgers in Orbe, eine Gemeinde geſammlet. Er war 1511 gebohren, hatte in Orbe ſich zuerſt auf die Wiſſenſchaften gelegt, und ſie in Paris fortgeſezt, wo er ſich zu der Reformation bekannte. Bey ſeiner Zurückkunft brachte ihn Farel ſo weit, daß er ſich dem Dienſt des Evangeliums widmete, und mit vielem Beifall und Nuzen predigte.

Granſon

Liegt eine Meile von Yverdun auf einem Hügel, an der Abendſeite des Sees von Neuchatel. Die Stadt und die umherliegende Gegend hatte im vierzehnten Jahrhundert ihre eigene Baronen, welche ziemlich mächtig waren, und ſich wohl gar erdreiſteten, ſich der Krone England zu widerſezen.

Nach ihnen haben die Fürſten von Chalons dieſen Diſtrikt inne gehabt, die ihn aber in dem burgundiſchen Kriege wieder verlohren.

Die Stadt iſt in der Geſchichte ſehr merkwürdig, theils, weil ſie von dem Herzog von Burgund eine Belagerung ausſtand, theils, weil die Schweizer daſelbſt im Jahr 1475 gegen den Herzog eine Schlacht gewannen. Ich halte es für intereſſant, wenn ich hier bey denen ſehr verſchieden ausfallenden Nachrichten der Geſchichtſchreiber die Fakta dieſes Krieges nach meinem Plan kürzlich darlege.

Sigismund, Erzherzog von Oeſterreich, wollte nach ſeiner Vorfahren Beiſpiel die Freiheit der Schweizer erſchüttern, und nahm, um mit vereinigter größern Macht es thun zu können, den König von Frankreich, Ludwig den Eilften, zu Hülfe. Da dieſer Plan vereitelt wurde, ſo ließ er ſich mit **Karl dem Kühnen**, Herzoge von Burgund, ein. Die Schweizer ſuchten ſeine Freundſchaft und boten ihm ein Bündniß an, — dabey mußten ſie zugleich über den burgundiſchen Stadthalter Hagenbach Klage führen, daß er ſie zu tyranniſch behandele. Das gab eben Gelegenheit zum Krieg; — der Herzog ergrif den ſo unbedeutenden Vorfall, daß die Schweizer einen mit Wolle beladenen Wagen, der einem burgundiſchen Unterthanen gehörte, weggenommen hatten, und fieng Krieg an.

Die Eidgenoſſen ſchlugen ſich zu Ludwig den Eilften, den unverſöhnlichen Feind Karl des Kühnen, und machten mit ihm und mit Sigismund ein Bündniß, welchem der Herzog von Lothringen auch beitrat.

Während dieſer Zubereitung brach der Krieg ganz unerwartet aus. Hagenbach, der Breiſach befeſtigte, und in dieſe Stadt viel Munition und Soldaten gelegt hatte, foderte, weil es ihm an Arbeitern fehlte, die Bürger ſogar am Oſterfeſt zur Arbeit auf. Das machte unter ihnen große Gährung. Sie ſchlugen ſich zuſammen, und nahmen durch hinterliſtige Mittel den Stadthalter gefangen. Sigismund von Oeſterreich glaubte von dieſem Vorfalle auch ſeinen Nuzen zu haben, wenigſtens wollte er die Länder wieder nehmen, die ihm der Herzog von Burgund gegen Treue und Glauben vorenthalten hatte. Er ſezte zuvörderſt gegen den Stadthalter eine ordentliche Kommißion nieder, und beſtellte ein Gericht, wobey eine gewiſſe Anzahl von Bürgern aus einigen Städten der Schweiz, und der benachbarten Gegenden Richter waren. Sie legten dem Beklagten vorzüglich vier Verbrechen zur Laſt:

1) Daß er vier ganz unſchuldige Bürger, ohne alle vorhergegangene Unterſuchung habe enthaupten laſſen.

2) Daß er gegen ſeinen geleiſteten Eid die einmal eingeführte Gebräuche und Sitten in der Stadt abgeändert, und einige würdige Männer ihres Amtes entſezt habe.

3) Er habe die Bürger in Breiſach auf einmal wollen ermorden laſſen.

4) Er habe die Nonnen, die Bürgerfrauen und jungen Mädchen aus der Stadt zu ſeinen unzüchtigen Abſichten gebraucht.

Die drey erſten Klagepunkte ſchob er auf den Herzog von Burgund, und, was den vierten anbetrifft, ſo geſtand er es ganz frey, daß er junge Mädchens und Eheweiber zu ſeinen Abſichten gebraucht, aber ihnen nie Gewalt gethan habe; — ſie wären ſelbſt zu ihm ins Haus gekommen, und hätten gar gern des Nachts bey ihm geſchlafen, — überdem habe er ihnen auch für jeden Beiſchlaf eine beträchtliche Summe Geldes gegeben. *

* Wer erkennt nicht in dieſem wollüſtigen Stadthalter, einen Vorläufer unſrer izigen Mode-Wollüſtlinge, die ſich in die Familien ſchleichen, und immer einen Ehebruch nach dem andern begehen.

Beſonders in großen Städten iſt es nichts ſeltenes, daß der Venus in der Stille ſolche Opfer, und zwar ſehr oft, gebracht werden.

Der Ueberſezer.

Die Richter hörten auf dieſe Verantwortung ſo wenig, daß ſie ihn auf der Stelle des Todes werth erklärten, und ihn auf freiem Felde alſo bald enthaupten ließen. Ob ſie daran Recht thaten, – mag ich nicht unterſuchen.

Karl von Burgund ward über dieſe an ſeinem Stadthalter ausgeübte Strafe äußerſt unwillig, rüſtete ſich, und zog mit ſeiner Armee gegen Granſon loß. Die gütlichen Verſprechungen, die er der Stadt machte, bewogen die Einwohner, ſie ihm bald zu übergeben. Er tyranniſirte aber mit ihnen ganz unmenſchlich. Dreihundert Stadtſoldaten nahm er gefangen, und ließ die meiſten von ihnen zu ſeinen Vergnügen in den See werfen; und damit ſie nicht leben bleiben möchten, wurden ſie, ſo oft ſie ans Land kamen, wieder zurück geſtoßen.

Solch unerhörte That flößte den Schweizern die unverſöhnlichſte Bitterkeit und tödtlichen Haß ein. Es kam alſo zum Treffen. Karls Armee war 100000 und die ſchweizeriſche nur 20000 Mann ſtark. Eine eben nicht ſonderlich blutige Schlacht, in der der Herzog etwa 1000, und die Schweizer 30 bis 40 verloren, entſchied zum beſten der leztern. Karl verſuchte bey Morat noch einmal, ob er Sieger werden könnte. Aber auch hier wurde ſeine ganze Armee mit Verluſt von

26000 Mann geſchlagen. Man errichtete auf der Wahlſtädte eine Kapelle, in der noch Knochen von den gebliebenen Burgundern aufbewahrt werden. Karl ſahe auf die Schweizer mit den verächtlichſten Blicken, und wollte mit einer Hand voll Leute, wie er ſie nannte, im Anfang nicht einmal fechten. Daher hatte er auch ſchon eine große Anzahl Stricke angeſchaft, an welchen er ſie wollte aufhenken laſſen *.

Noch eine Schlacht wagte er demohnerachtet dran. Nahe bey Nanci in Lothringen kam es zum Treffen, wo er aber nebſt 8000 Mann das Leben verlor. So mußte er, wie Darius durch eine Armee umkommen, die er ſo höhniſch verlacht hatte, ohne ihre Stärke zu kennen, und durch einen Feind aufgeraft werden, den er durch ſein treuloſes Betragen aufs heftigſte beleidigt hatte.

* Die Schlacht des Herzogs von Burgund und der Schweizer bey Morat hat mit der, welche der König von Preuſſen den Franzoſen bey Rosbach lieferte, viele Aehnlichkeit.

So verächtlich als der burgundſche Herzog von den Schweizern dachte; — eben ſo nachtheilig fiel das Urtheil aus, welches der Herzog von Soubiſe von der preußiſchen gegen das franzöſiſche Heer freilich kleinen Macht fällete.

Anm. des Ueberſezers.

Ich könnte mit patriotiſchem Geiſte hier noch manche tapfre That der Helvetier aufſuchen. Es ſey aber genug, drey derſelben erwähnt zu haben, welche die mehreſten Geſchichtkundigen nicht ſo ins Licht ſezen, wie ſie beleuchtet zu werden verdienen. Uebrigens gefällt mir die Vorſtellung recht gut, die ich irgendwo geleſen habe. Man vergleicht nämlich die Schweizer mit dem Löwen in der Fabel. Einſt zeigte ein Menſch einem Löwen ein Gemälde, auf welchem viele von Menſchen getödtete Löwen lagen. Der Löwe antwortete ihm; — hätten wir nur unter uns auch Maler, wie ihr, ich wette, daſs mehr Menſchen von uns getödtet da liegen würden.

Yverdun.

War ſchon den Römern bekannt. Sie nannten es Kaſtrum, das heißt, einen feſten Plaz. Man hat hier viel Antiken gefunden. Z. B. eine römiſche Inſchrift, die ich hernach anführen werde, — eine Lampe mit vier Röhren, — römiſche Medaillen, — vom Auguſt bis auf Julian den **Abtrünnigen**, auch viele gothiſche Silbermünzen.

Gleich beim Eingang in die Stadt iſt ein viereckiger Plaz, auf welchem die ſchönſten Gebäude der Stadt ſtehen, das Schloß, die Kirche, das Rathhaus, und ein fürtrefliches Kornmagazin.

Das Schloß iſt von dem Grafen, Konrad von Zehringen im zwölften Jahrhundert erbauet, und im dreizehnten von Peter von Savoyen ausgebeſſert worden.

In der einen Straße ſteht ein Meilenzeiger von weiſſem Marmor, auf welchem man folgende Inſchrift lieſet

IMP. CAES.
L. SEPT. SEVERO, PI.
— — RTI. AVG. ARAB. A.
PARTHIC. MAX. P. P. C.
I. IMP. CAES. M. AVR.
NTONINO. PIO. FEL.
COS. . . . .
S. AVENTIC. E---
XXI.

Man kann ſie folgendergeſtalt leſen: „Imperatori Caeſari Lucio Septimio Seuero, Pio, Pertinaci, Auguſto, Arabico, Adiabenico, Parthico *Maximo*, Patri *Patriae*, Conſuli I. Imperatori Caeſari *Marco Aurelio* Antonino *Pio*, *Felici*, *Conſuli* - - - -

Die achte Zeile kann man folgendergeſtalt leſen — Sumptibus Auentici Eluetiorum, oder Sumptibus Auentici Coloniae Eluetiorum, oder endlich Sacrum — Auenticum Eluetiorum, ſo daß

man darunter *Poſuit* verſteht. — — Es fehlt unter dem Marmor ein Theil der Anzahl der Konſulate des Severus, welche durch P I in der fünften Zeile angezeiget wird. Der Titel Konſul, der dem Karakalla in der fünften Reihe gegeben, und durch die Namen Markus, Aurelius Antonius Pius, Felix angezeigt wird, beweiſet, daß nach dem Titel des Konſul Severus die Zahl III. wenigſtens da geſtanden hatte.

Payerne.

Iſt eine zwar nicht groſze, aber wohlgebauete Stadt, an dem Ufer der Broye, mitten auf dem Felde. Die Broye läuft vor einem Thore vorbey; man hat eine ſteinerne Brücke angelegt, über welche man gehen muß, wenn man herüber kommen will. An der Ecke derſelben habe ich folgende Inſchrift gefunden:

JOVI. O. M.
GENIO LOCI.
FORTVNAE
REDVCI AP
PIVS AVGVS
TVS DEDICA.

Der Biſchof von Lauſanne, Marius, bauete entweder Payerne ganz neu, oder erbauete es aus ſeinen Trümmern von neuem. In der Folge ſtif-

tete Bertha, eine Königinn von Burgund, ohngefähr 960 eine reiche Benediktiner Abtey, der ſie nicht nur anſehnliche Einkünfte, ſondern auch viel Gerechtſame anwies, und ſie von aller Gerichtsbarkeit der Könige, der Biſchöfe, ſelbſt des Pabſtes losſprach. Der Kanton Bern bemächtigte ſich dieſer Abtey, und ſezte einen Adminiſtrator hin, der die Einkünfte derſelben berechnet. Er hat aber der Stadt nicht das geringſte zu befehlen, ſondern lediglich einigen umher liegenden Dorfſchaften. — Die Bürger haben ihren eigenen Gerichtsverweſer, den ſie Schultheiß nennen, und den die Berner beſtätigen, ob ihn gleich die Einwohner in Payerne wählen.

In der Stadt ſelbſt ſind zwey große Kirchen, eine alte Pfarrkirche, und eine in der Abtey. Aus der lezteren hat man aber, weil ſie zu dunkel war, ein Kornmagazin gemacht. Der König von Burgund, Rodolf der Zweyte, ſoll mit ſeiner Gemahlinn Bertha hier begraben liegen; ich habe aber alles Nachforſchens ohnerachtet nicht die geringſte Spur eines Grabmahles, und auch keine Inſchrift gefunden. Vielleicht, daß bey der Umreiſſung der Kirche alles verſchüttet worden iſt. So viel iſt indeſſen aus der Geſchichte bekannt, daß die lezten burgundiſchen Könige ſich öfters hier aufgehalten, — ja man ſagt ſogar, daß Rodolf

der Erſte unter dieſen Königen im Jahr 888 hier ſeine Reſidenz gehabt haben ſolle.

Avenche.

Eine ſehr alte Stadt, die aber nichts mehr von ihrer vorigen Größe hat, als den Namen, und die Ueberreſte von den Mauern. Hie und da ſind noch einige Mauerſtücken von ihrer ehemaligen Befeſtigung, und ein halb verwüſteter Thurm ſteht ſeit mehr als zwölf Jahrhunderten an der Ecke der Mauern. —

Nunc ſeges eſt, vbi Troia fuit.

Zu den Zeiten, da Rom über die Schweiz herrſchte, war ſie nach dem Zeugniß des Tacitus ſehr berühmt. Attila ſoll ſie ſo verwüſtet haben, daß ſie ſich nicht wieder erholen kann. Im Anfang, als ſie zum Chriſtenthum übertrat, hatte ſie eigene Biſchöfe; — indeſſen verlegte Marius im Jahre 600 den biſchöfflichen Siz von hier nach Lauſanne hin. Im Jahre 1076 befeſtigte es der Biſchof von Lauſanne Burkard, und ſezte es in die Verfaſſung, in welcher es izo iſt. Es ſind viele Inſchriften, — ſilberne und gegoſſene Münzen verſchiedener Kaiſer bis auf Konſtantin, Bildhauerarbeit, Urnen u. d. gl. hier ausgegraben worden.

Folgende zwey Innſchriften ſtehen auf den Steinen der Kirchmauer

NVMINIB. AVG.
ET GENIO COL. HEL.
APOLLINI SACR.
Q. POSTVM. HERMES. LIB.
MEDICIS. ET PROFESSORIB.
D. S. D.

Hernach AELIAE MODESTINAE
QVAE VIXIT ANNIS II. M. VI.
AELIVS CLADEVS ET CANI
NIA MODESTINA. PARENTES
FILIAE DVLCISSIMAE
POSVERVNT.

In einem ganz verſtümmelten Stein iſt folgende eingegraben:

LEGATO
IMP. CAES. NERVAE. AVG. GERM.
LEG. XVI.
FLAVIAE FIRMAE ET LEGATO
IMP. NERVAE.
TRAIANI CAES. AVG. GERMANICI
DACICI
LEG. VI. FIRMAE. SODALI FLA-
VIALI. PRAETORI
AERARI MILITARIS. LEGATO
IMP. NERVAE.

TRAIANI. CAES. AVG. GERMANICI
DACICI
PROVINCIAE LVGDVNENSIS
CONSVLI. LEGATO
IMP. NERVAE TRAIANI CAESARIS
AVG. GERMANICI
DACICI AD CENSVS ACCIPIENDOS
COLONIA PIA FLAVIA CON-
STANS EMERITA
AVENTICVM HELVETIORVM
FOEDERATA
PATRONO.

Aus dieſer Inſchrift erhellt ſo viel, daß das alte Avenche eine römiſche Kolonie unter dem Titel FLAVIA geweſen ſey, welchen Namen ſie ohne Zweifel darum erhalten hat, weil ſie der Kaiſer Veſpaſian dahin geſchickt hat. Im Jahr 1674 wurde auf dem Felde ein Gemälde auf moſaiſche Arbeit gefunden, welches verſchiedene Vögel vorſtellte, mit der Ueberſchrift:

POMPEIANO ET AVITO
COSS. KAL. IAN.

Ein anderes Stück auf eben dieſe Art verfertigt ſtellte einen Kopf und verſchiedene andre Figuren vor, mit der Ueberſchrift —

PROSTHASIVS FECIT.

und noch bis auf dieſe Stunde entdeckt man noch

viele andere von großer Schönheit und Anmuth. In dem neuen Garten des Landvogtes ſind die Ueberreſte von einem Amphiteater. Außerhalb der Stadt ſteht eine ſehr hohe Säule von Marmor, die von einem prächtigen Portal übrig geblieben zu ſeyn ſcheint. Ehemals ſtanden große Marmorſtücken, die vermuthlich ehedem zum Zierrath irgend einer Kirche gereicht haben daſelbſt; — aber der Rath zu Avenche hat im Jahr 1710 dieſe Steine in die neu ausgebeſſerte Kirche bringen laſſen. Eben ſolche Steine ſtehen vor einem Stadtthore, auf welchem gut gerathene Delphine ſtehen, die vermuthlich in dem Tempel irgend einer Seegottheit ſollten gebraucht werden. Ueber dieſe Alterthümer kann man übrigens des Herrn Samuel **Schmidt** Abhandlung über die Antiquitäten von **Avenche** und andrer in dieſem Kanton mehr nachſehen.

Das Pais de Vaud iſt übrigens ein ungemein ſchönes Land, nicht deshalb, weil es ganz und durchaus fruchtbar und anmuthig in demſelben iſt, ſondern weil beſonders der Theil, welcher am Genfer-See zu liegt, angenehmer und reichhaltiger iſt, als viele andere. Die Einwohner daſelbſt ſind größtentheils ſtark vom Körper, lieben die Waffen — ſind muthig im Streit, und haben Genie genug zu allen Künſten und Wiſſen-

ſchaften. Gegen die Arbeit ſind ſie ziemlich abgeneigt. Es kommen immer mehr Deutſche ins Land, die den Ackerbau und Manufakturen ziemlich in die Höhe bringen. Die Obrigkeit in Bern hat daher zum Behuf dieſer Kolonien **ſieben** deutſche Kirchen anlegen laſſen.

Noch ein Wort von der Art, wie die Berner **das Pais de Vaud** erobert haben! —

Religionsſtreitigkeiten waren die erſte Veranlaſſung, es einzunehmen; — wären ſie nicht geweſen, ſo hätten es die Schweizer ganz gewiß nicht in ihre Hände bekommen. Es war ſonſt unter den Biſchof von Lauſanne, — den Herzog von Savoyen und die zwey Kantons **Bern** und **Freiburg**, (die als **ein** Beſizer angeſehn wurden,) getheilt. Der Biſchof hatte die Stadt Lauſanne, — die vier Parochien von la Vaux, (**Lutry**, — **Cuilly**, — **S. Saphorin** und **Corſier**) einen Theil von **Vevay**, **Avenche**, **Lucens** und **Bulle**. Die beiden eben genannten Kantons beſaßen die drey Landvogteien, **Orbe**, — **Granſon** und **Morat**. Der Herzog hatte den übrigen Theil inne. Ein Stadthalter, der ſeinen Siz zu Moudon hatte, und die Stände des Landes, die ihre Verſammlung auch daſelbſt hielten, regierten es, und ver-

walteten die Gerechtigkeit daſelbſt. Der Herzog von Savoyen fiel vorzüglich den Einwohnern von Genf ſehr zur Laſt, weil es ihm unausſtehlich fiel, daß ſie die Religion verändert hatten. Die Stadt Bern ſchickte ihm Abgeordnete zu, welche ihn dahin bewegen ſollten, daß er ihnen freye Religionsübung verſtattete. Da der Herzog ſeine Streitigkeiten fortſezte, und die Edelleute die Genfer durch allerley Bedrängungen ſehr quälten; ſo giengen die Berner ihren Nachbaren den Genfern mit einer Armee zu Hülfe, und beſezten die Grenzen von Savoyen. Der Herzog nahm zum Weg der Güte ſeine Zuflucht, und drung drauf, daß man ihm das weggenommene Land wiedererſtatten möchte. Die Unterhandlungen verzogen ſich bis ins Jahr 1564, in welchem auf die Vermittelung der andern Schweizer die Berner dem Herzoge von Savoyen alles jenſeit des Sees gelegene Land, nebſt einer gewiſſen Anzahl von Städten unter der Bedingung wiedergaben, daß ſie die Bezirke, in denen ſie ſich izt nun einmal feſt niedergelaſſen hätten auf immer beſäßen.

Morat.

Die Stadt iſt mittelmäßig, und beſteht aus zween Theilen, von denen der eine, den man

la Rive nennt, am Ufer des Sees, und der andre jenſeits demſelben auf einer Höhe liegt. Auf dem alten Schloß daſelbſt wohnet der Landvogt, den die Berner und Freiburger wechſelsweiſe von fünf Jahr zu fünf Jahr daſelbſt hinſchicken.

Morat iſt dreier Belagerungen wegen merkwürdig; – die eine gegen den Kaiſer Konrad den ſaliſchen im Jahr 1032; – die andre gegen den Kaiſer Rudolph von Habsburg im Jahr 1292, — die dritte im Jahr 1476 gegen den lezten burgundiſchen Herzog Karl den Kühnen. Auf die lezte folgte eine große Schlacht, zwiſchen dem Herzog und den Schweizern, in welcher der erſte geſchlagen, und ſeine ganze Armee in Unordnung gebracht wurde. Die Einwohner von Morat feiern dieſe Begebenheit von Zeit zu Zeit durch gewiſſe dazu feſtgeſezte Feiertage und Freudenfeſte. Man zeigt noch ſo gar an gewiſſen Orten der Mauer die Kanonenſchüſſe. Sieht man die Befeſtigungswerke dieſer Stadt an, wie ſie izt iſt, ſo kann man es ſich kaum vorſtellen, daß ſie ſich gegen die Armee des Herzogs von Burgund ſo lange habe halten können. Indeſſen beſteht die Stärke einer Stadt nicht in Mauern, – Baſtionen und Balliſaden, ſondern in einer guten Garniſon, und in der Treue der Einwohner. Morat

hatte 1600 Mann, die es vertheidigten. Ueberdem wußte man vielleicht damals noch nicht die beſte Methode, Städte einzunehmen, wie man ſie izt verſteht. Man muß endlich aus der izigen Verfaſſung der Feſtungswerke nicht auf diejenige ſchließen, in der ſie 1476 waren, weil die Zeit alles verzehrt, und in 184 Jahren vieles ſich verändert haben kann.

Auf dem Rathhauſe ſteht das Portrait des Herzogs von Burgund, welches in dem Zelt des Herzogs gefunden wurde. Er iſt mit halb geſchornem Haupte, beinahe wie ein Mönch, mit wildem trozigen Air gemalt worden. Die größte Merkwürdigkeit in Morat iſt die große neue Kirche, welche im Jahr 1712 wieder aufgebauet iſt. Das Schiff iſt gewölbt, und mit einem fürtreflichen Plafond von Gips ausgeziert, an welchem die Wappen der Stadt und andre Kriegszeichen mehr hängen.

Eine viertel Meile von Morat ſteht eine kleine Kapelle, worinn noch viel Knochen der in der Belagerung 1476 gebliebenen Burgundier aufbehalten werden. Manche aus Burgund nahmen einige ſolcher Knochen als Reliquien mit ſich nach Hauſe, — andre gebrauchen ſie wohl gar als Heilungs-

mittel gegen gewiſſe Krankheiten. Schon der Anblick dieſer Knochen flößt ihnen eine gewiſſe heilige und ſchauervolle Ehrfurcht ein, ſo, daß ſie entweder Geld, oder Wachsfackeln hinwerfen, damit ein gutmüthiger Prieſter bewogen werde, ihren Voreltern eine Seelenmeſſe zu leſen.

Ueber der Kirchthüre ſteht folgende Innſchrift:

DEO. OPT. MAX.
CAROLI INCLYTI ET FORTISSIMI
BVRGVNDIAE DVCIS EXERCITVS
MVRATVM OBSIDENS, AB HELVETIIS
CAESVS HOC SVI MONVMENTVM
RELIQVIT. AN. MCCCCLXXVI.

Dieſe Innſchrift iſt 1755 erneuert worden. —

SACELLVM
QVO RELIQVIAS
EXERCITVS BVRGVNDICI
AB HELVETIIS A. MCCCCLXXVI.
CAESI
PIA ANTIQVITAS CONDIDIT
RENOVARI
VIASQVE PVBLICAS MVNIRI
JVSSERVNT

RERVM NVNC DOMINAE
RESPVBLICAE
BERNENSIS ET FRIBVRGENSIS
ANNO M.DCC.LV.

Steh ſtill, Helvetier! hier liegt das kühne Heer,
Vor welchem Lüttich fiel, und Frankreichs Thron erbebte,
Nicht unſrer Ahnen Zahl, nicht künſtliches Gewehr,
Die Eintracht ſchlug den Feind, die ihren Arm belebte.
Lernt, Brüder! eure Macht, ſie liegt in eurer Treu,
O würde ſie noch izt bey jedem Leſer neu.

In der ganzen Gegend von Morat hat man noch viele antiquariſche Sachen, unter andern viele römiſche Innſchriften gefunden, aus denen man ſchlieſſen kann, daß im Heidenthum ein gewiſſer Tempel der Göttinn Aventia da geſtanden habe, gegen die die alten Helvetier große Hochachtung hatten.

Ich werde zwey ſolche Innſchriften anführen.

DEAE AVENTIAE
ET GENIO INCOLAR
T. JANVARIVS
FLORINVS
ET P. DOMITIVS
DIDYMVS
CVRATORES COL.
EX STIPE ANNVA
ADJECTIS DE SVO
HS. N. I. D.

Hernach

DEAE AVENTIAE
T. TERTIVS
SEVERVS
CVR: COLON.
IDEMQ. ALL.
CVI INCOLAE
AVENTICENS.
PRIM. OMNIVM

OBS. EJVS ERGA
SE MERITA
TABVLAM ARG.
P. L. POSVER.
DONVM. D. S. P.
Ex VCC. L. D. D. D.

Dies wäre das Intereſſanteſte über den Kanton Bern; — wobey ich freilich manche Kleinigkeiten weggelaſſen habe, die in das Ganze keinen Einfluß hatten.

Ende des erſten Bandes.

Inhalt
der in dem erſten Bande enthaltenen Hauptſtücke.

Erſtes Hauptſtück.

Urſprung der Schweizer. — — Ihr älterer und neuer Name. Seite 29.

Zweites Hauptſtück.

Verfaſſung der Schweiz in alten Zeiten, oder des alten Helvetiens. S. 40.

Drittes Hauptſtück.

Verfaſſung der Schweiz in neuern Zeiten. S. 48.

Viertes Hauptſtück.

Die Alpen. — — Die Schweizer-Gebürge überhaupt. S. 56.

Fünftes Hauptſtück.

Die vornehmſten Seen, und Flüſſe in der Schweiz. S. 118.

Sechstes Hauptſtück.

Das Klima, — die Witterung, — und der Erdboden der Schweiz. S. 121.

Siebentes Hauptſtück.

Geſchichte der Schweiz in den älteſten Zeiten bis zur Revolution. S. 132.

Achtes Hauptſtück.

Schweizeriſche Revolution. — — Hergang derſelben, — einige nähere Umſtände davon. — S. 160.

Neuntes Hauptſtück.

Geſchichte der Schweiz, ſeit ihrer Revolution bis zur Beſtätigung der Union der drey erſten Kantons durch den Kaiſer Ludwig V. S. 182.

Zehntes Hauptſtück.

Verfolg der Geſchichte von dieſer Union bis auf gegenwärtige Zeiten. S. 192.

Eilftes Hauptſtück.

Ariſto-demokratiſche Regierungsform der ſieben Kantons. S. 212.

Zwölftes Hauptſtück.

Demokratiſche Regierungsform der ſechs Kantons. S. 249.

Dreizehntes Hauptſtück.

Allgemeine Landtage der Schweizer. S. 268.

Vierzehntes Hauptſtück.

Schweizeriſche Union. S. 282.

Funfzehntes Hauptſtück.

Vom Intereſſe der Schweizer. S. 288.

Sechszehntes Hauptſtück.
Temperament, — Fruchtbarkeit, — Sitten der Schweizer. Ein Verſuch über ihren Charakter. S. 293.

Siebenzehntes Hauptſtück.
Anlagen der Schweizer zu Künſten und Wiſſenſchaften. S. 314.

Achtzehntes Hauptſtück.
Tapferkeit der Nation. Ihre Verbindungen mit verſchiedenen Staaten. Ihre Treue. S. 332.

Neunzehntes Hauptſtück.
Klaſſen und Stände der Schweizer. S. 345.

Zwanzigſtes Hauptſtück.
Der Handel in der Schweiz. S. 352.

Ein und zwanzigſtes Hauptſtück.
Von den Einkünften der Kantons. S. 362.

Zwey und zwanzigſtes Hauptſtück.
Der Kanton Zürch. S. 376.

Drey und zwanzigſtes Hauptſtück.
Der Kanton Bern. S. 405.

Druckfehler.

Seite 11. Zeile 18. ſtatt Wittſtein, lies Wettſtein. S. 12. Z. 2. ſt. indeß eine, l. eine. S. 18. Z. 4. ſt. Siten, l. Sitten. S. 20. Z. 10. ſt. didicerunt, l. didicerant. Ebend. Z. 13. ſt. etſtand, l. entſtand. S. 43. Anm. Z. 13. ſt. Pochat, l. Bochat. S. 44. Anm. Z. 2. ſt. Am rones, l. Ambrones. S. 48. Z. 7. ſt. die, l. der. S. 51. Z. 21. ſt. Chiarenne, l. Chiavenne. S. 59. Z. 13. ſt. Gemfer, l. Genfer. S. 64. Z. 2. ſt. Staubkavinen, l. Staublauinen. Ebend. Z. 15. ſt. ich noch zu, l. ich zu. S. 67. ſt. der der, l. der. S. 77. Z. 4. von unten ſt. ſiatus, l. hiatus. S. 87. Z. 13. ſt. den, l. dem. S. 100. Z. 8. ſt. Damhirſche, l. Dannhirſche. S. 105. Z. 9. ſt. mögliche, l. mögliches. S. 112. Z. 8. ſt. Abhandlung Herrn, l. Abhandlung des Herrn. S. 125. Z. 12. ſt. Wolkenergieſſen, l. Wolken ergieſſen. S. 137. Z. 9. ſt. Bolybius, l. Polybius. S. 163. Z. 5. ſt. verſchiednen, l. verſchiedene. S. 197. Z. 8. ſt. Herſte, l. Herbſte. S. 203. Z. 7. ſt. Burguud, l. Burgund. S. 208. Z. 9. ſt. dem, l. den. S. 220. Z. 4. ſt. ſind, l. iſt. S. 230. Z. 18. ſt. Flamminiſche, l. Flaminiſche. S. 231. Z. 2. ſt. Sukceßion, l. Succeſſion. S. 249. Z. 23. ſt. de, l. den. S. 250. Z. 12. ſt. Ammtmann, l. Amtmann. S. 276. Z. 24. ſt. noſtres, l. nos trés. S. 277. Z. 12. ſt. LANDAMANNIS, l. LANDAMMANNIS.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Ruchat, Abraham, 1680-1750

Über das Interessanteste der Schweiz Aus dem Französischen frey übersetzt, berichtigt und vermehrt

Bd.: 1

Leipzig (1777)

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Hist.pol.3014(1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11097746-2
VD18 80082106-001